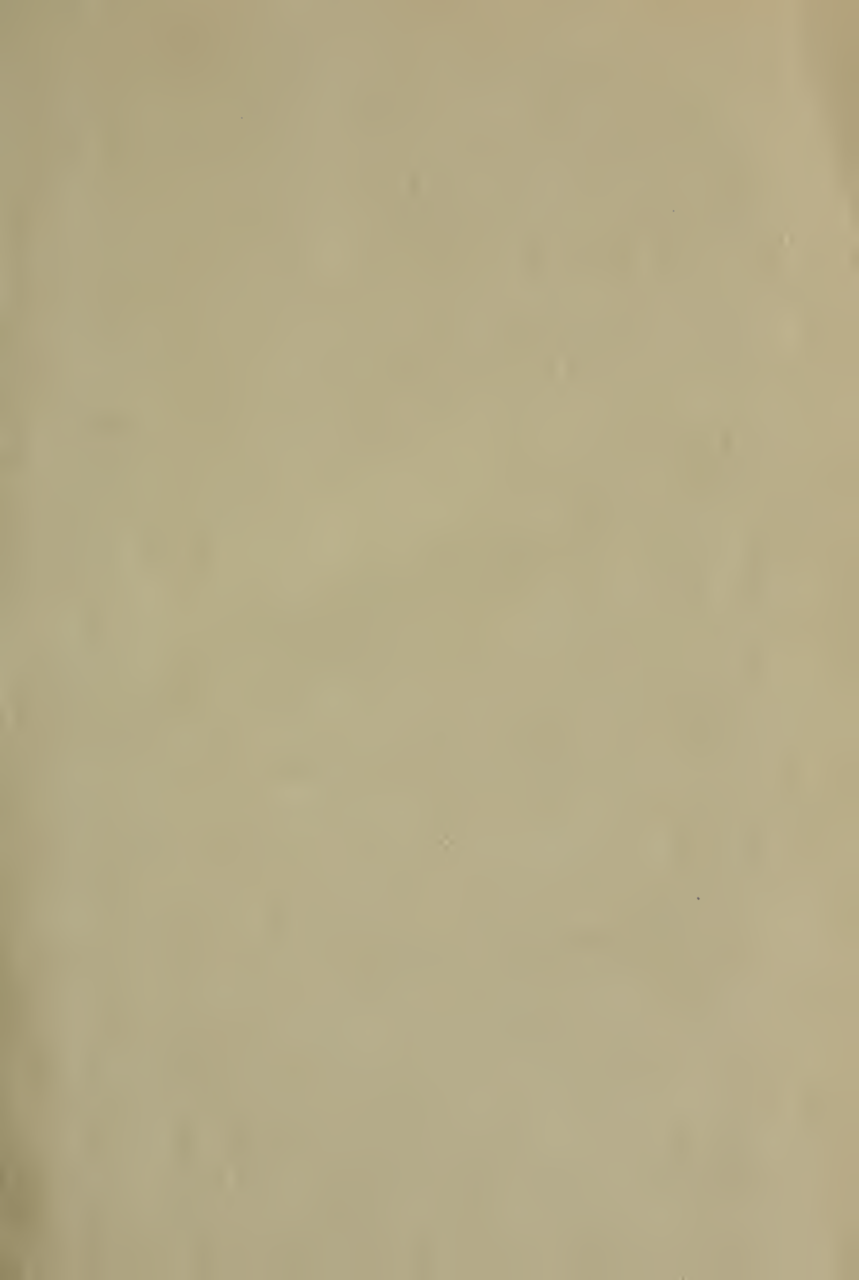
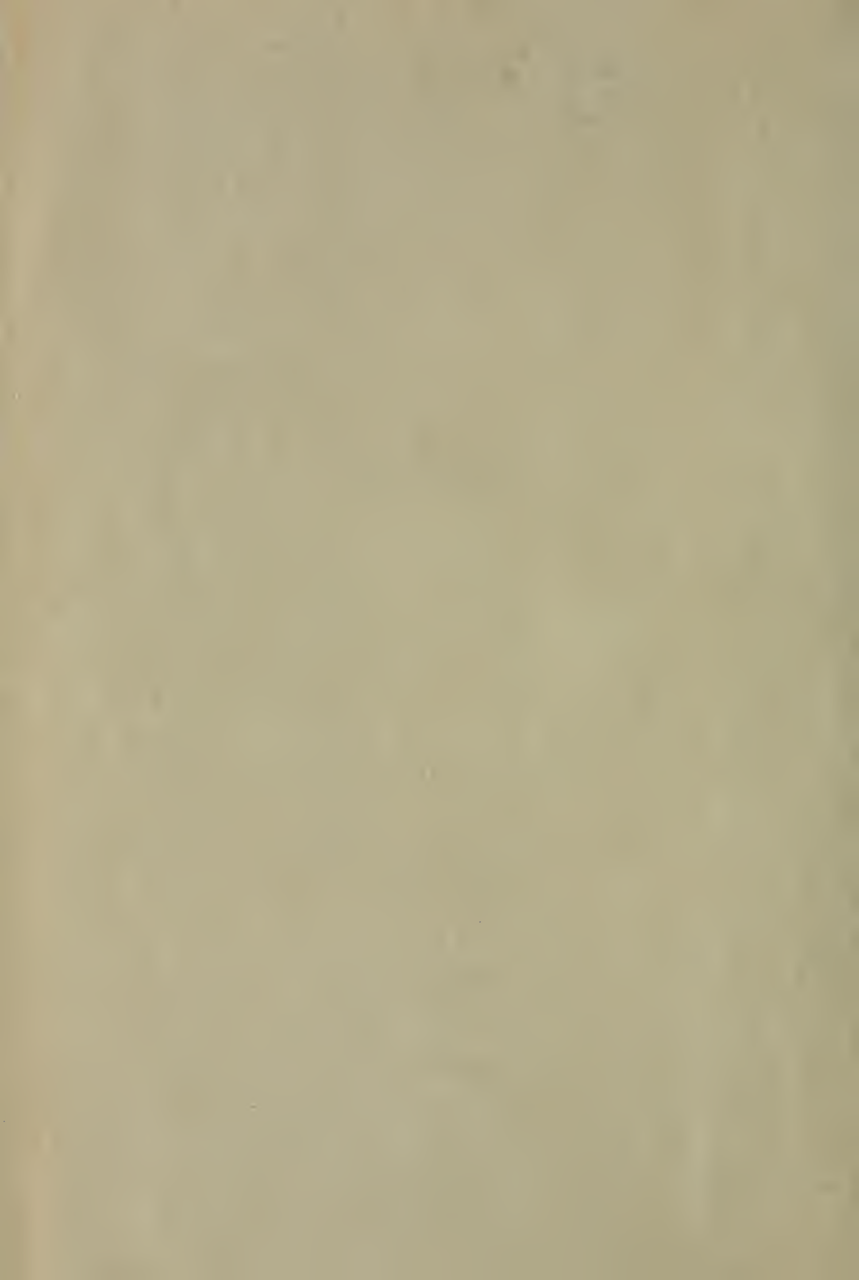



SIGILLVM·COLLEGII·WELLESLEIANI
NON·MINISTRARI
SED·MINISTRARE
Inci pit
Vita Nova
1875











GESAMMELTE SCHRIFTEN

VON

FRANZ LISZT

VOLKSAUSGABE
IN VIER BÄNDEN

I. FRIEDRICH CHOPIN
II. RICHARD WAGNER

III. DIE ZIGEUNER UND IHRE MUSIK IN UNGARN
IV. AUSGEWÄHLTE SCHRIFTEN



LEIPZIG
DRUCK UND VERLAG VON BREITKOPF & HÄRTEL
1910

GESAMMELTE SCHRIFTEN

VON

FRANZ LISZT

III.

DIE ZIGEUNER UND IHRE MUSIK IN UNGARN

UNTER BENUTZUNG DER ÜBERSETZUNG VON

PETER CORNELIUS

NEU DURCHGESEHENE AUSGABE



LEIPZIG

DRUCK UND VERLAG VON BREITKOPF & HÄRTEL

1910

Inhalt.

Seite

I. Des Zigeuners Epos ein musikalisches 1
II. Des Zigeuners Gegensatz: Der Israelit 9
III. Zigeunergesinnung: Poetischer Egoismus 20
IV. Zigeunertrieb: Zügellose Naturliebe 26
V. Zigeunergefühl: Schmerz und Stolz 35
VI. Der Zigeuner in der europäischen Literatur . . . 44
VII. Der Zigeuner ein Paria 53
VIII. Ethnographen; Zivilisierungsversuche 60
IX. Des Zigeuners Beschäftigungsweisen 68
X. Erlebnisse mit Zigeunern unsrer Heimat 75
XI. Zigeuner auf unsren Reisen 82
XII. Jozsy 93
XIII. Die Zigeuner in Ungarn 100
XIV. Die ungarische Zigeunermusik 108
XV. Kostüm, Orchester, Art und Weise des Zigeunervirtuosen 119
XVI. Eigentumsfrage der Zigeunerkunst 126
XVII. Geschichtliches; Bihary 140
XVIII. Lavotta und Csermak; Reményi 151
XIX. Verhältnis der Zigeunerkunst zur europäischen Musik 164
XX. Dies Buch eine Vorrede zu unsrem Zigeuner-Epos, den „Ungarischen Rhapsodien“ 170





I.

Die Völker nähren in ihrer Kindheit die Einbildungskraft an Dichtungen, welche ihnen hervortretende, bedeutungsvolle Gestalten darbieten, ihren Sinn für das Heldenhafte wecken, ihnen den Ruhm oder die Not des Vaterlandes vergegenwärtigen und in klingenden Strophen die ihnen eigentümliche Art und Sinnesweise verkörpern. Dann sind die Massen noch nicht durch wachsendes Bedürfen auf stete mechanische Arbeit angewiesen, noch nicht durch die mannigfachen erkünstelten Erfordernisse der Zivilisation abgestumpft; sie kennen vom Luxus nur den Überfluß des Notwendigen, dessen sich eine genügende Mehrzahl erfreut, um das Schauspiel peinlicher Armut fernzuhalten, und es wird ihnen in solchem Zustande zum dringendsten Bedürfnisse wie zum kostbarsten Luxus, sich ein poetisches Volksideal zu schaffen, dem der Stempel des innersten volkstümlichen Wesens ganz und klar aufgeprägt ist. Meistens wird es anfangs eine Sage, ein kurzes, einfaches Lied sein, das überall im Lande von Lippen und Herzen widertönt. Um diesen Keim sammeln sich neue Zutaten, den Grundzug ergänzend, verschönernd; zu dem Hauptthergange gesellen sich verwandte Einzelheiten; bald wird auch jener Hauptzug verschieden ausgelegt; die Überlieferung in ihrem unbestimmbaren Walten schmückt und formt an dem vorhandenen Stoff, und so entsteht allmählich das Volksepos. Jene Sage aber, jenes Lied, das den Keim des Volksepos bildet, ist nicht allein durch Sinn und Art des betreffenden Volkes je nach klimatischen, sittlichen und geschichtlichen Einflüssen b e d i n g t und b e s t i m m t, es ist vielmehr deren eigentlichster Ausdruck, deren unmittelbarstes Produkt. Bei manchen Völkern haben diese fragmentarisch entstandenen

und erhaltenen Lieder ihre Gestalt unverändert behauptet, bei anderen finden wir den nur lose geformten poetischen Stoff in tausendfältigen Wandlungen von Mund zu Mund gehend, bis endlich unter eines berufenen Dichters Hand die hier und dort umherirrenden Bruchstücke sich zum durchsichtigen künstlerischen Ganzen gestalten.

Unter Griechenlands schönem Himmel sehen wir wandernde Rhapsoden den Städtern und Landleuten ihre Sagen von Völkerkriegen und Heldenfahrten singen und später diese Sagen gesammelt ein unnachahmliches Ganzes bilden, das folgende Zeiten nur immer aufs neue bewundern, nicht wieder erreichen konnten. In Indien mochte die Fülle tropischen Wachstums, die Versenkung in das Anschauen einer übergewaltigen Natur den Geist des Menschen leicht zu dem Glauben bewegen, daß nur die Berge selber in Tempel umgewandelt würdige Wohnsitze der Götter heißen dürften, und der Poet, der von jeder Beschränkung seiner Phantasie eine Verkleinerung seines Ideals fürchtete, geriet auf der Spur des Gewaltigen leicht ins Ungeheuerliche. Die nordischen Barden, angesichts einer finstern Natur, deren Strenge selten durch ein flüchtiges Lächeln gemildert erscheint, erhoben den Mut bis zur Wollust, und Walhall bietet den Seligen nur neue Kämpfe und Siege. Im Beginn des Mittelalters, wo die Gemüter von den mystischen Bildern einer noch jugendlichen Religion erfüllt waren, in welcher Gefühl und Symbol unausgesetzt sich gegenseitig erzeugen, ertönen Legenden von christlichen Helden, welche mit Großtaten der mythologischen Halbgötter zugleich Frömmigkeit und Zartheit als Weihegaben ihres Glaubens vereinigten. Die Slawen erzählen Familienereignisse, aus denen Bürgerkriege entstehen; Liebe zum häuslichen Herd ist hier immer das tragische Motiv; die Gastfreundschaft und die Feste, die sie hervorruft, leiht die glänzenden und schildernden Momente her. Bei den Arabern gönnte die Lehre vom Fatalismus der Willensfreiheit zu wenig Spielraum; sie ergehen sich am liebsten im Lob der Schönheit, im Preis des Reichtums; ihre wie buntes Email schillernden Phantasiebilder streben kaum nach einem Anschein von Wahrscheinlichkeit. Als neue Kontinente entdeckt und erobert wurden, lieferten die Abenteuer der Seefahrer und die Beschreibung

ferner Himmelsstriche den iberischen Idiomen Stoff zu Dichtungen voll glühendem Realismus. Überall hat das Volksepos eine Gefühlsweise, die der ganzen Nation sympathisch war, in Taten symbolisiert und mit erzählender Form bekleidet; unter dem Schleier des Mythus bot es ihr in leicht sich einprägender Sprache eine Schilderung der ihr innerlichst eigenen Leidenschaften, ihres gemeinschaftlichen Strebens und Duldens, welchem so durch die Tradition eine plastische Gestaltung verliehen wurde. Zu dieser Befriedigung der Einbildungskraft gesellte sich die lebhafte Lust an einem ins Ohr fallenden, dem Gedächtnis das Bewahren des Inhalts erleichternden Rhythmus. Die Strophen wurden entweder durch eine kadenzierte und modulierte Deklamation, durch eine Art Rezitativ, oder auch durch eine wirkliche Melodie begleitet, und diese beiden Formen des Genusses vereinigten sich so innig, daß sie dieselbe Benennung annahmen. Das Gedicht wurde in Gesänge abgeteilt.

Die Völker Europas wurden plötzlich durch ein neues vermehrt, ohne daß man eigentlich recht wußte, woher es gekommen war. Es verbreitete sich über die Lande, ohne Eroberungslust zu zeigen, ohne aber auch um Bewilligung eines Domizils zu bitten. Es wollte nicht unterjochen, verweigerte aber auch die Unterwerfung. Es wollte nichts geben, aber auch nichts annehmen. Es sagte nichts von den afrikanischen oder asiatischen Höhen, von denen es heruntergestiegen war, nichts von der Notwendigkeit, durch welche es zum Aufsuchen anderer Wohnplätze getrieben wurde. Es brachte keine Erinnerung mit und verriet keine Hoffnung. Es schlug die Vorteile einer Kolonisation aus und, als wäre es zu eitel auf seinen verkommenen Stamm, um sich jemals zur Vermischung mit einem anderen herabzulassen, stieß es jedes fremde Element von sich zurück, begnügte sich mit dem nackten Leben und nahm durchaus keinen Anteil an den Wohltaten der Staatseinrichtungen, an welchen es vorüberging. Es ist ein seltsames Volk; so seltsam, daß es keinem anderen auch nur in irgend etwas ähnelt. Es besitzt keinen Boden, keinen Kultus, weder Geschichte noch Gesetzbuch. Es fährt fort zu bestehen, und keinem

Einfluß, keinem Willen, keiner Verfolgung, keiner Belehrung gelingt es, eine Veränderung in diesem Volke hervorzubringen, es aufzulösen oder auszurotten. In Stämme, Horden und Banden geteilt verfolgt es bald hier, bald dort immer zufällig gewählte Ziele; keine Verbindung besteht unter den einzelnen Stämmen, sie wissen oft nichts voneinander, und doch bewahren sie unter den entferntesten Zonen dieselben Sitten, dieselbe Sprache, dieselbe Physiognomie. Ein bloß tierisches, instinktives Leben führend ahnt und weiß dies Volk nichts von dem, was außer ihm vorgeht. Die Jahrhunderte vergehen, die Zeit schreitet fort, die Reiche, in welchen es sich aufhält, wechseln ihre Herren und ihre geistigen Zustände, führen Krieg und schließen Frieden: gleichgültig und unergriffen alledem zuschauend lebt dies Volk von einem Tag zum anderen; es benutzt die Wirren der über das Geschick der anderen Völker entscheidenden Begebenheiten, nur um einigermaßen freier zu leben, und sooft man Muße findet, sich mit ihm zu beschäftigen, verschwindet es in den Wäldern und Bergschluchten. Dies Volk, das nicht weiß, woher es kommt und wohin es geht, keine Überlieferung bewahrt und keine Annalen aufzeichnet, das ohne bestimmten Glauben, ohne Lebensvorschriften seine dauernde Vereinigung nur durch rohen Aberglauben, traditionelle Gebräuche, beständiges Elend und tiefste Erniedrigung aufrecht erhält; dies Volk, das alle Schmähungen und Entbehrungen erträgt, um seine Zelte, seine Lumpen, seinen Hunger und seine Freiheit zu bewahren; dies Volk, das, von einem Jahrhundert dem anderen wie ein geheimnisvolles Vermächtnis übergeben, einen unbeschreiblichen Zauber auf die zivilisierten Nationen übt; dies von tiefster Verachtung gebrandmarkte, aber von Dichtern verherrlichte Volk mußte, zerstreut, unzähmbar, kulturscheu, unerklärlich, wie es war, dennoch in irgend einer Falte seines Wesens eine vornehme Begabung bergen, da es, für Idealisierung empfänglich, sich selber idealisierte, so daß es auch im Besitze von Gesängen und Dichtungen ist, welche zu einem Ganzen vereinigt gewissermaßen eine besondere Art Epopöe zu bilden vermöchten.

Es ist begreiflich, daß bei vollständiger Ermangelung geistiger Bildung, behaglicher Muße, andächtig aufbewahrter Geschichte,

veredelter Erziehung und ehrwürdiger Religion, daß bei Verleugnung jeder Anhänglichkeit an die Scholle, an das Vaterland ein Volk nicht einen Dichter aufzuweisen haben wird, welcher Gefühle der Tatkraft, des Handelns in historischem Rahmen entfaltet; diesen Gefühlen hat es entsagt und sich in eine unerschütterliche Passivität gehüllt, die es allem, was die übrige Menschheit bewegt, unzugänglich macht. Wenn seinen Geist ein wildes Träumen und Sehnen durchzuckte, so mußte es im Begehren nach einer eigenen Poesie ein anderes Ausdrucksmittel als das des Wortes erstreben. Es mußte zur Mitteilung seiner innersten Empfindungen eine Form finden, worin sich diese nicht bestimmt aussprechen, ihre Ursache nicht verraten. Weil das Schweigen über sich selbst ihm fast einzige Religion, einziges Gesetz ist, konnten ihm Erzählungen nicht zusagen, in denen es selber die Hauptrolle spielt. Überdies wäre es unfähig gewesen, seine wechselnden, schweifenden Triebe in symbolischen Bildern und Taten darzustellen, wie die Poesie es notwendig verlangt hätte. Wohl finden sich bei ihm hier und da einige Lieder und Romanzen, als rohe und ungeschickte Einzelheiten können sie aber nicht in der Reihe der Kunstwerke aufgezählt werden. Wenn ein so heimgesuchtes Volk die ursprünglichen Triebe seines Wesens, die es so lange in schweigendes Geheimnis gehüllt hatte, vor sich selber veredelt aussprechen wollte, so mußte sich ihm die reine Instrumentalmusik als das geeignetste Mittel bieten, als die Kunst, welche Gefühle ausdrückt, ohne sie auf ein bestimmtes Ziel zu lenken, ohne sich auf die von der Epopöe erzählten, im Drama dargestellten Tatsachen zu beschränken. Die Instrumentalmusik läßt die Leidenschaften in ihrer eigenen Wesenheit leuchten und schimmern, ohne sich an ihre Versinnlichung in geschichtlichen oder erfundenen Gestalten zu binden; sie offenbart nur von allen Schlacken gereinigte Gefühle, zeigt ihre geläuterte Kraft in vollstem Glanze, wie sie sich unmittelbar aus dem Herzen ergießt. Sie war für dieses Volk die einzige Sprache, die es zum Ausdruck seiner Innerlichkeit ohne mühsame geistige Anstrengung gebrauchen konnte, und die ihm zugleich sinnliche Freude, vollen Genuß bot. Dieser Kunst, dieser rätselvollen Form vertraute es in Rhythmen, Kadenzen, Modulationen und Gesängen,

wie sie der eigene Geist ihm eingab, die Verherrlichung des Wandertriebes an, welcher es unserem Verkehr fernhält, unseren Lockungen unzugänglich macht, es einzig und despotisch beherrscht.

Wenn man bedenkt, daß eine im rechten Sinne ausgewählte und zu entsprechender Folge geordnete Sammlung von Fragmenten der Zigeunermusik ganz wie ein Heldenlied jenem Gesamtgefühl einen Ausdruck verliehe, das einem ganzen Volke innewohnend durch sein Gepräge das Gepräge seiner Sitten aufdrückt, so möchte man sich berechtigt fühlen, eine ähnliche Sammlung mit dem Namen Epopöe zu bezeichnen. Wir beabsichtigen nicht, eine Vergleichung zwischen den gewöhnlich mit jenem Namen belegten Werken und einem solchen musikalischen Zyklus aufzustellen und durchzuführen, wir übernehmen aber die Verantwortung, ihn auf denselben anzuwenden, wegen der Analogie der Inspiration, welche in beiden dieselbe, heroische, von dem der Rasse eigenen Genius durchdrungene ist. Das Epos besteht nicht allein aus einer gewissen Reihe von Ereignissen, aus der Beschreibung gewisser Gegenden, Gebräuche und Gegenstände, es unterscheidet sich diese Dichtungsart von den anderen hauptsächlich durch die Natur der Gefühle und Leidenschaften, von welchen die handelnden Personen beseelt sind. Und diese Leidenschaften sind meist unbedingte, weil sonst die aus ihnen sich ergebenden Handlungen nicht das Siegel der Größe, den Reiz des Naturells an sich tragen würden, welche von dem ersten poetischen Aufschwung der Einbildungskraft unzertrennlich sind. Auch die Musik der Zigeuner atmet unbedingte, freie Leidenschaften, die allerdings hier ohne die sie an bestimmte Persönlichkeiten knüpfende Erzählung auftreten, die aber ganz dieselben sind, nur daß sie in einer Kunst sich manifestieren, wo sie der Vermittlung des Mythus nicht bedürfen.

Hegel erklärt die Bedeutung des Wortes Epos mehr aus dem Zeitwort: sagen, als dem Hauptwort: Erzählung, und reiht sogar unter diese letzte Benennung als erste poetische Versuche zuvörderst die monumentalen Inschriften, sodann die gnomischen Sprüche und Sentenzen der Alten, die Kosmogonien usw. Wir wüßten die Gleichheit der Inspiration in poetischen Werken dieser

Art und dem Ganzen eines wesentlich nationalen musikalischen Werkes nicht besser anschaulich zu machen, als indem wir die Worte des Philosophen hier anführen. Wir lassen ihn um so lieber für uns reden, als die für seine Gedanken gewählte Form dem Sinne der unsrigen ganz entsprechend ist.

„Als solch eine ursprüngliche Totalität ist das epische Werk die Sage, das Buch, die Bibel eines Volkes, und jede große und bedeutende Nation hat dergleichen absolut erste Bücher, in denen ihr, was ihr ursprünglicher Geist ist, ausgesprochen wird. Insofern sind diese Denkmäler nichts Geringeres als die eigentlichen Grundlagen für das Bewußtsein eines Volks, und es würde interessant sein, eine Sammlung solcher epischen Bibeln zu veranstalten. Denn die Reihen der Epopöen, wenn sie kein späteres Kunstwerk sind, würden uns eine Galerie der Volksgeister zeigen. Doch haben nicht alle Bibeln die poetische Form der Epopöen. . . Indem nun im eigentlichen Epos das poetische Bewußtsein einer Nation zum erstenmal in poetischer Weise sich ausspricht, so fällt das echte epische Gedicht wesentlich in die Mittelzeit, in welcher ein Volk zwar aus der Dumpfheit erwacht und der Geist so weit schon in sich erstarkt ist, seine eigene Welt zu produzieren und in ihr sich heimisch zu fühlen, umgekehrt aber alles, was später festes, religiöses Dogma oder bürgerliches und moralisches Gesetz wird, noch ganz lebendige, von dem einzelnen Individuum als solchem unabgetrennte Gesinnung bleibt, und auch Wille und Empfindung sich noch nicht voneinander geschieden haben. . . . Dabei müssen wir uns aber nicht etwa die Sache so vorstellen, als ob ein Volk in seiner heroischen Zeit als solcher, die die Heimat seines Epos, schon die Kunst besitze, sich selber poetisch schildern zu können; denn etwas anderes ist eine an sich, in ihrem wirklichen Dasein, poetische Nationalität, etwas anderes die Poesie als das vorstellende Bewußtsein von poetischen Stoffen und als künstlerische Darstellung solch einer Welt. Das Bedürfnis, sich darin als Vorstellung zu ergehen, die Bildung der Kunst, tritt notwendig erst später auf, als das Leben und der Geist selbst, der sich unbefangen, in seinem unmittelbar poetischen Dasein zu Hause findet. . . . Dieser Trennung zum Trotz muß dennoch zugleich ein enger Zusammenhang zwischen dem Dichter

und seinem Stoffe übrig sein. Der Dichter muß noch ganz in diesen Verhältnissen, dieser Anschauungsweise, diesem Glauben stehen, und nur das poetische Bewußtsein, die Kunst der Darstellung zu dem Gegenstande hinzuzubringen, nötig haben, der noch seine substantielle Wirklichkeit ausmacht. . . . Die Verhältnisse des sittlichen Lebens, der Zusammenhalt der Familie sowie des Volkes als ganzer Nation in Krieg und Frieden müssen sich eingefunden, gemacht und entwickelt haben, umgekehrt aber noch nicht zu der Form allgemeiner, auch ohne die lebendige subjektive Besonderheit der Individuen für sich gültiger Satzungen, Pflichten und Gesetze gediehen sein, welche auch gegen das individuelle Wollen sich zu halten die Kraft besitzen. Der Sinn des Rechts und der Billigkeit, die Sitte, das Gemüt, der Charakter muß im Gegenteil als ihr alleiniger Ursprung und Stütze erscheinen, so daß noch kein Verstand in Form prosaischer Wirklichkeit dem Herzen, der individuellen Gesinnung und Leidenschaft gegenüber sich zu stellen und zu befestigen vermag. . . . Nun gibt es aber zweierlei Arten nationaler Wirklichkeit. Erstens eine ganz positive Welt spezieller Gebräuche gerade dieses einzelnen Volks, in dieser bestimmten Zeit, bei dieser geographischen und klimatischen Lage, diesen Flüssen, Bergen, Wäldern und Naturumgebung überhaupt. Zweitens die nationale Substanz des geistigen Bewußtseins in Anschauung auf Religion, Familie, Gemeinwesen u. s. f. Soll ein ursprüngliches Epos nun, wie wir es forderten, die dauernd gültige Bibel, das Volksbuch sein und bleiben, so wird das Positive der vergangenen Wirklichkeit auf ein fortwirkend lebendiges Interesse nur insofern Anspruch machen können, als die positiven Charakterzüge in einem inneren Zusammenhange mit jenen eigentlich substantiellen Seiten und Richtungen des nationalen Daseins stehen; denn sonst wird das Positive ganz zufällig und gleichgültig."

Eine musikalische Epopöe kann demnach die Bibel, das Buch eines Volkes sein, wenn sie die eigentliche Grundlage für das Bewußtsein eines Volkes ist, wenn sie von jenem lebendigen und individuellen Gedanken ausströmt, welcher die Glieder einer Nation, ihnen selbst unbewußt, charakterisiert, von dem gesellschaftlichen Stadium, wo Wille und Gesinnung noch nicht

voneinander getrennt sind, wo das sittliche Leben noch nicht zu der Form allgemeiner Satzungen, Pflichten und Gesetze gediehen ist, denen die Besonderheit der Individualität fehlt, wo noch kein Verstand in Form prosaischer Wirklichkeit dem Herzen, der individuellen Gesinnung gegenüber sich zu stellen, zu befestigen vermag. Und wenn also nicht alle Bibeln die Form poetischer Epopöen haben, welche Form hätte dann geeigneter als die Musik sein können zum Buch eines Volkes, welches die ganze positive Seite der Nationalität zurückweist, um nur ihre geistige Seite mit all ihren Trieben, Leidenschaften und Liebhabereien, mit ihrem beharrlichen Widerwillen gegen alles gesellschaftliche Leben zu bewahren? Wenn also die Zigeuner, die trotz dem Abweisen aller Unterscheidungszüge der übrigen Völker untereinander nichtsdestoweniger ein festes, mit wunderbarer Lebensfähigkeit begabtes Volk bilden, auch das Bedürfnis fühlten, ihr Buch zu besitzen, und eine Beschreibung ihrer selbst durch eine im Gedächtnis bewahrte Erzählung wirklicher oder symbolischer Ereignisse nicht geben mochten und konnten, so mußten sie singen, um zu sagen.

II.

Wenn wir nach aufmerksamem Betrachten eines Kunstwerks in seinem Bau eine unzweifelhafte Ursprünglichkeit, in den Gefühlen, die es ausspricht, eine unverkennbare Verwandtschaft mit hochstrebender Gesinnung erkennen, so fragen wir uns alsbald, worin diese Ursprünglichkeit besteht, welches ihre Quelle und die abschließende Formel ihres Gesinnungsinhaltes ist? Im vorliegenden Falle dürften diese Fragen von um so größerem Interesse sein, als ihre Beantwortung sich dem Geiste nicht sofort darbietet. Es möchte selbst schwer sein, eine solche überhaupt zu finden, ehe man vorläufig die Lösung einiger anderer von ihr unzertrennlichen Probleme mit Geduld gesucht und verfolgt hat. Durch eine sonderbare Anomalie wohnt in den Cygany ein Lebensprinzip von überraschender Zähigkeit, obgleich sie gewissermaßen sich weigern, einen Teil der menschlichen Gesellschaft zu bilden. Wie ließe sich

zu einem Verständnis ihrer Kunst gelangen, ehe man versucht hätte, die Beziehungen zu entdecken, die unfehlbar, wenn auch dem Anscheine nach jeder Forschung unzugänglich, zwischen dem Charakter ihrer Sitten und dem ihrer Gesänge besteht? ehe man die geheime Übereinstimmung aufgefunden hätte, die zwischen scheinbar verwerflichen Individualitäten, zwischen rohen, ans Tierische streifenden Sitten und jenen Gesängen waltet, die voll Stolz und Schmerz und von einer Anmut sind, wie sie nur durch das Bewußtsein der Schönheit geweckt werden kann? und so zu erraten, welches Zusammenwirken von Gedanken und Trieben diese von der großen menschlichen Familie losgelösten Glieder so unzugänglich macht für jede Verschmelzung mit Interesse und Sinnesart der kultivierten Nationen, unter welchen sie seit Jahrhunderten leben?

Um sich von allem Außerordentlichen volle Rechenschaft zu geben, was in dem seltsamen und in seiner Seltsamkeit so dauernden Bestehen der Zigeuner liegt, die sich im vierzehnten Jahrhundert so geräuschlos und schrittweise durch Europa verbreiteten, daß das Auffinden der Spuren ihres ersten Erscheinens sowie die genaue Bestimmung des Landes, welches sie verließen, um hier ihren Aufenthalt zu nehmen, fast zu den Unmöglichkeiten gehört, soll man zunächst die Mittel ihres Bestehens mit denen eines anderen Volkes vergleichen, welches gleichfalls ohne Vaterland, ohne Heimat oder gastliche Aufnahme sich in Europa fortgepflanzt hat, und dessen Erhaltung als ein Wunder zu betrachten ist. Danach wird man sehen, daß die Rommys immer unter viel kläglicheren Verhältnissen gelebt haben, und womöglich noch mehr erstaunen, wie ein Volk in so traurigen Zuständen ausdauern kann. Außerdem bemerken wir noch, daß die Zigeuner unter gänzlich auflösenden Bedingungen sich jahrhundertelang erhalten haben, ohne weder eine Vergangenheit des Ruhmes noch Hoffnung auf eine Zukunft zu bewahren; da sie sich zerstreuten, zerteilten wie Blätter im Winde und trotzdem mit einer bewundernswerten Hartnäckigkeit der Lockung widerstanden, am Glücke der begünstigten Völker teilzunehmen, so wenig sie jemals der Schwäche unterlegen sind, auch nur einen Tropfen fremden Blutes unter sich zu dulden. Das letzterwähnte Faktum ist durch die erhaltene Rein-

heit ihres Typus physiologisch genügend bewiesen, den die Beschreibungen aus der ersten Zeit ihres Erscheinens uns ganz als denselben erkennen lassen, wie wir ihn heute vor Augen haben[1]. Und mitten unter allen Entbehrungen und Verfolgungen fanden sich niemals Renegaten in ihren Stämmen, keiner, der die Seinigen auffällig verleugnet, ihrer Dürftigkeit den Rücken gekehrt hätte, um ein teuer erkauftes Wohlleben zu genießen, wie es in jener anderen Familie von Verbannten häufig vorgekommen, von der manche Individuen, ihres Ursprungs sich schämend, unter ihren Bedrückern bedeutende Geschlechter gründeten und mit glänzenden Namen prunkten.

Auch diese anderen Geächteten irrten von Land zu Land, bald gelitten, bald vertrieben, aber immer fest zusammenhängend und gegen die Annahme jedes anderen, von dem ihrigen verschiedenen Dogmas hartnäckig sich sträubend, da sie ja das erste unter den Dogmen besitzen, das erste Gesetz gehabt haben. Wie einfach erscheint der Begriff der judäischen Nation im Vergleich zu dem Dasein der Zigeuner! Wie leicht scheint es, sich die Gründe zu erklären, durch welche dies Volk, das sich das auserwählte Gottes-Volk nennt, in so engem Verbande zusammen bleibt, wenn man bedenkt, daß keiner dieser Gründe für die Zigeuner existiert. Die Israeliten wurden allerdings seit achtzehn Jahrhunderten für vogelfrei angesehen, Schmach und Not ist im Übermaß auf sie gehäuft worden. Aber sie setzten Haß der Schmach, Vergeltung der Not entgegen. Sie nahmen den ihnen von der christlichen Zivilisation zugewiesenen Platz an, mit dem Vorbehalt, ihn in einen Herd des Unheils zu verwandeln, von ihm aus ihren Bedrückern möglichstes Leid zuzufügen. Wenn man sie dann zu spät aus ihren Winkeln vertrieb, wo sie die ihren Feinden verderblichen Schätze aufhäuften, zogen sie fort und brachten einer anderen Heimat denselben Zorn und Haß entgegen. Überall, wo sie sich anpflanzten, begnügten sie sich nicht damit, auf Kosten der darbenden Bewohner ihre Nahrung aus dem Boden zu ziehen; sie schienen aus dem Wehen der Luft, aus dem Saft der Früchte die Wissenschaft zu erkunden,

[1] Siehe Borrow.

die ihnen eine verderbliche Übermacht über ihre Wirte verlieh. Unter scheinbarer Feigheit versteckten sie den Mut, ihren verabscheuten Kultus, ihre verspottete Kleidung, all ihre zahlreichen Unterscheidungszeichen hartnäckig zu bewahren. Von den Christen verachtet, aber gebraucht und gefürchtet, hielten sie sich für die Geißelhiebe der Schmach durch den Stolz auf ihre Vergangenheit, durch ihren Glauben schadlos, der voll herber Schöne sich auf eine Sammlung von Gesetzen stützt, wie eine enge, aber feste gesellschaftliche Organisation ihrer bedarf. Durch den blinden Gehorsam, den sie absoluten Geboten leisten, blieben die Juden bei aller Beweglichkeit ihrer regsamen Naturen eine feststehende, allen Stürmen der Habgier, des Hasses Trotz bietende Macht. Durch seine organische Kraft heilt das Judentum unverbundene Wunden, ersetzt die erschöpften Triebe, schmückt verdorrte Zweige mit frischem Grün. Immer wieder finden wir die Juden verschlossen aber dienstfertig, ränkevoll aber unterwürfig, trotz allem Schelten und trotz verstellter Annäherung ihren feindlichen und doch basiliskenhaft anziehenden Charakter bewahrend. So haben sie die Qualen und Erpressungen überlebt, mit welchen das Mittelalter sie überhäufte.

Die Christen haben ihnen den Grundbesitz überall verweigert, und die Volkslegende hat ihr Geschick in der Sage vom ewigen Juden personifiziert, dem immer Schweifenden, immer Traurigen, dem stets Dürftigen und nie um Hilfsmittel Verlegenen, der nie auf gastlicher Schwelle wilkommen geheißen, doch nie des gemünzten Symbols entbehrt, welches Gastfreundschaft und selbst Macht erkauft. Die Hebräer haben indessen ihre Überlieferungen zu rein erhalten, um nicht immer noch eine geheime Vorliebe für den Feldbau zu empfinden. Eine Art Furcht, um nicht zu sagen abergläubische Angst, hindert sie allerdings, auf einem Felde, das nicht ihr Erbteil ist, Hand an den Pflug zu legen. Man sollte glauben, sie scheuten sich, durch eine Strafe des Himmels auf immer an die fremde Scholle gebannt zu werden, wenn sie Wohlgefallen daran fänden, mit ihrem Schweiß einen unreinen Boden zu benetzen, die Fruchtbarkeit eines Landes zu genießen, welches zu verabscheuen ihre Pflicht ist; aber sie hätten gern andere zu ihrem Nutzen

ackern lassen und ihren Tagelöhnern gelehrt, wie sie die Furchen ziehen müssen. Wo man dazu nur vorübergehend die Erlaubnis erteilte, machten sie Gebrauch davon. Dies immer wandernde, immer fliehende, immer verfolgte, die Auswanderung dem Bleibenden vorziehende Volk ist seiner Natur nach ein seßhaftes. Ihm ist es nicht wie den Zigeunern willkommen, die Zelte abzubrechen und das Mißgeschick, sein unabänderliches Los, anderswo zu suchen. Es verläßt aus eigenem Antrieb nie ein Land, in welchem noch ein Halm zu pflücken und zu verkaufen, noch ein Kupferpfennig aufzulesen ist. Aber ihr Prinzip herrscht über ihren Instinkt, und sie geben dem letzteren nur dann nach, wenn er mit dem ersteren übereinstimmt. Sie halten sich gern an Orten auf, wo sie das Gepäck ihres scheinbaren oder wirklichen Elends schon abgeladen, aber nur unter der Bedingung, daß man sie als flüchtige Bewohner einer Herberge betrachte. Geschieht es auch, daß sie lange genug in einer Stadt sich aufhalten, um endlich Paläste dort zu bauen, so vergessen sie nie, daß sie auch unter den prächtigsten Dächern der Fremde nur eine Zeitlang zu wohnen haben. Unter sinnbildlichen Zelten feiern sie jährlich den Auszug aus Ägypten und verwünschen dabei periodisch die neue Gefangenschaft, deren zufälliger Glanz sie nicht verzichten machen kann auf das fiktive und zugleich wirkliche Land, welches Gott ihnen als ewiges Eigentum verheißen, in das er sie ehemals führte und jeden Ruheplatz mit einem Wunder bezeichnete, das Land, auf welches sie noch heute hoffen: jenes einst fruchtbare, von Milch und Honig triefende Judäa, im Golde seiner wallenden Saaten, im Grün seiner üppigen Reben, im Schmuck seiner Zedern, im Duft seiner Tuberosen; jenes nun öde und wüste gewordene Judäa, das im Joche seiner Unterdrücker eine stumme, störrische Witwe bleibt, welche *nicht des Trostes begehrt.*

Auch haben diese edlen Enterbten in keinem Augenblick ihrer vielhundertjährigen Wanderung die Liebe zu ihrem heiligen Palästina vergessen. Mit einer ihren Stolz nie verleugnenden Charakterstärke haben sie Aug' und Ohr allen Freuden eines anderen Himmels, einer anderen Erde und Natur als der ihrigen verschlossen gehalten. Sie haben alles bis auf das Meer und den

Horizont, welche sie von ihrem Kanaan trennen, verachtet und verabscheut. Sie haben, selbst wenn sie Reichtümer besaßen, in Armut und Schmutz gelebt, um nicht fern von Sion glücklich genannt zu werden, um nicht etwa eine Abschlagzahlung auf die Wonnen hinzunehmen, in denen sie einst mit aller Zügellosigkeit lange verhaltener Neigungen zu schwelgen gewiß sind. Ihre fanatischen Rabbis verdammen den als Gotteslästerer und sprechen ihn am Tage der Vergeltung alles Anteils verlustig, der sich durch Verunreinigung mit einer Christin entweiht, und rufen Fluch und Verwünschung über jede Annäherung eines Ungläubigen aus, weil in das wieder eroberte Sion kein unechter Sproß mit einziehen soll. Sie haben das Wohlleben in der Verbannung ehrlos gescholten, es ihres hohen Ursprungs unwert gefunden, an den Sinnengenüssen ihrer Verächter teilzunehmen. Von einem unvergänglichen Glauben und erhabenen Hoffen, von ebenso erhabenem Haß und unvergänglicher Rache beseelt haben die Israeliten die ganze Kraft ihres Wesens auf Erforschung der zum Befriedigen dieser großen Leidenschaften nötigen Mittel gewandt und sich mit Mut, ohne Schonung und Gnade auf die Berechnungen der Falschheiten und die Schikanen des Gewinnes geworfen. Warten, warten, immer warten und wieder warten ist ihre Parole; warten auf den verheißenen Messias, der sie hinführen wird zu dem mystischen und wirklichen, aus Asche, Staub und Trümmern sich wieder erhebenden Tempel, der ohn' Erbarmen alle die gefesselten und zertretenen Völker hinter sich herschleifen wird, die ihnen so lange Steine statt Brot, Schlangen statt Fischen geboten. Sie haben den Genuß der Gaben dieser Welt und dieses Lebens auf das Kommen desjenigen aufgespart, der sie in Palästen wird wohnen lassen, sie mit köstlichen Weinen tränken, an üppigen Tafeln sättigen, mit schönen Frauen umgeben wird; der ihnen die glänzendsten Schauspiele vorführen, sie durch verblüffende Wandlungen ergötzen wird; der sie überhäufen will mit Gold, Silber und Edelgestein, Balsam und Nektar. Sie haben dem Nazaräer den Glauben versagt, weil er ein Reich verhieß, welches nicht von dieser Welt sei, und erwarten mit einer Festigkeit, die Achtung ertrotzt, jenen Messias, der ihnen Herrschaft und Genuß dieser Welt, Wollüste geben wird gleich denen,

an welchen Salomon sich sättigte, Wollüste des Fleisches, Freuden einer ewig blühenden Natur, rastlose Festlichkeiten, wonnige Tänze und glänzende Spiele statt all der mystischen Seligkeiten, zu welchen man nur durch die dunklen Pforten des Todes eingeht.

Wir wollen nicht behaupten, daß jeder einzelne dieses Stammes die klare und genaue Vorstellung der Bewegungstriebe, die seine Handlungen bestimmen, in sich trägt; aber es ist das Eigentümliche nationaler Gesinnungen, daß sie selbst die Betätigung derjenigen bedingen, die sich über ihre Motive keine Totalanschauungen zu bilden wissen, indem sie von zarter Kindheit an sich im Menschen so festwurzeln, daß sie zum unüberlegten Instinkt werden. Besonders in unseren Tagen, wo der Name dieser Nation immer noch als ein mit dem häßlichsten Egoismus, mit einem Gemisch von Unehrlichkeit und Habsucht gleichbedeutendes Schimpfwort gilt, befindet sie sich nichtsdestoweniger in unseren großen Hauptstädten in einem äußerlichen Wohlstande, der den gehässigen Verfolgungen früherer Jahrhunderte fast diametral entgegengesetzt erscheint. Nur in einigen, von Europa gewissermaßen getrennten Landstrichen bewahrt sie noch ihren Kaftan, ihre ausschließlichen Speisen, ihre Sitten, ihren aufrichtigen Glauben, ihre äußerliche Erniedrigung und die Poesie ihrer Verstocktheit, ihrer unversöhnlichen Feindseligkeit gegen die Anbeter des Gekreuzigten. Dort sind die Juden fast noch, was sie im Mittelalter waren: heimliche, listige Feinde der Gesellschaft, deren Laster sie hätscheln, während sie ihre Schwäche verachten. Im Herzen Europas scheinen alle Symptome dieses unauslöschlichen Charakters zu schwinden. Eine nach der anderen fallen die Barrieren des Vorurteils; nicht länger ist dies Volk genötigt, seine Reichtümer vor neidischen Blicken zu verbergen, es hat seinen Haß verlernt, die Rache vielleicht vergessen. Und dennoch, so schwer in denen, welche heute an allem Zauber unserer Zivilisation teilnehmen und mit vollen Händen allen Armen Almosen spenden, die Spuren ehemaliger Zeiten wiederzuerkennen sein möchten, scheint es uns, daß, wenn eine unvorhergesehene Katastrophe sie zurückwerfen sollte in die alte Not, sie genug hebräischen Blutes in sich fühlen würden, um noch einmal, wie bei jenem Auszug aus Ägypten, zu heiligem Feste

versammelt sich am Blute der Erstgeborenen ihrer Tyrannen zu weiden.

Eine unbegreifliche Frucht ihrer Organisation hat jedesmal, wenn sie kaum aus einer Zeit der härtesten Unterdrückung hervorgingen und nur einige Generationen lang so viel Ruhe genossen, um nicht jeden Morgen Hunger und Tod fürchten zu müssen, große Theologen und Metaphysiker, Philosophen und Naturforscher unter ihnen erstehen lassen, deren Gelehrsamkeit sowohl durch kolossale Anhäufung des Materials als Genauigkeit und Feinheit des Details uns in Staunen versetzt. Sie haben in den abstraktesten Wissenschaften, in den verschiedensten Zweigen menschlicher Kenntnisse große Namen aufzuzählen, bedeutende Schriftsteller und selbst Poeten besessen. Auch die Kunst pflegten sie und bemächtigten sich dieses Feldes in der jüngsten Zeit sogar als Herrschende; besonders in der Musik eigneten sie sich jedes Genre an und haben als Komponisten und Virtuosen glänzende Berühmtheiten aufzuweisen. Diese feierten verdiente Erfolge durch ausgezeichnete Handhabung der Formen, welche sie durch das ihrem Genius eigene Streben nach Kombinationen erweiterten und bereicherten. Die Kunst von geistreichen und ergiebigen Gesichtspunkten erfassend, wußten sie hier wie anderswo neue Ressourcen zu finden; sie wußten meist ebensogut und besser zu machen, was andere schon vor ihnen getan hatten. Von dieser Seite muß ihr Eindringen in dies Gebiet als der Kunst nützlich und förderlich betrachtet werden. Sie haben ihr sowohl durch geschickte Handhabung ihres Materials gedient, als sie zu ihrer Verbreitung und Verallgemeinerung beitrugen. Wer weiß, wie es um die Musik heute noch stände, wer weiß, ob man den Geist unserer großen Meister besser als zu ihren Lebzeiten begreifen würde ohne den eindringlichen und beharrlichen Sinn der Glieder dieser Nation, welche Geschmack und Schätzung für sie durch Interpretation auf ihren Instrumenten oder durch Kommentieren und Rezensieren ihrer Werke verbreiteten? Ihre Tätigkeit hat das allgemeine Interesse auf diesen Punkt gelenkt, die christliche Habgier zum Wetteifer gereizt, und alles in allem genommen ist ihnen unsere Kunst eher zu Dank verpflichtet, da es sehr zweifelhaft bleibt, ob sie ohne ihre

Dazwischenkunft eine so reiche Blüte erlebt hätte. Ihre Teilnahme hat die Kunst mit großen Talenten und Namen von hellem Klang bereichert; es wäre demnach weder ehrlich noch würdig, ihre außerordentlichen Erfolge im ganzen bestreiten oder verkleinern zu wollen.

Aber nachdem sie während etwa zwanzig Jahrhunderten ihre Gefühle in den tiefsten Falten der Seele verborgen gehalten hatten und strenge ihr eigenes Gebot befolgten, keines derselben über die Oberfläche auftauchen zu lassen, um ihren Scharfsinn für List und Trug zugleich besser zu verbergen, war es ihnen wohl möglich, Kunst zu lernen und auszuüben, weniger aber Kunst zu schaffen. Sie, die sich nicht mehr entwöhnen konnten, alle Bewegungen ihres Herzens sogar vor sich selbst mit religiösem Schweigen zu decken, wie sollten sie fähig sein, sie der Kunst anzuvertrauen? Sie hätten zu diesem Zweck die Verstellung verlernen müssen; daran dachten sie nicht einmal. Sie wollten in Gewandtheit die Christen überbieten, und dies gelang ihnen glänzend.

Künstlerisches Hervorbringen und selbst ein gelungenes Hervorbringen ist keineswegs gleichbedeutend mit der höchsten Gabe künstlerischen Schaffens; es besteht hierin der Unterschied zwischen Talent und Genie. Ersteres bewegt sich in bereits bekanntem Inhalt und Form; letzteres erfindet spontan niemals gehörte Weisen. Die Israeliten konnten keine neuen Weisen erfinden; denn sie sangen niemals ihre eigenen Gefühle. Ihr langes Verschlossenhalten des Edelsten, was in ihnen lag, ihre Religion des Schweigens gestattete ihnen nicht, den Aufschwung ihrer Seele, das Weh ihres Herzens, das Beben ihrer Leidenschaften dieser idealen Sprache anzuvertrauen. Sie wagten nicht, die von ihren Vätern so mißtrauisch verhüllten Saiten schwingen zu lassen. Sie wagten nichts zu erzählen von ihren langen Drangsalen, ihrem Elend, ihren Beschwerden und verhaltenen Drohungen, von ihren heiligen Verheißungen, von ihrem Vertrauen auf Jehova, ihrer Gewißheit, den Berg Sinai und den Berg Horeb wiederzusehen, wieder einzuziehen in das Land der zwölf Stämme, wieder zu umfassen die gesegnete Erde und Freudentränen zu mischen in die Ströme des Cedron, mit dem

Schrei des Adlers vom Libanon ihr Jauchzen zu vereinigen über das wiedergewonnene Jerusalem, das große, heilige! Sie vertrauten nichts von alledem irgend einer Kunst an, die den Heiden einen Begriff von den Geheimnissen ihres Glaubens hätte geben können, welche sie unseren höhnischen Blicken so sorgsam entzogen. So besteht weder Architektur, noch Malerei, noch Dichtung, noch Musik, welche man als ihre nationale betrachten könnte, welche die innerste Anschauung dieser Menschen ausspräche, die kraft eines erzenen Glaubens, einer übermenschlichen Macht des Hoffens ihre dunklen Tage mit einem anderen Augen nicht wahrnehmbaren Scheine vergolden.

Wir haben ein einzigesmal Gelegenheit gehabt, eine Ahnung von dem zu empfinden, was eine judäische Kunst werden könnte, wenn die Israeliten alle Intensität des in ihnen lebenden Gefühls in Formen ihres eigenen Geistes kundgäben. Wir lernten in Wien den Kantor Sulzer kennen. Die zum Verhüllen des innersten Wesens gebräuchliche Maske ist bei dieser Künstlerorganisation nicht so undurchdringlich wie sonst und läßt auf Augenblicke das wirkliche Gepräge seiner Seele durchleuchten, wie es die geheimen Reden väterlicher Belehrung ihr aufgedrückt haben. Dann scheint es, als habe er mitgemeißelt an den Felsblöcken zu den Pyramiden, als habe er das Rote Meer mit überschritten und Pharao in den Wellen versinken sehen, als gewahre er noch die Feuerwolke, welche das auserwählte Volk vor den Augen der Feinde verhüllte, als seien die Empörer Core, Dathan und Abiron vor seinen Augen von der Erde verschlungen worden, als habe er mit Hiram den Tempel des Salomon betrachtet, als sei er in Ophir und Sidon gewesen und habe zu Ezechiels Zeit die Gesänge der Gefangenen an den Ufern des Euphrat vernommen, nachdem er in Sions Freudenliedern dem Sistrum und Psalter und Davids Harfenklängen gelauscht. Um ihn zu hören, gingen wir zur Synagoge, deren musikalischer Leiter und Vorsänger er war. Selten haben wir eine so überwältigende Erschütterung aller Saiten der Gottesverehrung und des menschlichen Mitgefühls erlebt, als an diesem Abend, wo beim Schein der den Plafond gleich Sternen übersäenden Kerzen ein seltsamer Chor anhub von dumpfen, gutturalen Stimmen,

als wäre jede Brust eine Kerkerzelle, aus deren Tiefen sie sich rangen, um dem Gotte der Bundeslade in Elend und Gefangenschaft lobzusingen, ihn mit festem Glauben anzurufen, voll der Gewißheit einstiger Erlösung aus endlos langer Sklaverei, einstigen Entrinnens aus diesem verhaßten Lande, einstiger Wiederkehr in ihr Königreich vor den Blicken der entsetzten Nationen mit einem Triumphe voll unvergleichlicher Pracht. Beim Aussprechen dieser hebräischen Worte glaubte man dunkle Blumen sich von ihren Stengeln erheben und ihre klingenden Kelchblätter in die Lüfte verstreuen zu sehen; diese rauhen Töne, schimmernden Diphthonge und knitternden Endungen durchschwebten den Raum und streiften wie mit leckenden Feuerzungen das Ohr. Kein Weib durfte in den heiligen Kreis treten, als ob hier zur Verrichtung des Gebetes männlicher Mut und Stärke gehörten, als wenn jede schwächere Kraft ausgeschlossen bleiben müßte von den Unterredungen des auserwählten Volkes mit seinem zornigen und getreuen Gott, als wenn jeder Dritte unberufen wäre, zu richten über die erfüllten oder nicht erfüllten Bedingungen des mit ihm geschlossenen Vertrags. Kurze, rasche und regelmäßige Gebärden schienen dem Auge diese schwungvollen Apostrophen rhythmisieren zu wollen. Man glaubte die Psalmen wie Geister des Feuers über sich schweben zu sehen, die dem Fuß des Höchsten als dienende Stufen sich neigen. Dann entrollten majestätische, siegesfrohlockende Klänge das Schauspiel der ganzen Kraft des Gottes Abels und Noahs, Isaaks und Jakobs, und es war unmöglich, nicht mit allen Sympathien der Seele in den großen Aufruf dieses Chores einzustimmen, der wie auf riesigen Schultern die Last so vieltausendjähriger Überlieferungen und göttlicher Wohltaten, so vieler Empörungen und Züchtigungen und so unerschütterlicher Hoffnungen trug. Die Phantasie des Christen fühlt sich niedergedrückt unter der Schwere dieser mahnenden Erinnerungsrufe, die vor dem Altar ohne Opfer ertönten, während wie zu Moses' und Esdras Zeiten die heiligen Pergamente in Gold und Brokat gehüllt waren. Die heiligen Bücher in ihren roten Einbänden und im unheimlichen Glanz der Ampeln leuchteten an diesem Abend wie glühende Kohlen, die am Tage des himmlischen Gerichtes auf

schuldige Häupter verzehrend niederrieseln werden, aber das Antlitz dieser Menschen, die als Brandopfer sich selbst darbrachten, das Hohenpriesteramt durch sich selbst vertreten sahen, die mit ihrem ganzen leidenvollen Leben ihren Glauben an die heißerflehte Rache besiegelten, blieb regungslos, gleichgültig, wie von undurchdringlichem Schleier bedeckt, zeigte weder Zorn noch Ekstase, während ihre Stimmen das provisorische Heiligtum in gewohntem Anruf mit dem furchtbaren dreifachen Namen Jehova! Adonai! Elohim! erfüllten.

III.

Im Gegensatz zu der, absoluten Geboten blind gehorchenden, judäischen Nation verwirft der Zigeuner den Despotismus jedweden Gesetzes; er verlangt von der Erde nichts als das Leben, und mit einer ebenso törichten als großartigen Verachtung gegen alles Beschränken desselben bewahrt er den Charakter seiner Individualität durch fortwährendes Zusammensein mit der Natur, durch völlige Gleichgültigkeit gegen die Menschen, solange er deren nicht zur Fristung seines Daseins bedarf. Auch er hat Lust am Betrug, aber nicht aus Haß und berechneter Bosheit. Haß und Rachegefühl entsteht bei ihm nur zufällig, ist nur persönlich, nicht solidarisch. Er hat die Überlegenheit des zivilisierten Menschen zum besten wie der Fuchs, der einen Hühnerhof ausräumt. Sobald seine Bedürfnisse gestillt sind, ist er harmlos, mindestens hat er niemals die vorbedachte Absicht, in Masse der Masse Schaden zuzufügen. Ihm liegt nur daran, seine wilde Roßfreiheit zu bewahren; denn ihm ist unbegreiflich, wie man ein noch so schön gebautes Dach der Wölbung des Waldes vorziehen kann. Autorität, Gesetz, Regel, Vorschrift, Grundsatz, Verpflichtung sind ihm unausstehliche Begriffe, ebensowohl weil, um sie in sich aufzunehmen, man sie mit einer anhaltenden Aufmerksamkeit des Geistes überlegen muß, die ihm antipathisch ist, als weil er lieber die übelsten Folgen eines zweck- und ziellosen Lebens erträgt, dessen müßiges Umherschweifen nur durch die Anreizungen des Instinkts und der Einbildung bestimmt wird. Dieses Suchen nach einer wilden, weil unbedingten Freiheit erzeugt natürlich eine unbesiegbare

Scheu gegen jede Arbeit (sowie gegen den, den Juden anstehenden, Handel), weil sie bindet, gegen Wohlhabenheit, weil sie knechtet, gegen feste Wohnungen, weil er dann des Waldes, der Berge verlustig gehen müßte; und er zieht vor, zu jedem Verfahren, jedem Hilfsmittel, wäre es selbst ein für etwas gesittetere Naturen widerliches, seine Zuflucht zu nehmen, um seine wenigen Bedürfnisse zu befriedigen. Keine Bibel, kein Testament nötigt ihn, seinen Verstand vor der Erfassung abstrakter Ideen zu neigen und stört sein Vegetieren im Kreise des Instinkts; ihm genügt ein einziger Entschluß: sein Leben unter freiem Himmel, in jedem Sonnenstrahl schwelgend zu verbringen, sich einigen uranfänglichen Leidenschaften hinzugeben und von keiner konventionellen Tugend diesen Zustand seiner Seele trüben zu lassen, der ihm teurer ist als alle durch die geringste Beschränkung seines Hanges etwa zu erzielenden Vorteile.

Den Zigeunern erwächst dies unterscheidende Merkmal ihres Charakters, dies Streben nach schrankenloser Freiheit aus einer der fortwährenden unmittelbaren Berührung mit der Natur entsogenen, in schweigendes Brüten versenkenden Berauschung. Da sie sich ihrer unmittelbaren Einwirkung nie entziehen wollen, wird die von ihr hervorgebrachte Erregung so zur Gewohnheit in ihnen, daß es ihnen das Leben nehmen hieße, wollte man sie auf längere Dauer diesen Eindrücken entziehen. Nichts wiegt ihnen die durch alle Poren eingesogenen Freuden des Naturlebens auf, und man möchte sie die von Cybelens Milch ewig Trunkenen nennen, da sie in solchem Übermaß von ihr genießen, daß ihre Vernunft getrübt, ihr Gefühl mißleitet wird. Nichts kommt für sie der Freiheit gleich, jeden Augenblick die kleinste Laune befriedigen zu können. Sie schütteln jeden sittlichen Zwang, jede gesellschaftliche Abhängigkeit ab, um unaufhörlich der Schmetterlingsjagd auf Sensationen nachzugehen. Ihr ganzes Leben ist unmittelbares Fühlen; sie wollen immer und um jeden Preis erregt sein. Befehlen und gehorchen ist ihnen gleich zuwider; Haben ist ihnen ebenso fremd als Sollen, und diese beiden Zeitwörter finden sich nicht einmal in ihrer Sprache. Reihenfolge, Zusammenhang, Voraussicht, die Kette zwischen Vergangenheit

und Zukunft, sind ihnen deshalb nicht nur widerwärtig, sondern geradezu unbegreiflich. Im Verfolgen ihres einzigen Zweckes: ihre Organe fortwährend an allen im Naturbesitze sich vorfindenden Genüssen zu ergötzen, gelangen sie durch absolute Gleichgültigkeit gegen das Haben zur absoluten Freiheit des Seins. Welch ein Gegensatz zu den Israeliten!

Da die meisten unserer Leidenschaften durch die Notwendigkeit und Begierde des Habens entstehen, so wird ein Volk vom Augenblicke an, wo es demselben entsagt, gegen sie gestählt. Auch gelangt der Zigeuner dahin, unempfindlich wie ein Anachoret gegen alle weltlichen Fesseln zu werden, die wir mit dem Ausdruck: „Verlockungen des Satans" bezeichnen. Wie aber ihr Trieb zur Befreiung ein anderer ist als der des Einsiedlers, so ist auch der Gebrauch der erlangten Freiheit ein verschiedener. Jener entledigt sich aller irdischen Bande aus reinster Liebe zu dem Prinzip, welches ihm einst die entbehrten Freuden mit Wucher vergüten wird; der Zigeuner wirft die Ketten der Gesellschaft verächtlich von sich, um sich ohne Aufschub an ganz anderen Freuden zu laben. Der Einsiedler verläßt alle Annehmlichkeiten der Zivilisation, um sich anbetend dem höchsten Leiter des Alls zu opfern. Der Zigeuner verläßt sie aus Egoismus. Bewundernswert in seiner Verachtung unseres Ehrgeizes, unserer Eitelkeit, Feigheit und Knechtschaft erscheint er uns zugleich erniedrigt, weil er mit den Gebrechen der menschlichen Gesellschaft auch das Edle und Heilige verschmäht, welches sie verbindet und erhält.

Egoismus nannten wir seinen unersättlichen Durst nach Freiheit, sein ungezügeltes Verlangen nach Genuß in jedem Augenblick seines Lebens, seinen Widerwillen gegen jede Trennung von der für ihn an Freuden so reichen Natur. Der Egoismus führt zur Barbarei, verstehe man unter diesem Worte nun eine unmenschliche Grausamkeit oder einen gänzlich verwilderten Zustand. Die Zivilisation hat zwar die Rauheit des ursprünglichen, dem Menschen angeborenen, von seiner Natur unzertrennlichen und folglich unmöglich ganz zu überwindenden Egoismus beschränkt, das Auftreten des naiven, poetischen Egoismus im Individuum erstickt, nichtsdestoweniger aber hat sie die Keime eines anderen,

heuchlerischen, begünstigt, den wir, als von jenem gänzlich verschieden, den prosaischen Egoismus nennen möchten. Der erstere entsteht aus dem Streben nach unendlicher Befriedigung des Gefühls und kann niemals und durch nichts in menschlichen Herzen vernichtet werden; er wurzelt selbst in den schönsten und größten Seelen so tief, daß sie, die ihn nicht zu tilgen vermögen, das Geheimnis ausfindig machen, sich eine Seligkeit der Aufopferung zu schaffen, wenn es ihnen nicht gegeben ist, im stolzen Besitz einer wirklichen oder idealen Liebe, habe sie nun einen Gott, ein Volk, ein Wesen, eine Idee, Kunst oder Natur zum Gegenstand, ihr Glück zu finden. Der andere ist nur der dem eigenen Selbst zugestandene ausschließliche Vorzug vor allem übrigen, er ist die Pflege des körperlichen, vergänglichen, beschränkten Selbst, die Sorge um sein materielles Wohlbehagen, die gänzliche Hingabe an seine physischen Genüsse, an die Befriedigung seiner kleinlichen Begierden. Der erste sucht höhere Erregung in jedem Genuß, der andere flieht die Erregung, um den Genuß nicht zu stören, und sucht mit mehr oder weniger auffälligem Zynismus all seine Triebe zu befriedigen. Der poetische Egoismus hat Stolz, der Stolz Tyrannei zur Folge; aus dem prosaischen Egoismus aber entsteht Selbstgenügen, aus Selbstgenügen Nichtigkeit. Ist nicht der Mensch, der sich selbst genügt, seinem Willen und der Tat nach ein Nichts für die übrigen? Ist nicht seine Nützlichkeit im großen Räderwerk der Welt eine für ihn absichtslose, unfreiwillige? Der poetische Egoismus, soweit er in Selbstgefühl besteht, ist nicht so steril, er ist selbst reich an Prinzipien der Fruchtbarkeit. In welcher Sphäre sich auch seine Wirksamkeit entfalte, er ist die mehr oder weniger unmittelbare, mehr oder weniger eingestandene und wahrgenommene Quelle, aus welcher der Mensch den Mut seiner Überzeugung, selbst seiner Hingebung schöpft; ohne die stillschweigende oder ausgesprochene Achtung vor sich selbst könnte die Tätigkeit des Geistes und Herzens nicht bestehen; sie gibt dem Bedürfnis nach jeder Art Kraftentfaltung bis zur äußersten Grenze (und im Übermaß über dieselbe hinaus) und jedem Bestreben nach Betätigung und Genuß Leben und Wachstum. Dieser Egoismus ist an einem bis zur

Anmaßung getriebenen Hochmut zu erkennen, er gibt sich durch Energie wie durch Beharrlichkeit, durch Zorn wie durch Ungehorsam, durch Beschirmung des Schwachen wie durch Auflehnen gegen den Starken bald als Tugend, bald als Fehler kund. Nur zu oft findet er seinen Untergang, seine Auflösung in der tödlichen Atmosphäre der Gesellschaft, deren Majorität sich überall so gänzlich der rohen Befriedigung des Materialismus überläßt, sollte sie selbst den höchsten Preis, menschliche Würde, dafür hingeben; widersteht er aber ihrem Einfluß, so verurteilt, verbannt und unterdrückt man ihn durch die ihm als Zaum angelegten konventionellen Formen. Wo er auf die Spitze getrieben erscheint, führt er zu traurigen Katastrophen; wo er fehlt, bleibt der Mensch willenlos, ohne Nerv. Von ihm erfüllt durfte sich der Sklave Epiktet für freier halten als seinen unter das Joch gesellschaftlicher Vorurteile gebeugten Herrn; ohne ihn sinkt die Gesellschaft in einen verächtlichen Zustand, der Caligula zu dem Wunsche reizen konnte, alle seine Untertanen hätten nur einen Kopf, um ihn mit einem Streiche vom Rumpfe zu trennen. Dieser höchste Ausdruck der Verachtung ist ebensosehr ein ewiger Schimpf für das Volk, das ihn hervorgerufen, als für den Tyrannen, der ihn aussprach. Aus jenem hohen ursprünglichen Egoismus entspringt die ganze persönliche Kraft des Menschen nach der doppelten Anwendung des Wortes valor (valeo), und die in dem Erkennen der menschlichen Seele so tief eingeweihte katholische Theologie trägt diesem, den edelsten Naturen unveräußerlich innewohnenden Bewußtsein so reichlich Rechnung, daß sie denen, welche in der Zeit sich selbst entsagen, den Besitz Gottes für alle Ewigkeit verheißt. In diesem poetischen Egoismus liegt das Lebensprinzip der Israeliten sowohl als der Zigeuner; bei der Verschiedenheit seiner äußeren Kundgebung kann aber nur die Analyse die Verwandtschaft der beiden Impulse nachweisen, deren so entgegengesetzte Wirkungen durchaus keine Ähnlichkeit miteinander haben. Beide Völker sind gleichmäßig von demselben nationalen Sinn beherrscht; nur wird durch ihn das eine zu gänzlichem Vergessen, das andere zu ausschließlicher Liebe der Natur getrieben, das eine zu systematischer Böswilligkeit gegen die übrigen Menschen, das andere

zu dem unüberwindlichen Verlangen, fern von ihnen zu bleiben; beide aber zu gleichem Schweigen über die Mysterien ihrer Nationalitäten; das eine zum Ausbeuten der Kunst der Heiden, ohne die eigene Seele darin ausströmen zu lassen, das andere zum Schaffen einer eigenen Kunst für sein eigenes Wesen, ohne das von dem Giorgio[1] geschaffene Muster einer Nachahmung zu würdigen.

Wenn die Liebe zur Natur nicht höherer Art wäre als flüchtiger Sinnesgenuß, so möchte man den Zigeuner, der jeden anderen menschlichen Hang den Freuden unausgesetzten Zusammenlebens mit der Natur zum Opfer bringt, des prosaischen Egoismus verdächtig halten. Dieser aber, der Gefühlsleben abschwört, weil es mit der Fähigkeit des Glücks gleichzeitig die Fähigkeit des Leidens ausbildet, macht zu künstlerischem Schaffen wie zum Erfassen des höheren Sinnes einer Kunst unfähig; er bringt es höchstens durch sinnliches Raffinement zum wollüstigen Genießen der Formvollendung. Da jedoch die Zigeuner eine unzweifelhaft eigentümliche Kunst hervorgebracht haben, muß ihr Egoismus reinerer und edlerer Natur sein. Sie haben ihre Kunst nach keinem Muster, keinem Publikum zuliebe gebildet. Im Gegensatz zu den Israeliten haben sie weder für die Christen, noch in christlicher Weise Musik getrieben. Sie sangen, weil sie des Gesanges bedurften; sie haben sich selbst und für sich selbst gesungen. Wenn das Lebensprinzip der Zigeuner unverhüllter, ungezügelter Egoismus ist, sind sie wenigstens, da sie der Kunst seine Inspirationen anvertrauen wollten, zu seiner lautersten Quelle emporgestiegen. Aus ihren Klängen weht egoistischer Hochmut, aber er spricht zu uns als Bewußtsein des Menschen von seinem inneren Wert, seiner höchsten Individualitätsberechtigung, seinem ungetrübten Privilegium, durch sich selbst und für sich selbst da zu sein, von seiner Willensbejahung, von seiner entschiedenen Beherrschung der Schöpfung. Wir sehen hier den Stolz des Egoismus, wie er unveränderlich in der Totalität des Menschengeschlechtes sich immer erhält, doch selten nur als vorherrschender Zug einer Nation oder eines Individuums vorkommt. Wir sehen ihn im vollen Glanze

[1] Giorgio—Heide.

jener Kraft, welche dem Menschen das Gefühl verleiht, daß er vermöge seiner Geburt die Natur beherrscht als ihr Haupt, als ihr König, wir möchten sagen als hingebender und vertrauter Liebender. Man muß die Natur auch lieben, um sie zu verstehen. Die Musik der Zigeuner ist ganz von dieser gebieterischen und nachhaltigen Bejahung des Lebens der Natur, die ihr sympathisches Element bildet, durchdrungen.

Wenn ein Gefühl aus dem tiefsten Boden unseres Herzens emporsprießt und so erhabene Höhen zu gewinnen fähig ist, so müssen wir, zu welch kläglichen Irrtümern in Völkern und Individuen es immerhin Anlaß geben mag, vom Augenblicke an, wo es sich in der Kunst manifestiert und in den Formen des Schönen auftritt, die Modalitäten seiner Entartung vergessen und es in seinem angeborenen Glanze bewundern. Wozu die angestammte Kraftfülle des Menschen leugnen, weil sie falsch angewendet auf Irrwege führen kann, wenn sie vermittelst der Kunst ihre entstellenden Auswüchse abstreifend in ihrer Pracht und Reinheit auftritt? So bedenklich es auf den ersten Blick scheinen mag, einen Keim des Edlen in Ergüssen von Wesen wie die Zigeuner finden zu wollen, die ein Leben gleich den Tieren des Waldes führen, und die man mit herkömmlicher Geringschätzung behandelt, so können die Offenbarungen ihrer Kunst dennoch einen solchen Versuch rechtfertigen.

IV.

Man müßte oft unter dem Dom der entlegensten Firmamente geschlafen haben, man müßte oft im Morgentau von den die Augenlider plötzlich wie mit Feuergerten treffenden Sonnenstrahlen geweckt worden sein, man müßte die wirren Melodien des Sturmes auf tausendnadeligen Tannenzweigen und vieltausendröhrigem Schilf kennen, man müßte oft lange Tage ausgestreckt unter blauem Himmel, tief in hohen Wogen von Gräsern, welche nichts von der Sichel wissen, gelegen und die Heimlichkeiten verstehen gelernt haben, welche sie leise einander zuflüstern, man müßte daran gewöhnt sein, die kalte, klebrige Schlange sorglos über den nackten Körper schleichen oder die Stirn umringeln zu fühlen, man müßte sozu-

sagen jeden Baum nach dem Arom seines Saftes zu unterscheiden und die Sprache der geflügelten Luftbewohner zu verdolmetschen wissen, um zu begreifen, daß man dann nicht mehr leben kann, ohne die Duftspenden der Baumstämme einzuatmen, daß das Ohr verschmachtet, wenn es die Trauergesänge des Abendwindes entbehren soll, daß das Auge brennt, wenn es statt des durchsichtigen Äthers bei Sonnenaufgang nur noch enge, dunkle Mauern sieht, daß man dann nicht mehr in steinernen Käfigen schlafen kann, und daß unsere Zimmerdecken einer Brust den Atem versetzen müssen, welche gewohnt ist, in langen Zügen die Luft der azurnen Unendlichkeit einzuatmen. Was kann dem an solche Eindrücke gewöhnten Sinn die Schauspiele ersetzen, die fern von menschlichen Wohnungen aufgeführt werden? Was könnte der Wut des Donners, dem gigantischen Chor der von ihm erschütterten Wälder gleichkommen? oder dem Anblick roter Wolken, welche wie trauernde Helden den Untergang der Sonne umstehen? und der elegischen Trauer eines Haines, den der Wind seiner letzten Blätter entkleidet, um die welken Reste seines Schmuckes schnaubend vor sich her zu jagen? Was ließe sich mit der liebesehnlichen Schwermut bläulicher Ferne vergleichen, welche die vom ersten Strahl eines Frühlingsmorgens überglänzten Höhen mit einem beweglichen Schleier umhüllt? Welches Behagen unseres Komforts kann sich mit dem seligen, die Lebenskräfte verdoppelnden Schwelgen messen, wenn ein warmer Sommerregen die Pflanzen badet, den Boden erfrischt, und der Himmel dann lächelnd, selbstgefällig niederblickt. Welcher Glanz der Erde kann dem funkelnden, flimmernden Sprühen des Frostes gleichkommen, der wie ein gefürchteter Tyrann bei seinem Erscheinen den Lauf der Quellen hemmt, alle Lieder verstummen, den Saft der Pflanzen erstarren macht und den Schoß der Erde verhärtet?

Die zum Bedürfnis gewordene Leidenschaft für die Natur wird aber wie jede andere tyrannisch. Den Bevölkerungen wie den Individuen, die in fortwährendem innigen Verkehr mit ihr leben, merkt man die Herrschaft ihres Einflusses an. Der Lappe und Samojede wie der Alpen- und Pyrenäenjäger, der Steppen-Kosacke wie der bretonische Matrose verschmachtet, wenn man ihn der

Umgebung entreißt, in welcher er aufgewachsen. Sie alle aber beschränken sich darauf, eine gewisse Natur, eine gewisse Region des Erdbodens und ihren besonderen Charakter leidenschaftlich zu lieben. Für sie wird die Pracht nordischer Beleuchtungen, die Majestät hoher Berge, die Endlosigkeit der Ebenen, das Tosen der Brandung zu so gehegten Gewöhnungen, daß fern von ihrer Betrachtung die Sehkraft ermattet, ihren Eindrücken entzogen die Empfänglichkeit der Seele nachläßt. Außerdem sind die Bewohner solcher Gegenden an eine ihren klimatischen Verhältnissen entsprechende Lebensweise und Nahrung gewöhnt, die nirgend anders hinpassen, und die Hinneigung zu gewissen Natureindrücken befestigt ihnen nur die Liebe zum Vaterland, zum Herd, zur Familie. Nicht so die Zigeuner. Sie haben keine Auffassung für den Begriff der Familie und noch weniger für den des Vaterlandes, des Herdes, und am wenigsten des Eigentums. Sie betrachten die ganze Erde als ihr Vaterland; der Boden, den ihre Sohle berührt, ist der ihrige; die vom Zufall zusammengewürfelte Bande ist ihre Familie, ein über Zweige gebreitetes Zelt ihr Haus und alles, was sie zum Genuß eines Augenblicks bedürfen, ihr Eigentum. Jedes Klima gefällt ihnen, in welchem sie frei und zwecklos umherschweifen dürfen.

Es ist unmöglich, sich ein vollständigeres Aufgehen in der Natur als das des Zigeuners zu denken. Auch unterliegt seine Vernunft diesem steten Wechsel des Schauens und der Eindrücke. Sein Herz wird nach alledem von ruhigen und sozusagen halbdunkeln Stimmungen gelangweilt und angewidert und behält nur einen gewaltsamen Geschmack für ausschweifende Erregungen, für Seelenzustände, welche alle Fähigkeiten in Anspruch nehmen und keine Faser seines ganzen Wesens unberührt lassen. Das Extreme wird sein Element, er gefällt sich nur noch in auf die Spitze getriebenen innerlichen Bewegungen. Er verlangt immer und jedesmal die Befriedigung seiner ganzen und vollen Leidenschaften. Sie zu mildern, zu bekämpfen, durch Hinhalten einzuschläfern sind ihm fremde Anstrengungen; denn sein wanderndes Dasein verleiht ihm eine Erregbarkeit, die, indem sie Unbeständigkeit zu seiner beständigen Lust macht, ihm andererseits zum Wachsen

des Verlangens zu wenig Zeit läßt. Weil seine Wünsche unbestimmt sind, wünscht er unaufhörlich. Ist sein Begehren ein bestimmtes, so befriedigt er es auf hastige Weise, ohne daß Furcht oder Rücksicht ihm Einhalt zu tun vermöchten; kann er aber augenblicklich das Begehrte nicht erlangen, so wandert er weiter. Er begreift nur Befriedigungen von einfacher, ursprünglicher Natur. Liebe zum Weibe, zur Lust, zum Tanz, zum Trunk, zur Musik, zum Schwelgen, und daneben zu Diebereien, zur Schlauheit, zur Mystifikation, zur Lüge, weil sie zum Speisezettel seiner Unterhaltungsleckerbissen gehören und das Abenteuerliche das Blut in seinen Adern lebhafter kreisen macht: das sind seine Freuden! Das sind die Feste, die er feiert! Das ist sein Leben, wenn er im Birkenwald einschlummert, wo ihn die Gruppen der weißen Bäume wie märchenhafte Mädchengestalten umgeben, denen das Haar unter lieblich schwankenden Bewegungen flatternd und wiegend den schlanken Leib umhüllt, während sie unter unsichtbaren Küssen beben, deren harmonisches Echo er trunken ins Ohr saugt; das ist sein Leben, wenn er stundenlang in den Himmel starrend die wechselnden Kreise eines Rabenzuges verfolgt, oder in Raschheit und List mit der scheuen, naschhaften Trappe wetteifert und die hinschießende Forelle in Hast überbietet, um ihnen ihre Beute virtuos wegzuschnappen; das ist sein Leben, wenn er einen saftigen Fruchthagel von den wilden Obstbäumen über sich herunterschüttelt oder die roten, säuerlichen Beeren vom Strauch nascht und mit den Brosamen seines Mahls den Rasen wie mit einem Regen von Blutstropfen übersät; wenn er dem emsig hackenden Specht oder dem schäumenden Waldbach lauscht oder in den Spiegel eines laichbedeckten, schlummerträgen, wie von einem Vorgefühl des Winters befangenen Teiches schaut und seine Gedanken wie einen ruderlos treibenden Kahn auf ihm sich ergehen läßt, sich auf hohen Ästen wie auf Hängematten schaukelt, während jedes Blatt von Nachtigallgeschmetter laut wird; das ist sein Leben, wenn er mit einem Schauer von Behagen den Blick über die vom ersten Sonnenstrahl rosig beleuchtete Welt schweifen läßt, wenn er die im Frühreif wie riesige Reiherfedern schimmernden jungen Weiden lachend abstäubt und dann über ihre Nacktheit

spottet, wenn er dem satten Ochsen sein respektvolles Kompliment macht, den Ziegenbock zum possierlichsten Zweikampf herausfordert, der Schildkröte ihre Schleichwege ablauscht oder sich mit einer Hetzjagd auf Eichhörnchen gaudiert; wenn er sich einen Liebling unter den goldenen, ewig tanzenden Sternen auswählt oder mit einer breitbüscheligen, vollduftenden Holunderblume liebäugelt, der Haselstaude oder dem Weißdorn einen Zweig raubt oder gar eine schillernde Pfauenfeder aufgabelt und sie wie eine Trophäe auf die Mütze steckt; wenn er des Nachts ein höchst ernsthaftes Zwiegespräch mit dem röhrenden Hirsch hält oder sich nach dem Befinden eines girrenden Taubenpaares erkundigt; wenn er blinzeind die zwischen alten Ulmen und Eichen verstreuten Herdfeuer mustert oder je nachdem die Üppigkeit einer reichen Vegetation genießt oder zerstampft, dem tummelnden, liebkosenden Kinde gleich, das der Mutter die prächtigen Falbeln des Kleides zerwühlt; wenn er mit den vierfüßigen und geflügelten Grundbesitzern der Waldeinsamkeit seinen feindselig traulichen Verkehr fortspinnt, sie lockt und hascht und wieder frei läßt, sie prügelt und liebkost, wie ein junger Prinz seine Spielkameraden. Ihm heißt leben: die Stromwellen der Natur durch alle Poren einsaugen, seine Augen naschhaft an all ihren Farben und Formen sättigen, mit gespitztem Ohr all ihre Klänge und Akkorde schlürfen, ihren berauschenden Dufthauch einatmen, auf Moos und Blumen hingestreckt den Besitz aller dieser Güter durch die Phantasmagorien des Branntweins verhundertfachen, bis zum Erschöpfen aller Kräfte lachen, tanzen, singen, musizieren und sich dann der ebenso lebhaften Reaktion gegen alle diese Genüsse zu überlassen, wie er denn eben nur noch heftiger und flüchtiger Erregungen fähig ist; ein Zustand, den vielleicht das Altertum in seiner merkwürdigen Divinisation symbolisierte, indem es mit einer ganz besonderen Art Wahnsinn diejenigen bestrafte, welche die singende Alraunwurzel aufgefunden, welche der Natur mehr von ihren poetischen Geheimnissen abgelauscht, mehr von ihren geheimnisvollen Schönheiten entschleiert hatten, als die Schwäche unserer Konstitution verträgt.

Die Harmonie der Schöpfung manifestiert sich in so riesigen und mannigfaltigen Verhältnissen, daß die Fähigkeiten des Menschen

erschlaffen, ehe er sie in ihrem Ganzen zu erfassen vermag. Wenn in endlose Perspektive versenkt er den Versuch machen will, ihre Windungen zu erforschen, so wird wie von einem Nektar, den seine kühnen Lippen berührten, sein Geist berückt. Da er in seinem beschränkten Wesen den Begriff der unzählbaren Entwickelungswege der Natur nicht zusammenfassen kann, verwirrt sich die Anlage ihres Planes vor seinen Augen. Die periodische Wiederkehr, die zahlreichen Analogien, die wundervolle Beständigkeit, die nie abspannende Monotonie, die symbolische Verkettung ihrer Erscheinungen, die verhüllte Einheit ihrer Gesetze werden ihm durch die Vielheit ihres Details, die Fülle ihrer Abwechslungen, den Reichtum ihrer Formen unfaßbar. Kein Blatt gleicht dem anderen, keine Stunde der verflossenen, kein Tag dem vergangenen; die Vögel wirken aus allen Kräften zu einer Menge Konzerten mit, deren Programme nie dieselben bleiben; die Beleuchtung hat zu jeder Stunde eine andere Färbung, die Landschaft gewährt jeden Morgen einen anderen Anblick, erscheint jeden Abend verschieden. Der Baum bewegt mit sanftem oder feierlichem Rauschen, je nach dem Augenblick, sein Laubwerk; die dünne Luft ist von Duftwogen durchwallt, welche selbst ihre vollste Ruhe mit zitterndem, wechselndem Atem erfüllen; das Gras des Rasens und das Moos des Felsens färbt und zackt sich auf jeder Spalte, auf jeder Scholle verschieden, und diese Scholle selbst nimmt nach jeder Entfernung besondere Veränderungen an — so daß der Mensch bestürzt, verwirrt vor diesem Chaos der ungleichsten Schönheiten steht, daß sein Denken sich zersplittert und nicht mehr dazu gelangt, die weise Ordnung all dieser Dinge in seinen engen Spiegel zu fassen. Der menschliche Geist durchläuft in ewiger Betrachtung zu häufig die ganze Skala der Aufregungen, von der Bezauberung zartester Anmut bis zur zerschmetternden Wirkung grausenvoller Schrecken, vom schwelgerischsten Hingeben bis zum behutsamsten Mißtrauen, vom süßen Gespötte des Vogelgezwitschers bis zum Angstschrei des mit dem Adler ringenden Opfers, von der klarsten Ruhe heiterer Tage bis zur Angst der Gefahr, um nicht durch das anhaltende Spiel all dieser Triebfedern erschöpft zu werden. Der Mensch verwildert mit dem Tier des Waldes, er

girrt kosend mit der Taube; er ruht träumend zwischen Blumen und springt glühend und lechzend wie der Panther empor; sein Hochmut kennt keine Grenzen, wenn die Sonne ihn berauscht, sein Zorn ist unzähmbar, wenn er drohender Not entronnen ist; vor gähnenden Abgründen flammt sein Mut auf und erlischt wieder auf lieblichen, rebenbepflanzten Hügeln; unaufhörlich stört eine heftige Aufwallung seine Ruhe, lähmt Furcht seine Spannkraft. Diese schnelle Folge widersprechender Bewegungen entnervt seinen Geist und breitet nach und nach Dunkel über seine Vernunft. Man möchte sagen, daß in diesem ewigen Gehen und Kommen widersprechender Erregungen seine Gedanken erstarren, der Brennpunkt seines Geistes sich trübt und die Strahlen des Alls nur noch verworren zurückwirft. Seine Vergleichungsfähigkeit versagt, das Urteil, diese leuchtende Ader, welche sich durch alle Teile des Hirns verzweigen soll, vertrocknet; seine Denkorgane erschlaffen, während die magnetische Sympathie, der Instinkt, zunimmt. Sein Verständnis wird stumpfer, je schärfer seine Sinne werden. Gleich dem Tier stürzt er sich nun auf jede Beute, welche sein Begehren erregt, und lagert dann unbeweglich dem Geschäft des Wiederkäuens hingegeben, erwärmt sich schmachtend und untätig an jedem Strahl des Wohlbehagens, heult unter jedem Biß der Schmerzen, windet und sträubt sich mit elementarer Raserei gegen ihre umstrickenden Netze. Er gleicht einem Liebenden, dessen reizbare Leidenschaft einen krankhaften Charakter annimmt, der sich bis zum Verlust aller Herrschaft über sich selbst der Vergötterung des geliebten Gegenstandes überläßt, sich zum Spielzeug jeder Unbeständigkeit macht, jedes Versagen, jede Strenge für einen Mangel an Gegenliebe hält und so nach jedem Sturm und jedem Lächeln in ärgere Sklaverei gerät, sich immer fester von allen Zauberbanden umwinden läßt, immer stolzer wird auf seine hohe Liebe und zuletzt, die Fähigkeit ihr Ideal zu erkennen verlierend, nur noch ein unbestimmtes Bewußtsein ihrer Erhabenheit empfindet. Es regt sich in ihm nur noch eine zugleich wollüstige und rohe Neigung, welche in ihren äußeren Wirkungen an Monomanie streift. In diesem Besessensein von der Natur, diesem fortwährenden Assimilieren der von ihr erregten unzusammenhängenden Affekte,

entsagt er seiner menschlichen Oberherrschaft, jener Königswürde der Intelligenz, welche sein höchstes Attribut ist. Es geht in seinem Geist ein verkehrter Prozeß vor, in welchem statt einer Konzentrierung der von der Natur empfangenen Eindrücke, welche ähnlich dem Kristallbrennspiegel die Strahlen des Lichts sammeln und die Flamme der Poesie in ihm entzünden sollte, er im Gegenteil von den Flammen selbst ergriffen wird, so daß sein Bewußtsein, wie ein unter dem Strahl der Kanikular-Sonne versiegendes Wasser, sich verflüchtigt. Wenn der Mensch die poetische Sammlung und Erhebung verlernt, durch welche die Bedeutung der von der Natur (oder Kunst) hervorgebrachten Eindrücke sich selbst Zweck sind, wenn er vergißt, daß sie nur einen vorbereitenden Sinn in einer höheren Ordnung der Dinge haben, daß sie nur dazu bestimmt sind, die Abgestumpftheit unserer Seelen zu bannen und sie zu schönen Taten anzuspornen, wenn er seinen Blick unausgesetzt starrend in die schwindelnden Tiefen der Natur versenkt, so verzehrt, so überwältigt sie ihn. Bestürzt, betäubt von tausendfachem Lärm, tausendfachen Farben, Düften und Linien, die sich um ihn kreuzend ihn in ununterbrochenes Schwanken versetzen, entgeht ihm die Auflösung all dieser wirren Akkorde, und er begreift nicht mehr, wie mitten in dieser Anhäufung scheinbarer Dissonanzen und wirklicher Gegensätze die Natur unter allen Teilen ihres großen Alls eine feierliche Einheit, einen innigen Zusammenhang, eine sichere Folge erhält, und daß die vielformigen Konturen, die in unendlichen Verschiedenheiten vor unseren Augen auf und nieder tauchen, sich ordnungsvoll in dem wunderbaren Plan ihres Ganzen verketten und verschmelzen.

Wenn keines Tages Licht dem gestrigen gleicht oder das morgende voraussagt, so kommt doch richtig der Tag und richtig die Jahreszeit; die Sterne, die nie mit demselben Glanz für uns leuchten, kehren nicht weniger genau an die Stelle wieder, die ihnen im Raum angewiesen ist; wenn die Regenbogenspiegelungen der Ströme, seit sie ihr flüssiges Gekräusel von den Spitzen der Berge herabstürzen lassen, niemals dasselbe Sprühgefunkel schimmern, so höhlt wiederum die Beharrlichkeit des regelmäßig fallenden Tropfens den Stein aus; wenn die Blüte jeder Pflanze auf jedem Stengel

an Fülle, Anmut, Entfaltung verschieden ist, so bringt doch jeder Samen in keuschem Gebären nur die Frucht hervor, die er zu bringen bestimmt war. Die Vegetation fürchtet nicht, die Erde, welcher sie entsproßt, zu verbrauchen; der Strom fließt in demselben Bett, ohne es abzunutzen. Der Löwe kommt in seine Höhle zurück wie die Grasmücke in ihr Nest, und der wandernde Kranich kehrt wärmesuchend zum selben Klima zurück, das er verließ.

Jene Stetigkeit der Wiederkehr, jene Permanenz der Erneuerungen, welche den Reiz der Gewohnheit hervorbringen, fehlen nicht in der Natur, weil aber die Ausdehnung ihrer Bewegungen über die physische Wahrnehmungsfähigkeit des Menschen hinausgeht, sinkt dieser, sobald er unternimmt, einzig den Verlauf ihrer Entwickelung zu verfolgen, erschöpft vor den im Unendlichen des Raumes und der Zeit so sehr voneinander entfernten Grenzpunkten zusammen. Wenn er sich immer jeder ihrer Veränderungen bewußt werden will, verliert er, wenn nicht das Gedächtnis, doch die Erinnerung; er versinkt in ein dumpfes Vergessen der Beobachtungen, welche seinen Geist erhellen konnten, er vermag nicht mehr durch Beständigkeit seines Wollens seine Eindrücke zu verbinden, er versteht nicht länger, sie zur selben Zeit, zur selben Stunde wieder aufzunehmen, zu sammeln. Seine Seele verhaucht gleich einem Fluidum, das durch einen porösen Körper entrinnt. Wenn dann der erscheinende Moment ihm den verflossenen zurückruft, ist er ihm statt einem festlichen Jahrestag derselben Freude, derselben Empfindung nur die lästige Wiederkehr eines verwelkten Eindrucks. Seinem Bewußtsein entgeht es, daß diese Aufeinanderfolge in ihrer Ähnlichkeit verschieden ist, wie die Intonationen einer und derselben Stimme. Unsere Sinne, unsere geistige Organisation und das Weltmedium, in welchem wir leben, erlauben uns nur bis zur Begriffsbildung einer ununterbrochenen Seligkeit zu gelangen, und alle Glaubensmeinungen setzen diese in ein künftiges Leben, weil sie ihr Bild nicht auf die diesseits herrschenden Verhältnisse anwenden können, — das einzige Vorgefühl jenes Zustandes ist die Gewohnheit: sie allein gewährt, soweit es bei unseren organischen Anlagen möglich ist, ein andauerndes Vorhandensein von Gefühlen, in deren unaufhörlicher Fülle die Glück-

seligkeit besteht. Indem aber die Seele im ewigen Ausstrahlen nach den am weitesten auseinandergehenden Anziehungspunkten sich das gewaltsame Bedürfnis des Wechsels einimpft, verlernt sie nicht allein schließlich den Reiz der Gewohnheit, es überkommt sie vielmehr ein immer lebhafterer Widerwille gegen sie, der sich bis zur Angst vor ihr steigert. Im Verlangen nach fortwährender fieberhafter Aufregung, die sie doch nur ausnahmsweise ertragen kann, wenn sie ihre geistige Gesundheit und das Gleichgewicht ihrer Fähigkeiten erhalten will, gerät sie in eine Art intellektuellen Somnambulismus, in welchem sie allen moralischen Einflüssen zu entgehen sucht, um nur dem instinktiven Trieb des Organismus zu folgen. Unter keinen Umständen kann der Mensch, ohne einem krankhaften Zustand anheimzufallen, sich von dem in seiner Weichheit und Dehnbarkeit so süßen Band der Gewohnheit gänzlich befreien, sich diesem Gesetz der Schwere, welches uns wie die Planeten in einem bestimmten Kreislauf zurückhält, entziehen. Wenn ihm jede Tangente fehlt, gerät er in jene haltlose Unstetigkeit, deren Oszillieren uns an das ratlose Zittern der Magnetnadel erinnert, die ihren Pol nicht mehr erkennt. Er verliert die Kraft, seine Empfindungen zusammenzuhalten, und geht dadurch zugleich der Anwartschaft auf den Genuß des vollsten Vorgeschmacks eines unwandelbaren Glücks verlustig.

V.

Wer vermöchte den Abgrund von Schmerzen zu ermessen, welche diese Outcasts im Laufe langer Generationen erduldet haben, von denen nicht einer bei seiner Geburt ein andere Zukunft, ein besseres Horoskop zu erwarten hat als Elend, Niedrigkeit, Zufall und Bedürfnis. Es läßt sich wohl denken, wie manchesmal ein Zigeuner, nachdem er sich auf den Wiesen der Ländereien, die er sein Eigentum nennt, weil er sie betrachtet, oder im zauberischen Dunkel seiner Wälder, die für ihn Wundergärten sind, wie ein Reh müde getummelt hatte, von seinem Faulenzen und Hindämmern bis zum Überdruß gesättigt, plötzlich aus seiner stummen Ekstase erwachend sich in Gedanken in die so ganz verschiedenen

Lebenskreise voll ruhigen Behagens versetzte, deren rauchende Schornsteine er durch das Laub seiner Blätter, an dem Horizont seiner Steppen in der Ferne auftauchen sah. Da mußte sich der ins Gras gebettete, regendurchnäßte oder sonnverbrannte Wolf mit seiner Fuchsnase wohl manchmal fragen, ob es ihm möglich wäre, in der erstickenden Enge eines Daseins zu leben, welches der Nomadenfreiheit, den Freuden des ursprünglichen Menschen entsagt? ob er sich je dazu entschließen könne, sein Zelt so fest aufzuschlagen, ohne es beim ersten Aufruf seines Gottes, des Wunsches, des freien Beliebens wieder abbrechen und nach anderen Gegenden tragen zu können? Dann mußten zweifelsohne gleich ungestalten Visionen Bilder einer anderen Lust, eines anderen Loses als des seinigen an seiner Seele vorüberziehen. Sie mußten ihm wie die ferne verworrene Luftspiegelung eines verlorenen Edens erscheinen, dessen Tor ihm nahe, aber auf immer verschlossen ist. Und wenn er die unüberschreitbare, nicht breite, doch tiefe Kluft schaute, die ihn davon trennte, so mußte er all seines Entzückens im Schoß duftender Wiesen, unter dem blauen Ätherzelt gedenken, um jede Überlegung zu ersticken, welche die Fülle seiner Freuden schmälern, die Kühnheit verweichlichen könnte, mit welcher er dieselben den Elementen abringt, um sich einen glänzenden Traum vor die Seele zu zaubern: einen Goldschaum des Glücks. Wenn er aber über den schreienden Mißklang dieses Wortes zu den Verhältnissen des gebrochenen, gedrückten Menschenlebens nachsann, so mußte er sich sagen, daß es gegen dieses große Elend kein Mittel gibt als verzweifelte unmittelbare Befriedigung aller Launen. Es muß aber ein solches leidenschaftliches Verzweifeln in jede energische Seele, sei sie unwissend und roh, oder verfeinert und geschmückt wie die des Poeten, einen düsteren Schein werfen, ähnlich dem Flackern von Festfackeln, welche zu Leichenfackeln werden. Solange Freude und Lachen herrscht, solange Betäubung unsere Sinne in den Wirbel des Tanzes zieht und bacchische Gesänge die Seele umfluten, grüßen wir jubelnd ihr Licht. Kaum aber lähmt Müdigkeit unsere Glieder, kaum kehrt der Geist erschöpft in sich selbst zurück, kaum schweigt die heisere Stimme, kaum ist der schwermütig irrende Blick den Trauerfackeln begegnet, so

richten sich bleiche Gespenster vor den Augen auf, und der mit so fröhlichem Rundreim begonnene Gesang wird betrübt bis auf den Tod.

Sich selbst überlassener Stolz und maßloser Freiheitsdrang gelangen, auf ihre eigenen Hilfsmittel zurückgewiesen, bald zum Gefühl ihrer Unmacht den so prekären Bedingungen unseres Bestehens, unserer Natur gegenüber. In frostigen Stunden des Hungers, der Krankheit, der Langweile, der Müdigkeit versinkt der Cycan in trübe Schwärmerei. Wenn dann die Seele die in ihr hausenden Stimmungen gleich riesigen Schatten zusammendrängt, wenn plötzlich ein Verlangen in ihr erwacht, sie in Klänge zu fassen, welche ihr die eigenen Eindrücke verschönen, so wird das bleiche Gespenst sich vor ihr aufrichten, welches in schlaflosen Nächten alle Menschen heimsucht: der Schmerz. Dann werden kräftige Organisationen, die unter scheinbarer Ruhe wilde Heftigkeit verbergen, eine Sprache reden, von welcher unsere in Übersättigung verwelkten, durch oberflächliche Leidenschaften und erkünstelte Begierden entkräfteten Herzen mit ihrer verweichlichten Trauer, ihrer nebelhaften Schwermut keine Ahnung haben können.

Alle menschlichen Gefühle sind der Reihe nach vergöttert und verketzert worden. Unsere reinsten und höchsten Begeisterungen wurden eine nach der anderen bekämpft und verspottet. Man hat alle Tugenden verkleinert, alle Leidenschaften herabgewürdigt. In diesem Gewirre von Verherrlichungen und Verdammungen jeder Erhebung unserer Seele ist ein einziger Zustand unseres Innern unangetastet geblieben und hat dem Lästerer Ehrfurcht abgezwungen: der Schmerz. Selbst wo man ihn gefühllos erstickte, wie ein Hindernis aus dem Weg räumte, konnte man ihm einen stummen Zoll der Achtung nicht versagen. Auch verbindet sich nicht ohne Grund, bei ungebildeten wie bei ihrer Kraft bewußten Wesen, der Stolz mit dem Schmerz; denn der Schmerz ist ein Pfand unserer Größe. Instinktiv empfunden, wird dieser Instinkt vom Nachdenken bestärkt. Der Schmerz ist es, welcher die Sonde in die Tiefe unseres Seelenlebens senkt, er ist das Entsetzen vor dem Zwiespalt, das um so fühlbarer wird, je größeres Bedürfnis der Einheit in uns wohnt. Nach der Intensität des Leidens ist der

Durst nach dem Ideal zu bemessen; je untröstlicher der Schmerz ist, desto höher erhebt er sich über die mit fadem Wohlbehagen sich begnügende Gemeinheit. Jedes Kunstwerk, aus dem dies Element uns anhaucht, wird nie verfehlen, selbst in mancher Brust, die man dafür am wenigsten empfänglich halten mochte, geflügelten Widerhall zu wecken. Das Schauspiel, der Ausdruck des Schmerzes erfüllt uns mit unwillkürlicher Andacht; denn hier wird niemand sagen: „Ich kenne Dich nicht!" oder „Du wirst mir fremd bleiben!" Der Mensch kann Gott und die Liebe leugnen, aber den Schmerz lästern kann er nicht, da er ihm selbst in Ungeheuern begegnete, die ihn mit vollen Händen ausgesät. Schmerz zufügen ist leicht: Schmerz verhöhnen unmöglich. Es werden sich Henker finden zum Vollziehen der grausamsten Urteile, aber nie werden Menschen sich finden, die den Schmerz leugnen oder verhöhnen.

Aus welcher Quelle er entsprossen, welche Verwirrung er verursacht, ist einerlei: sobald er sich zeigt, tritt jedes andere Interesse in den Hintergrund, und er stellt sich uns vor Augen wie ein in der ganzen Strenge seiner finsteren Herrscherwürde wiedererscheinender verbannter König. Hätte er sich mit jedem Vergehen besudelt, wäre er wie ein Lüstling zu allen Lastern hinabgestiegen: sobald er die Maske von sich werfend sich zeigt, erscheint er im unauslöschlichen Gepräge seiner königlichen Größe. Von Lumpen oder Flittern bedeckt, wirft er sie im Taumel des Erwachens von sich und hüllt sich in seinen Trauerflor. Im Strohkranz Lears oder mit Brutus' Narrenpeitsche spielend, vermag er mit einem Hauch jede Spur des Wahnsinns zu verscheuchen, um in seiner strengen Nacktheit, seiner Unerbittlichkeit vor uns zu treten. Für jedes Verkennen straft er mit gerechtester Verachtung; er verbannt die seine Größe und Schöne Verleugnenden zu stumpfen, bloß vegetierenden Wesen. Die Brust, welche er zu seinem Wohnsitz ausersieht, in welche er in ruhelosen Nächten und durchweinten Tagen einkehrt, durchdringt er mit unendlichem Hochmut. Er lehrt sie tiefste Verachtung gegen jede Macht, jede Rücksicht, jedes Gesetz, jede Lust, jede Täuschung. Er fragt seine Auserwählten nicht, ob sie groß oder klein, reich oder dürftig, Verfolgende oder Verfolgte, Gelehrte oder Arme im Geiste, Gute oder Böse

sind; er stiehlt sich in tausend Verkleidungen zu seinen Lieblingen, besucht sie auf Thronen und in Lehmhütten, setzt sich zu den Gefeierten des Tages ans Lager, teilt mit dem unterdrückten Gerechten das Mahl, schleicht in des Künstlers Werkstätte, in des Gelehrten Studierstube, begleitet die Almosenspenderin auf ihren Wegen und den Vergeltenden am Tag seiner Rache. Und so reich ist er an Verkleidungen, daß nur seinen Heimgesuchtesten, seinen Eingeweihtesten und Getreusten gegeben ist, ihn als wilden, gewaltigen König unter jeder Schminke, jeder stolzen Apathie, jeder geheuchelten Freude, jedem unversöhnlichen Haß zu erkennen, deren Maske er vornimmt, um mit giftigen Pfeilen bewaffnet durch die offenstehende Spalte, durch das Gewebe jedes Brustschleiers, durch die Lücke jedes Harnisches zu dringen. Beherrscht er einmal eine Seele ganz, dann wirft er sie widerstandslos nach seiner Laune in Höhe und Tiefe. Die einen erhebt er bis zum mystischen Glanz übersinnlicher Welten, er reinigt sie, bis sie durchsichtig und blendend werden wie Flammengeister; die anderen wirft er keuchend in Schlamm und Staub, sie niederpeitschend in Abgründe. Aber immer ein König hohen Ursprungs, behält er sich das Recht vor, seine geliehenen Verhüllungen wegzureißen und plötzlich in seiner schreckenden Einfachheit zu erscheinen und dann alle Knie niederzuzwingen vor seinem Antlitz, in welchem alle Qualen ihre Spuren zurückgelassen, ohne daß der Stempel seiner Göttlichkeit von der Stirn verwischt werden konnte, vor diesem Antlitz, welches in den feurigen Zügen der Gewissensangst sich unauslöschlich dem Bedränger, dem Eroberer, dem Gottlosen im Innersten aufprägt.

Im Bereiche der Kunst verändert diese Herrschaft des Schmerzes ihren Charakter; sie wird gewaltiger und zugleich ruhiger, indem sie die Herzen mit Rührung und Weihe erfüllt. Der Schmerz ist hier augenblicklich von allem Gram befreit, der ihn in der Wirklichkeit begleitet. Der Ausdruck hochstrebender Gesinnungen, edlen Wollens findet meist nur ein zögerndes Echo in den Massen, ausgesprochener Schmerz aber weckt unmittelbaren und vielfältigen Widerhall. Jeder trägt unter den Flicken der Dürftigkeit oder den Kleinodien des Überflusses irgend einen Riß, irgend eine schlecht geheilte Narbe. So bleiben auch die uns ins Ohr

tönenden Klänge des Vagabunden, des aus unserer Gesellschaft Verbannten, des Outlaw, wenn er die Dominante der Schmerzen bebend in seinen Liedern vernehmen läßt, nicht unverstanden. Wir lauschen begierig und fragen uns, wo die edle Tonika dieses Akkordes liegt; denn niemand zweifelt daran, daß der im Gesang sich offenbarende Schmerz auf einem Gefühl ruht, welches jeden Irrtum, jedes Vergehen sühnt.

Wenn der Zigeuner durch Vermeiden der Arbeit den Schmerz zu fliehen glaubte, so überfiel er ihn im Schoße seiner Trägheit und lispelte ihm Geheimnisse zu, die ihm das Herz um so schwerer bedrücken mußten, als er von seinem Joch sich zu befreien gedacht hatte, indem er den Zwang jeder Beschäftigung von sich wies. Er hatte sich geweigert, sein Brot im Schweiße seines Angesichts zu essen; er hatte sich jedem Felddienst entzogen; er hatte die Erde nicht durch Saaten um Ernten bitten wollen, sich keiner Fessel, so vergoldet und überblümt sie sein mochte, bequemt. Aber der Schmerz ereilte ihn darum nicht weniger auf seinen Tag und Nacht nicht ruhenden Schwingen. Er verfolgte ihn in die Einsamkeit der Wälder und Wüsten und sparte die brennendsten Tränen für ihn auf, der nie weinen, nur die Sonne anlachen wollte. Zugleich vereinte er das unglückliche Volk, welches durch Abweisen jeder physischen oder geistigen Arbeit sich von aller Verwandtschaft mit den übrigen Menschen lossagen und mit den Tieren des Waldes sich assimilieren zu wollen schien, durch das Verbindungsmoment seines Gepräges mit der allgemeinen menschlichen Brüderschaft. So blieb der Schmerz der einzige Punkt der Berührung, des Verständnisses, der Sympathie zwischen ihm und uns; er blieb der einzige Affekt der Seele, über den wir uns verständigen, um, solange er redet, unsere gegenseitige tiefeingewurzelte Verachtung schweigen zu lassen.

Schwerlich möchte man irgendwo mehr versucht sein, bei der Betrachtung physischen Elendes von allem geistigen Leiden abzusehen, als bei dem Volke, von dem wir reden; und doch wer weiß, ob dies für die Zeiten seiner frühesten Geschichte das Richtige wäre. Gewiß, es möchte jetzt sehr schwer sein, in dem einzelnen Individuum Spuren von dem moralischen Bewußtsein der Er-

niedrigung wiederzufinden; aber wieviel schwerer möchte es sein, sich mit ihnen über die Auffassung eines Gegenstandes so weit zu verständigen, daß einer der beiden Redenden sich dem Standpunkte des anderen annähern wollte, so daß der eine die Art und Weise seines inneren Leidens enthüllen, der andere das Enthüllte begreifen könnte. Wie ließe sich auch nur auf den kürzesten Zeitraum der Widerspruch unserer Sitten, unserer Vorurteile gegen sie mit ihren Sitten, ihrem Mißtrauen gegen uns aufheben? Wie sollten wir mit ihnen reden, und welche Antwort sollten wir von ihnen erhalten, die wir sie nur mit Gleichgültigkeit und Widerwillen betrachten, während sie uns geringschätzen und fürchten. Wie sollte der zivilisierte Mensch die Verkettung von verschwiegenen Syllogismen dieses Wilden erraten, da er vernichtet, was jener hochschätzt, anbetet, was jener meidet. Der erstere geht von dem Grundsatz aus, Sicherheit sei die vornehmste Grundbedingung des Glückes, Friede sein Hauptelement, Gewohnheit seine schönste Gabe, materielles Wohlleben seine köstlichste Frucht, Stabilität seine unentbehrlichste Folgerung. Der letztere spottet der Sicherheit, die ihm in unzugänglichen Höhlen niemals fehlt; der Frieden ist ihm gleichgültig; denn er liebt den Kampf und entzieht sich dem Kriege; er weiß nichts von Gewohnheit und würde sie nie anders als verabscheuen können; er kümmert sich nicht im geringsten um materielles Wohlleben und verschmäht die Stabilität, weil ihn die Freuden seines Wanderlebens entzücken. Beide können also von den ersten Worten an die Entfernung ermessen, welche ihre Pole voneinander trennt. Dem einen würden die Liebhabereien des anderen Schrecken einflößen, dieser würde in der vornehmsten Hoffnung des ersten das allertraurigste Los erkennen. Der Gebildete würde von sittlichen Begriffen reden, der Wilde aber sie nicht zugeben oder, was schlimmer ist, nichts davon verstehen. Wie sollen sie also jemals dazu gelangen, einer dem anderen den Ausgangspunkt ihrer Gefühle deutlich zu machen? Nur eine Sprache vermag ohne Hilfe und Umweg der Erklärung die Intussuszeption eines Gefühls zwischen zwei Seelen zu bewerkstelligen: die Kunst. Und unter allen Künsten war die Musik die geeignetste, um Gefühle gleichsam auf ihrem Goldsieb zu klären und sie von

der unseren Herzens- und Geistesgewöhnungen so widerstrebenden Spreu gereinigt im ungetrübten Glanz vor uns leuchten zu lassen. Unter den Gefühlen, welchen die Zigeuner in der Musik Ausdruck verleihen konnten, ist das hervortretendste: Stolz, das zugänglichste: Schmerz.

Selten haben Stolz und Schmerz sich vereinigt, ohne den Haß zu erzeugen. Bei den Zigeunern jedoch, was als eine bemerkenswerte Tatsache gelten dürfte, ist dies nie der Fall gewesen. Man glaubte eine systematische Verabscheuung der Christen in ihnen wahrzunehmen und täuschte sich, wenn man sie darin mit den Israeliten verglich. Sie verabscheuen so wenig den Christen als den Muselmann oder den Buddhisten, sie verschmähen einzig die Zivilisation mit ihrem ganzen Geleit stabiler, geselliger Formen. Sie haben unter den kläglichsten Bedrückungen der Aufreizung zum Groll widerstanden, wie er so leicht in Wesen gärt, die von der glücklichen Welt ausgeschlossen sind. Die Zigeunergesinnung, wie wir es nennen möchten, hat diese düstere, harte Modulation vermieden, um nur ihrem Charakter eines unbestimmten, unüberlegten Schweifens und Streifens, ihrer Liebe zu sorgloser, zweck- und zielloser Freiheit, ohne den Zündstoff des Hasses oder den Tau der Sympathie, treu zu bleiben. Sie leben ein Kindheitsleben der Seele, das von Dauer und Zusammenhang keine Ahnung hat, alles Abgeschlossene und Vorherbestimmte scheut und alle Eingriffe in sein zügel- und pflichtloses Dasein nicht mit Märtyrerenthusiasmus und stoischem Stolz, aber mit dem Leichtsinn erträgt, mit dem ein von sich selbst gänzlich erfülltes Treiben alles außer acht läßt, was ohne Beziehung auf seine Launen und Spielereien ist. Sie hören nie auf, in dieser Kindheit zu leben, welche wie die wirkliche Kindheit nur die Wirkungen hinnimmt, ohne nach den Ursachen zu fragen. Ganz und ausschließlich mit sich selbst beschäftigt, versetzen sich diese großen Kinder, wie die kleinen, niemals auf den Standpunkt anderer und vermögen noch weniger sich einer Idee zu bemächtigen. Weiß doch jeder, daß die Kindheit in ihren unschuldigsten Spielen wesentlich ungehorsam, oft grausam ist, daß Widerspruch sie nicht zum Nachdenken reizt, sondern Verdruß über denselben sie nur in ihren Neigungen

bestärkt, daß sie gleichgültig bleibt bei dem Geschick aller Wesen und Gegenstände, die nicht mit ihrem augenblicklichen Vorhaben in Berührung stehen, daß sie ebenso unüberlegt fremdes Gut sich aneignet, als sie ihr Eigentum anderen überläßt. Die einfachste Kenntnis des menschlichen Herzens lehrt uns, daß dieser Leichtsinn den Egoismus erzeugt, und daß man der Lockung eigensinniger Laune und der Verwirklichung jeden Begehrens nur mit Außerachtlassung des Beeinträchtigens anderer nachgeben kann. Der Zigeuner hat wie ein übelbehandeltes Kind alles Vertrauen, alle Achtung, Rücksicht und Nachgiebigkeit für eine stiefmütterliche Gesellschaft verloren und macht sich kein Gewissen daraus, den Gliedern einer Familie, als deren Sproß er sich nicht betrachten mag, Schaden zuzufügen.

Nur flößt der tägliche Kampf um diese schwierige, volle und übertriebene Freiheit, deren Bedürfnis aus einer tollen Liebe zur Natur entsteht, die Zügellosigkeit, womit die Zingari die von dieser Freiheit dargebotenen Genüsse verfolgen, der beständige Sieg über die fortwährend aus dieser vergötterten Natur neu erwachsenden Gefahren ihnen jenen geheimen Stolz ein, der uns in so geächteten Menschen überrascht und uns ihre hochfahrende Resignation erklärt. So bedauerlich indes ein so zäher Eigensinn, so beklagenswert der mit so störrischem Widerstand festgehaltene Entschluß sein mag, mitten in einer erleuchteten und von der gnadenreichsten Religion erwärmten Zivilisation in einem verwilderten Zustand verharren zu wollen, so müssen wir nicht vergessen, daß das Gefühl, von welchem er diktiert ist, den edelsten Regungen entquillt und eines poetischen Schimmers nicht entbehrt. Wir sagten es bereits früher: um die Anziehungskraft zu begreifen, welche dieser aus der Gemeinschaft menschlicher Rassen gleichsam vertriebene Stamm immer auf die Phantasie der anderen Völker übte, müssen wir voraussetzen, daß das innere Licht, die duftige Spur eines erhabenen, edlen Gefühls sich rein und unberührt in ihm erhalten hat; daß, wenn dieses Volk der Kunst etwas anzuvertrauen hatte und die Kunst das Dolmetscheramt seiner Empfindung entgegenkommend übernahm, dieses Gefühl eine angeborene Weihe in sich trug.

VI.

Wenn die Zigeunerkunst mit ihrem Ausdruck des Empörens gegen jede Fessel, wenn der von jedem konventionellen Zwang befreite Zigeunertypus Künstler und Dichter mächtig anregte und beide dadurch in dieser selben Gesellschaft populär wurden, welche sich jede Gleichstellung mit den Gipsies verbitten würde, so muß es seinen Grund darin haben, daß die in seiner Kunst ausgesprochenen und sein Leben beherrschenden Neigungen weniger sein ausschließliches Eigentum sind, als es auf den ersten Blick scheinen möchte. Es finden sich in jeder Gesellschaft ausnahmsweise Individuen, die gleichfalls alle Zügel ihrer Wünsche und Begierden abzuschütteln streben. Nur bleiben sie vereinzelt, weil die Atmosphäre der Zivilisation solche Naturen von Kindheit auf durch ihren auflösenden Dunst erkältet und schwächt, doch erscheinen sie unter der Form des Exzentrischen vielleicht häufiger, als wir es glauben, mitten unter uns. Wir betrachten sie als Ungesunde, weil sie unfähig, ihr aufgegebenes Pensum in der großen sozialen Schulstube abzuarbeiten; die poetische Pathologie hat vorzügliche Schilderungen dieser Krankheit geliefert. Diese sind unter verschiedenen Titeln und Formen in verschiedenen Zeiten und Sprachen immer wieder vorgekommen. Es gibt deren von Fürsten der Poesie mit den schönsten Fresko- mit Aquarellverzierungen und getuschten Skizzen. Wir führen sie nicht an; denn jeder wird diese Typen am liebsten unter seinen Lieblingswerken selbst aufsuchen. Da übrigens in einer Identität des Gefühls, in Ähnlichkeit der Seele weder Identität noch äußere Ähnlichkeit des Loses liegt, würden diese Helden durch ihr Kostüm vom halbnackten Zigeuner zu sehr abstechen, obwohl sie halb traurig, halb glücklich, halb grausam, halb gutherzig, halb frech, halb ehrerbietig sind, wie er. Indessen bewundern wir manche ideale, in Haltung und Rede unähnliche Figur, bloß weil sie unter anderer Form uns in die Stimmungen versetzt, welche die Geige und der Gesang des Zigeuners uns enthüllt und in uns wachruft.

Andererseits konnte das Kontrastierende und Überraschende seiner Art Nomadenlebens, sein schnelles Verschwinden und plötz-

liches Wiederauftauchen, sein häufiger Verkehr mit den hohen Ständen und seine höhnische Überlegenheit über dieselben sowie, trotz seines Elendes, über die arbeitenden Klassen, nicht verfehlen, die für das Pittoreske empfänglichen Gemüter zu interessieren. Alle europäischen Literaturen bemächtigten sich dieses, gleich einem geschmeidigen, reichen Stoff zu den phantastischsten Stickereien sich eignenden Motivs. Wenn wir nicht irren, war es Spanien zuerst, welches dies romantische Element in dichterischen Werken akklimatisierte. In Cervantes Gitanilla geht es schon aus seiner bisherigen episodischen Stellung zum Hauptgegenstand über. Im Deutschen enthält Spindlers Jude die lebhafteste Schilderung der Lagerstätten, welche im Mittelalter (und heute noch ebenso) diese Horden mit Trommelgewirbel und schrillem Pfeifenklang, Kindergeschrei, Frauengelächter, Maultiergeklingel, mit dem Glanz ihrer Scharlachkittel, ihrer grüngewürfelten Mäntel erfüllten, wenn sie sich den drolligsten Bajazzosprüngen überließen. Die kräftig illuminierten Blätter aus Notre Dame de Paris lassen selbst das Hervortretendste, was andere Autoren erfunden, matt und farblos erscheinen. Wenn man die prägnante Häßlichkeit der im Cour des Mirakles Sabbat haltenden Larven betrachtet, so hält man Hugos Arbeit für ein Relief und glaubt doch andererseits wieder ein Gemälde zu sehen, wenn man die Perspektive, die künstlerisch verschleierte Beleuchtung, die gemilderten Töne und glücklich verteilten Luftpartien wahrnimmt, welche auf diese zu einem scheußlichen Knäuel zusammengeballten Köpfe angewendet sind. Manche in Crayon skizzierte Anekdote von Borrow bietet uns analoge Physiognomien, ähnliche Szenen, nur daß wir sie hier gleichsam vom Mitleid leicht verschleiert wahrnehmen, wodurch die allzu schreienden Farben gedämpft erscheinen, während dennoch in dieser keuschen Mäßigkeit der Zeichnung mehr Realität atmet als in dem üppigen Realismus des Heros der französischen Prosa. Der Zingaro der Spanier, die Meg Merrilies Englands, die Esmeralda der Pariser, die russische Zemphira, Webers Preziosa und Meyerbeers Vielka, um nur die bekanntesten Schöpfungen aufzuzählen, sind die poetischsten Typen, die berühmtesten dieser Zigeunergestalten, wie sie mit einem bald düsteren, bald anmutigen Gefolge in der Kunst hausen.

Den Poeten, Romanschreibern und dramatischen Dichtern konnte auf ihrer Jagd nach allem, was des Lesers Neugier und Interesse zu spannen vermag, die Fülle hervortretender Gegensätze nicht entgehen, welche sich aus der Annäherung eines so struppigen Gesellen wie des Zigeuners an das friedlich banale Bürgertum ergeben mußten. Es fiel ihnen leicht, die Vorteile solcher, von keiner Gewohnheit unterjochten, von keinen Prärogativen gefesselten Naturen vor dem Philister geltend zu machen und in dem Zauber darzustellen, den die Unmittelbarkeit einer absolut freien, an kein Vorurteil gebundenen Gesinnung ausüben mußte. Sie konnten leicht die mächtigen Wirkungen der Gewalt anschaulich machen, welche über den an tägliche Pflichten Gefesselten der Furchtlose, jeder Gefahr Trotzende, an keine Scholle Gebannte erlangen kann. Genie und Talent haben in der glücklichsten Weise aus diesen immer pittoresken Verhältnissen Nutzen gezogen und viele Dichtung-, Theater- und Romanfiguren geschaffen, die in der allgemeinen Erinnerung stets fortleben werden. So ward diese Mine durchsucht und ausgebeutet, man könnte sagen erschöpft, wenn sie nicht unerschöpflich wäre. Jedes Land hat seinen Autor gehabt, der, in der Voraussetzung eines unter der rauhen Hülle des Zingaro schlummernden Edelmutes, diese von jedem Gepäck der Vergangenheit und jeder Furcht vor der Zukunft befreiten Wesen Taten der Güte, des Mitleides ausführen lassen. Sich den Zigeuner so zu denken, wie er erscheinen würde, wenn er zu den Bedingungen seiner unabhängigen Existenz Herzens- und Geistesbildung genug besäße, um wie ein befreundeter oder feindlicher Genius vorsätzlich in die verworrenen und leicht zerrissenen Fäden unserer Begebenheiten einzugreifen, war ein allen möglichen Peripetien einer Fabel zu günstiger Hebel, um vernachlässigt zu werden. Die schönen, gebräunten, elektrisch glühenden Frauen dieses Stammes, deren Kostüm das orientalische Gepräge, den Reiz der Farbenpracht, den Luxus funkelnden Metalls nicht entbehrt, traten aus dem dunklen Hintergrund ihres geheimnisvollen Daseins hervor, wie die schlanken Palmen eines Teppichs von Bagdad sich von dessen schwarzem Grund abheben. Die Wirkung, welche das Inszenesetzen dieser asiatischen Rasse hervorbringen mußte,

ist so wohl begriffen worden, daß sie schließlich auf die lange Dauer ermüdend wirkte. Es ist damit jedoch nicht gesagt, daß sich nicht diesen bisher meist als eine Art Deus ex machina mißbrauchten Figuren dennoch ein frisches Interesse sichern ließe, wenn man sie einmal aus ihrem eigenen Anschauungskreis, nicht wie gewöhnlich aus dem unsrigen betrachten wollte.

Außer den Schriftstellern, welche Personen, ohne äußere Beziehung zu der Rasse und ihr nur durch gleiche Züge von Stolz, Schmerz und Freiheit verwandt, von Gefühlen beseelt darstellten, welche den in der Zigeunerkunst ausgedrückten entsprechen, außer jenen anderen, welche die Zigeuner als dramatische Hebel, als interessante Figuren benutzten, haben manche Poeten sich im Geiste in einen dieser Menschen zu versetzen, die Herzschläge eines solchen Daseins zu belauschen gesucht, um sie uns wiederzuerzählen. Puschkin hat ein aus dem Munde der Zigeuner in Südrußland gehörtes Lied, wie es heute noch dort gesungen wird, dem Gedicht einverleibt, das er ihnen widmete, und dessen Bau jenen Dichtungen ähnlich ist, welche Byron »a tale« betitelte. Die russische Sprache verleiht durch den Reichtum ihrer Assonanzen, ihren stoßweisen Rhythmus diesen Strophen eine ganz besondere Energie.

Alter Gemahl, unmenschlicher!
Würge mich, wirf mich in Flammen!
Ich kann's erdulden. Ich fürchte nicht
  Weder Eisen noch Feuer.

Ich hasse Dich!
Ich verhöhne Dich!
Ein andrer ist es, den ich liebe,
  Ihn lieben will ich im Tode.

Erwürge mich, wirf mich in Flammen!
Alter Gemahl, unmenschlicher!
Ich weiß zu schweigen,
  Du sollst ihn nicht kennen.

O er ist süßer als der Frühling,
Brennender als ein Sommertag!
Sein die Jugend, sein die Schönheit,
  Aber mein seine Liebe!

O wie preßt' ich ihn an den Busen
In tiefer Stille der Nacht!
Und wie lachten wir beide da
Deiner und deines grauen Bartes!

Doch Fegner hat einen Vers von Goethes Lied: Vanitas zum Motto seines Buches über die Zigeuner gewählt.

Ich hab' mein Sach' auf nichts gestellt,
Juchhe!
. . . .
Und wer will mein Kamerade sein,
Der stoße mit an, der stimme mit ein
Bei dieser Neige Wein.

Nur um zum Verständnis der einzelnen Elemente beizutragen, aus deren Zusammenhang wir das Zigeunerwesen anschaulich machen möchten, wollen wir bemerken, daß dieser Vers nicht gut gewählt ist. Dies Lied drückt die Frivolität und den Zynismus, mit welchen das ihm zum Titel dienende Wort Salomos ausgerufen werden kann, ganz vollkommen aus; der Zynismus findet sich jedoch nur zufällig im Zigeunerwesen; wo er vorkommt, ist er nur die bittere Rinde, die man ungeduldig mit den Zähnen zermalmt, um die süße Frucht zu kosten, und deren Reste man wegwirft. Der blasierte Mensch kann seinen Einsatz auf ein Nichts spielen; der Zigeuner hat keinen Einsatz und ist weit entfernt zu glauben, daß die Freiheit seines Lebens und seine leidenschaftlichen Naturgenüsse nichts seien. Man muß die Annehmlichkeiten der Gesellschaft gekannt und geschätzt haben, um an die Wahl eines fahrenden Lebens den Begriff der Entsagung zu knüpfen. Ebenso ist auch nicht wer da will Kamerad des stolzen und bis unter den Galgen hochmütigen Zigeuners; bei scheinbarer Umgänglichkeit ist er nichtsdestoweniger sehr ausschließlich. Mit allen anbindend, verbindet er sich nur mit den Seinigen; Männer und Frauen haben statt allem Kultus, Vaterland und sozialer Einrichtung nur den Sinn für die Rasse. Wie sie ist, soll sie erhalten bleiben, und sie dulden nicht ihre Entartung, weder durch Zulassung von Fremden, noch durch Übertritt zu ihnen.

Lenau gab die träumerische, träge, all ihrer Philosophie unbewußte Weltverachtung, wie sie dem Zingaro eigen ist, unübertrefflich in seinen drei Zigeunern wieder. Er hat es geschickt vermieden, sie sprechen zu lassen und ihnen ein Verschmähen gesellschaftlicher Vorzüge in den Mund zu legen, von denen sie nichts wissen, von denen sie keinen Gebrauch gemacht und deshalb von ihrer Vanitas keinen Begriff haben. Sie sehen diese Vorzüge der Gesellschaft als etwas Großes an, weil sie aber ihre Freiheit um keinen Preis verkaufen wollen, lassen sie sie links liegen und sind zu eifrig mit ihrem Far niente beschäftigt, um sie zu ergründen und ihre Wichtigkeit einsehen zu lernen. Lenau hat sie prächtig silhouettiert, und man nimmt in ihrer Haltung die ganze Beredtsamkeit einer auf der Tat ertappten, die Stimmung der Seele unwillkürlich enthüllenden Poesie wahr.

Drei Zigeuner fand ich einmal
Liegen an einer Weide,
Als mein Fuhrwerk mit müder Qual
Schlich durch sandige Heide.

Hielt der Eine für sich allein
In den Händen die Fidel,
Spielt' umglühet vom Abendschein
Sich ein feuriges Liedel.

Hielt der Zweite die Pfeif' im Mund
Blickte nach seinem Rauche,
Froh, als ob er vom Erdenrund
Nichts zum Glücke mehr brauche.

Und der Dritte behaglich schlief,
Und sein Zymbal am Baum hing;
Über die Saiten der Windhauch lief,
Über sein Herz ein Traum ging.

An den Kleidern trugen die Drei
Löcher und bunte Flicken,
Aber sie boten trotzig frei
Spott den Erdengeschicken!

Dreifach haben sie mir gezeigt,
Wenn das Leben uns nachtet,
Wie man's verraucht, verschläft, vergeigt
Und es dreifach verachtet.

Nach den Zigeunern lang' noch schau'n
Mußt' ich im Weiterfahren,
Nach den Gesichtern dunkelbraun,
Den schwarzlockigen Haaren.

Cervantes hat dem Enthusiasmus der Zigeuner für die Natur den beredtesten Ausdruck verliehen, indem er einem ihrer Alten die folgenden Worte in den Mund legt: „Wir sind Könige der Felder und Wiesen, der Wälder, der Berge, der Quellen und Ströme. Die Büsche bieten uns ihre Zweige, die Bäume ihre Früchte, die Reben ihre Trauben, die Gärten ihre Gewächse, die Waldbäche ihre Wasser, die Flüsse ihre Fische und der Forst sein Wild. Unter Felsen finden wir Schatten, in Grotten frische Luft, in Höhlen Wohnungen. Uns sind Stürme nur fächelnde Lüfte, der Schnee erfrischt, der Regen badet uns; der Donner ist unsere Musik, der Blitz entzündet uns sein Feuer wie ein Fackellicht. Unseren gehärteten Gliedern ist der rauhe Schoß der Erde weich wie Eiderdunen; unsere schwielige Haut ist uns Schutzwehr, ist uns ein Panzer; unsere Behendigkeit wird von keiner Fessel gehemmt, von keiner Schwierigkeit zurückgescheucht, von keinen Mauern abgeschreckt. Kein Galgen erwürgt unseren Mut, kein Beil erschlägt ihn, keine Tortur macht ihn wanken. Für uns gibt es keinen Unterschied zwischen dem Ja und dem Nein; welches uns am besten gefällt, sagen wir, und wollen lieber Märtyrer als Beichtende sein. Kein Adler, kein Stoßvogel stürzt sich schneller als wir auf eine erlauerte Beute. . . . Wir singen im Gefängnis, wir schweigen auf der Folter; wir marodieren am Tag, wir stehlen des Nachts, oder besser gesagt, wir erinnern die Leute daran, daß sie ihr Eigentum wohl zu wahren nicht vergessen. Die Furcht, unsere Ehre einzubüßen, oder der Ehrgeiz, sie zu vermehren, beunruhigen uns nicht. Wir werben nicht um Gönner und verkürzen unseren Schlaf nicht, um Bittschriften einzureichen und hinter großen Herren her zu laufen, um Vergünstigungen zu erbetteln. Wir ziehen unsere zerrissenen Zelte goldnem Getäfel, Marmorpalästen und flamändischen Bildern vor, deren Landschaften uns minder schön erscheinen als die Ansichten der Natur mit ihren hohen, öden Felsen, ihren Schneegipfeln oder weiten Wiesen, ihren Wäldern, die die unseren sind,

sobald unser Fuß sie berührt, die uns anlächeln, sobald wir unseren Blick zu ihnen wenden . . . .“

Wie könnte man von den Zigeunern reden, ohne dessen zu gedenken, der an ihrem Leben teilnehmend ihr Gefühl vielleicht am innigsten begriff, der sich ihnen aus gleicher Liebe zur Freiheit, Natur und Laune gesellte und eine geheime tiefe Abneigung gegen unsere Gebräuche von ihnen mit zurückbrachte, deren Barbarei er durch eine Schilderung der Übel des Krieges brandmarkte. Wie könnte man Callots, des verliebten Knaben, vergessen, der von den Zigeunern aufgenommen, genährt und gehegt wurde und immer erkenntlich blieb gegen die Männer, deren Jagden er mitmachte, und die Frauen, deren Schönheit er bewunderte. Er reiste auf ihren Wagen, ritt auf ihren Schultern, freute sich mit an ihren Freuden und fühlte sich leidenschaftlich hingezogen zu diesem grillenlos heiteren, aufblühenden Dasein; denn ein solches schufen ihm die unverhofften Gönner, zu denen er vor den Predigten väterlicher Strenge geflohen war. Er lernte nur die anziehenden Seiten ihres Loses kennen. Wenn er Hunger oder Frost bei ihnen ausstand, so tat er es frohen Mutes; denn er zog ihren Hunger und Frost den weisen Abstinenzmaßregeln und eisigen Ermahnungen vor, die ihm in seiner Familie zuteil wurden. Als er wieder von ihnen scheiden mußte, tat er es nicht, ohne ihr Bild in jene ideale Welt mit hinüberzunehmen, in welche der frei schaltende Dichter alle ladet, die er in fremder Schönheit strahlend in sein Reich aufnimmt, wo ihnen mit Ruhm vergolten wird, was ihre Güte spendete. Jaques Callot war mit den Zigeunern Zigeuner geworden; er malte sie nach der Natur mit allem Wohlgefallen seiner Vorliebe für sie, die seinem Stift eine Wärme, ein Leben und eine Wahrheit verlieh, mit denen ihre Seelen noch treuer als ihre Züge dargestellt erscheinen.

Der Hochmut und die Geringschätzung einzelner Kasten hat sich nicht auf Indien beschränkt, welches wenigstens, um das vom Sieger dem Besiegten ewig wiederholte vae victis zu erklären, für die verschiedenen gesellschaftlichen Klassen mit ihrer ungleichen Verteilung von Mühe und Besitz einen mehr oder minder edlen Ursprung vorausgesetzt hat. Das Christentum hat jenen Hoch-

mut zu entwurzeln gesucht und strebt noch heute danach, ihn zu vernichten; der philosophische Geist trägt viel dazu bei, diese Geringschätzung abzuschwächen und zu bemänteln. Weder ersteres noch letzteres konnten indessen, wiewohl sie ihn zur Verstellung zwangen, die Grundlage erschüttern, auf welche sich der Hochmut des Starken und seine Geringschätzung des Schwachen stützt, die hochfahrende Miene der Kinder des erobernden Geschlechtes und die schüchterne, wenn auch grollende Unterwerfung der Söhne des Besiegten bedingend. So hat auch der in dem schweigenden Protest des Zigeuners gegen das angemaßte Vorrecht des gesellschaftlichen Staates liegende eigentümliche Stolz am Herde der Zivilisation noch andere Sympathien als die der Poeten geweckt, welche eine vorherrschende Liebe zur Natur und das Bedürfnis, in Freiheit ihrer göttlichen Gemeinschaft zu genießen, zu Fürsprechern des unabhängigen irrenden Lebens der Zingali machte. Eine beträchtliche Anzahl begabter junger Männer, deren geistiges Schwelgen und physisches Entbehren, deren übersprudelnde Lustigkeit und rücksichtsloses Fortstürmen die große Welt mit Geringschätzung ansah, wurde auf die Dauer von einer schlecht verhehlten Bitterkeit gegen diese Welt erfüllt, welche das aus einem armen, unsicheren Leben sich emporringende Kunstwerk mit allem darin entwickelten Talent nur als ein Spielzeug achtet, das gut genug ist, die Tage faden Müssiggangs zu kürzen. Gleich den Zigeunern zahlten sie endlich Verachtung mit Verachtung zurück denen, die sich dem in ihnen lebenden höheren Gefühl nicht zu identifizieren vermögen und sie nur von dem Tag an beachten würden, wo der eine von ihnen Soldat, der andere Arzt, der dritte Advokat usw. würde. Junge Schriftsteller und Künstler, in welchen die Dithyrambe der Freiheit die lebhafteste Exaltation und den tiefsten Widerwillen gegen Gesetz und Regelzwang erweckt hatte, junge Talente voll glänzender, ungezügelter Phantasie identifizierten sich so vollständig mit dem Wesen, das ein poetischer Geist bei einer aufgeklärten, wissenschaftlich gebildeten Bande von Zigeunern entwickeln könnte, daß sie deren Namen und zugleich eine entfernte Ähnlichkeit mit deren Sitten annahmen. In Paris nannten sie ihre zufällige Vereinigung, ihre absonderliche Lebensweise

Bohême. Statt einer erdachten, mythischen, von ihrer wilden Realität entkleideten und zur ganzen Höhe ihrer Intelligenzen sittlich emporgehobenen Person die Impulsionen zu leihen, welche sie verherrlichen wollten, verkörperten sie das Symbol, diesen Typus in sich selbst. Sie nannten sich ohne weiteres Bohémiens und besangen das Bohême der Poeten und Künstler als echte Poeten und große Künstler. Zu Ehren dieser Heimat der Leidenschaft, der Phantasie und Laune wurden schwungvolle Blätter geschrieben. Da war in schönen Gedanken alle Verachtung gegen die Verkehrtheiten ergossen, welche die Welt unter dem Schatten ihrer Heuchelei birgt, gegen alles, was sie an Verträglichkeit mit dem Schlechten und Unedlen hingehen läßt, wenn sie das Abfallen von unseren heiligsten und innigsten Überzeugungen mit Pfründen belohnt. Da haben edle Naturen herrliche Saaten des Geistes in begeisterten Zeilen gesät, die nach dem Ziel großer Seelen, einem geläuterten Glücke, streben.

VII.

Je länger man sich mit diesem seltsamen Geschlechte der Zingari beschäftigt, desto mehr fragt man sich, welches die ersten Quellen ihrer Absonderlichkeiten sein mögen, an denen wir soviel Anstoß nehmen? woher die anomale Tatsache einer so völligen Ermangelung jedes religiösen Elements? woher die unüberwindliche Abneigung gegen alles, was sie zur Nachahmung einer oder der anderen Zivilisation führen könnte? woher dies absolute Abwehren aller Verbrüderung mit der übrigen Welt, als hätten sie ihren Menschheitsvorrechten entsagt und wollten im Fall eines Namensaufrufs aller Nationalitäten sich nicht mit einstellen? Wir sagen allerdings, daß das fortwährende Leben im Schoße der Natur, der von ihr hervorgerufene Rausch wechselnder Gemütsbewegungen schließlich zu einem ebenso herrischen Bedürfnis wird als der Genuß des Opiums denen, welche die von ihm hervorgebrachten wonnigen Erregungen oft empfunden haben; daß aus dem Begehren nach unausgesetztem Genießen eine Notwendigkeit unbegrenzter Freiheit und Unabhängigkeit und folglich eine gänzliche Gleichgültigkeit gegen alle sittlichen Rücksichten, intellek-

tuellen Bedürfnisse, eine unüberwindliche Scheu gegen alle Arbeit entsteht, welche dieser einzigen Leidenschaft störend und hemmend in den Weg treten könnte. Es bliebe aber zu ergründen, wie dieses gänzlich in der Natur aufgehende Leben ursprünglich veranlaßt wurde? Seit wann sind die Zigeuner von der übrigen Menschheit ausgeschlossen? Was führte ihre Erniedrigung herbei? Und warum ist ihr Festhalten an derselben so hartnäckig, daß es uns unbegreiflich wird? Durch wen wurden sie vogelfrei erklärt? Woher kommt diese Übereinstimmung in Sprache, Gesetzen, Sitte und Aussehen unter ihren in die entferntesten Gegenden mit den verschiedensten Zivilisationen und Religionen zerstreuten Stämmen? Warum ist der Zingali des Himalaya dem deutschen und brasilianischen Zigeuner, der ungarische dem in Persien, Rußland oder England hausenden, der spanische dem in Ägypten oder Schweden so ähnlich? Dies Problem hat die Gelehrten als eine der merkwürdigsten Tatsachen der Geschichte des Menschengeschlechts vielfach beschäftigt.

Wenn es wilde Völkerschaften gibt, welche eine gleiche Aversion gegen alle von christlichen Eroberern oder Kolonisten mitgebrachten Begriffe zeigen, so ist ihnen der Keim derselben dennoch nicht fremd, sie verweigern nur die entwickelteren und den ihren entgegengesetzten Formen, welche sie bei jenen angenommen haben. Wie roh auch ihr Kultus des großen Geistes sein möge, sie kennen einen solchen; wenn sie auch nur ein instinktives religiöses Gefühl für die Gräber ihrer Väter haben, es ist doch eines; wie lose auch das Gewebe ihrer politischen Organisation sein mag, es ist doch immerhin eine; in wie schwachem Ansehen ihre Kaziken stehen mögen, es ist immer eine Autorität; so unbestimmt ihre Begriffe von Vaterland sich ausnehmen, sie besitzen einen Boden, dessen Herren, nach unserer Definition des Eigentums, sie sind, den sie nach freiem Willen brauchen und mißbrauchen können, von dem sie sich bei einem vorkommenden Einfall zurückziehen, um ihn möglicherweise durch einen anderen zu ersetzen. Wie seltsam oder empörend auch die in ihren Sitten herrschenden Widersprüche sein mögen, sie haben doch eine Idee von Gutem und Bösem. Die Niederlage der Feinde, welche das Gefühl der

Nationalität, den Schutz der Familie und des an ihr teilhabenden Individuums repräsentiert, ist ein Ruhm; man feiert sie festlich und bewahrt die Siegestrophäen. Der Mut ist eine Tugend und wird als solche von ihnen geübt und geehrt. Von einer siegreichen Nation umgeben und gedrängt, lassen sie sich, wenn sie ihrem Kultus, ihren sozialen Zuständen, ihren Sitten nicht entsagen wollen, ausrotten, oder sie vermischen sich in mählicher Fusion mit ihr, wie dies, je nachdem der Widerwille der Besiegten schroffer oder die von den Eroberern gebotenen Vorteile auffälliger waren, oft schon in einem kürzeren oder längeren Zeitraume stattgefunden hat. Aber die Zigeuner leben auf einem Boden, den sie nicht als Eigentum beanspruchen; gleich dem zwischen losen Steinen wuchernden Mauerkraut vegetieren sie in den von den Agglomerationen der anderen Völker freigelassenen Spalten; nicht provisorisch, nicht in der Hoffnung, eines Tages ein Land, welches sie ,als ihren Anteil an dem gemeinsamen Erbe aller Völker, dem Erdenrund, in Anspruch nehmen könnten, zu erlangen, sondern durch eigene Wahl, aus eigenem Entschluß und Willen. Uneingedenk jeder vor ihrem gegenwärtigen Nomadenleben innegehabten Heimat haben sie während ihrer ziellosen Wanderungen nie danach gestrebt, ein Eckchen unbebauter, noch nicht in Besitz genommener Erde zu gewinnen, um es das ihrige zu nennen, um darauf zu leben und zu sterben, zu ernten und zu ruhen. Wenn man ihnen ein solches anwiese, wüßten sie nichts mit dem Geschenk anzufangen; denn sie würden sich nie bequemen wollen zu jagen, zu fischen, su säen, zu ackern, der Viehzucht, dem Handwerk, dem Handel obzuliegen. Sie wollen weder eine Nation neben anderen Nationen bilden, noch mit einer der bestehenden sich vermischen.

Da jedoch die unverwischbare Ähnlichkeit ihrer entferntesten Stämme nicht allein Gemeinsamkeit der Rasse sondern auch der sittlichen Prinzipien bezeugt, da sie notwendig irgendwo von Anfang an einheimisch sein mußten, weil ihr Ausgehen über die ganze Erde doch nicht anders als aus einem Mittelpunkt beginnen konnte, so müssen es eigentümliche Umstände gewesen sein, die eine von der ersten Entwickelung anderer Völkerfamilien so ver-

schiedene Lebensweise zur Folge gehabt, und sie müssen diese lange Zeit in Massen geführt haben, daß sie so ganz in ihr Blut überging, um endlich eine Natur in ihnen auszubilden, die man auf den ersten Blick als der menschlichen Gattung nur entfernt angehörend bezeichnen möchte. Eine verhängnisvolle Notwendigkeit mußte, und zwar Jahrhundertelang fortgesetzt, auf einer Nation lasten, die sicher beträchtlich genug war, um in ihren Existenzbedingungen nicht ganz unterzugehen, und doch elend, niedergedrückt genug, um sie anzunehmen; denn ihre Lebensweise setzt die Nachbarschaft anderer, in anderen Verhältnissen lebenden Völker voraus, und die besondere Art ihr Leben zu fristen rechtfertigt keineswegs die Vermutung, als hätten sie in einem Zustande des Herrschens, der Unabhängigkeit, in derselben Weise gelebt. Diese Notwendigkeit muß mit einem einmütigen und sehr intensiven Gefühl von einer immensen Anzahl Individuen ertragen worden sein, um in ihren spätesten Abkömmlingen solche Spuren zu hinterlassen, um jedem Glied ihrer Gruppe eine nationale Färbung mitzuteilen, deren Charakter nur durch unendlich vervielfachte Beispiele ein so unauslöschlicher werden konnte. Nur durch eine Folge von gemeinsamen, während Epochen von langer Dauer und vor einer völligen Zerstreuung empfundenen Einflüssen kann die Einbildung eines Volkes so mächtig berührt werden, kann es den Eindruck eines typischen Gepräges so treu festhalten. Einer solchen Halsstarrigkeit gegen alle Wohltaten des sozialen Lebens, wie sie die Zigeuner in Europa bewiesen haben, mußte eine mindestens ebenso anhaltende frühere Beharrlichkeit vorausgehen. Um sie so einmütig unzugänglich gegen alle Süßigkeiten eines Glaubens, eines Vaterlandes, der Familie, des häuslichen Herdes zu machen, muß diese freiwillige Lebensweise sich durch viele Generationen übertragen haben, ehe der Augenblick eintrat, wo die über die ganze Erde sich Verbreitenden einer so mächtigen Versuchung, ihren Grundsätzen untreu zu werden, sich aussetzen konnten.

Unsererseits können wir vom psychologischen und poetischen Gesichtspunkt keine Hypothese für wahrscheinlicher halten als die, welche auch von den mit diesem Phänomen beschäftigten

Gelehrten am allgemeinsten angenommen wird, die aus der Ähnlichkeit ihres Idioms mit dem Sanskrit und der Ähnlichkeit ihres Geschlechtes mit den Rassen Indiens ihren Ursprung aus diesem Lande herleiten und sie namentlich als Abkommen der Paria betrachten. Nun waren die in der sakrosankten Hierarchie der Hindus unter die vier brahmanischen Kasten und folglich unter und außerhalb der Menschheit gestellten Parias (das Dogma bezeichnet sie als nicht gleichzeitig im Anfang der Dinge Geschaffene) zweifelsohne ein unter irgend einem Himmelsstrich jenes Weltteils vor den Anbetern des Brahma ansässiges Volk, welches von diesen besiegt und vertrieben, infolge unbekannter Ursachen, sei es aus Rache und Erbitterung wegen heftigen Widerstandes oder kraft der einfachen zerschmetternden Logik des vae victis mit unmenschlicher Strenge, mit einer in den Annalen der Eroberungen unerhörten Härte behandelt wurde. Man bezeichnete sie als unrein, ihre Nähe und Berührung, ihr Atem und Blick wurde von der Religion, und von einer mit unbeugsamen Vorschriften so durchdrungenen Religion wie die brahmanische, als eine Verunreinigung erklärt. Aus Städten und Dörfern vertrieben, wo ihnen auch der flüchtigste Aufenthalt nur zur Ausübung der niedrigsten Verrichtungen vergönnt wurde; unreinen Tieren gleichgeachtet, deren Leben minderen Wert hatte als das der anderen Tiere; des Rechtes beraubt, Häuser zu bauen, einen Kultus zu feiern, durch Zeremonien die wichtigsten Vorgänge ihres Lebens zu heiligen, irgend ein Gesetz zu ihren Gunsten in Anspruch zu nehmen, nach festen Grundsätzen regiert zu werden, mußten sie wohl einen uneingestandenen Stolz darein setzen, das Zelt als Wohnung anzusehen und lieber frei und armselig zu leben, als einer grausamen Gesellschaft das Recht einzuräumen, sie durch tiefste Unterjochung zu beschützen, und sich mit einem stoischen Mute entschließen, keinen Gott im Himmel, keine Regierung auf Erden anzuerkennen. Einer der augenscheinlichsten Beweise dafür, daß wir in ihnen ein von einer kultivierten Nation besiegtes Volk sehen, dessen Religion, Gesetze und innere Einrichtung von den Überwindenden in ihrer trotzigen Überlegenheit bis auf die letzten Spuren vernichtet wurden, um es in einem fast tierischen Zustand zu erhalten,

ist die Ermangelung jeder Autorität unter den Zigeunern; denn den Schatten eines Oberhauptes, das sie wählen, ohne ihm ein anderes Recht als das Wittern der Beute, die Wahl des Lagerplatzes und die Bestimmung der von den schweifenden Banden zu nehmenden Richtung zuzugestehen, wie wir es auch bei wandernden Vögeln finden, kann man kaum mit diesem Namen belegen. Man muß voraussetzen, daß sie ohne weiteres glaubten, jedes Volk habe einen Gott, nur die Zingari keinen, und daß sie ohne Haß und Blasphemie sich entschlossen, mit Verzichtleistung auf jede Vorsehung und jede Hilfe sich einzig der Natur hinzugeben. Die Seelenwanderung bot ihnen eine unbestimmte Hoffnung, mit welcher sie sich begnügten, und dies einzige, unklar in ihnen fortlebende Dogma genügte zu ihrem Trost, so erstickt wurde ihre naive und zweifelsohne wenig entwickelte Intelligenz durch den Druck eines subtilen, philosophisch raffinierten Glaubens, wie der brahmanische war. Ihren auf eine in vielen Beziehungen wirkliche Überlegenheit stolzen Siegern gegenüber mußten sie deren Behauptungen wohl als Wahrheit annehmen und sich sogar dergestalt davon durchdrungen fühlen, daß von nun an nichts mehr sie von einer Blutsverwandtschaft mit dem gesitteten Menschen überzeugen konnte. Man hatte ihnen versichert, daß sie nicht derselben Gattung angehörten; das war ihnen wahrscheinlich vorgekommen, und sie betrachteten fortan ihr Verhältnis zu dem überlegenen Menschen ebenso wie das ihrige zu dem untergeordneten Tier, und sie, die immer Verachteten, immer Verfolgten, konnten in allen teilweise mit ihnen angestellten Versuchen der Zivilisation nur Fallen und Hinterlistigkeiten erblicken. Sie mußten glauben, daß man sie zähmen wolle, um Lasttiere aus ihnen zu machen, aber sie hielten sich doch als zu hoch über diesen stehend, um sich durch dieselben Schlingen und Köder einfangen zu lassen. Und es wird fast unmöglich sein, sie darüber aufzuklären; denn als die Gesellschaft sie von der Teilnahme an ihren Wohltaten wegstieß, entzogen sie sich zum Entgelt dem Anteil an ihren Lasten und nahmen als einziges Prinzip ihres Verfahrens, als einziges Nationalgesetz Verwerfen jeder A r b e i t an, unter welcher Form sie sich immer zeigen möge, und sobald sie bindend werden will;

denn jede Arbeit wurde in ihren Augen gleichbedeutend mit Sklaverei. Die Gesellschaft kann indessen ihre Rechtsbriefe nur unter dieser bindenden Verpflichtung erteilen.

Wenn man nur die Verkettung moralischer Ursachen und Wirkungen betrachtet, möchte nichts wahrer erscheinen als dieser Ursprung der Zigeuner. Sobald man ihn zugibt, erscheinen sie in weniger rätselhaftem Lichte; denn wenn man die Ungerechtigkeit bedenkt, deren Opfer sie waren, die eine einzig dastehende Ungeheuerlichkeit ist, weil nie und nirgends die Sieger dem Besiegten gewissermaßen systematisch seine Eigenschaft als Mensch abgesprochen haben, so wird man zugeben, daß dies Volk von sehr sanftem, demütigem Charakter gewesen sein muß, um nicht bei irgend einer allgemeinen Katastrophe in gegenseitiger Vernichtung furchtbare Vergeltung zu üben. Wie die Erfahrung oft bewiesen hat, fehlt es ihnen nicht an Mut, und ihre Unterwerfung kann deshalb nicht bloßer Feigheit zugeschrieben werden.

Wenn die Zigeuner, als sie nach Europa kamen, die Meinung von ihrer untergeordneten Rolle in der Menschheit schon seit langen Jahrhunderten in ihrem Geist hatten wurzeln lassen, so konnte dieser schwerlich die Überlegenheit des Christentums über andere Religionen begreifen. Sie betrachteten eben jedwede Religion als eine bei ihnen nicht gebräuchliche Sache; jede war in ihren Augen gleich willkürlich, sei es nun, daß sie von jeder Teilnahme an ihren Zeremonien als unrein ausgeschlossen wurden, oder daß sie zu einer Annahme ihrer Formen, ihrer Gebräuche gezwungen werden sollten. Die anhaltende Acht, in welcher sie lebten, hatte sie überzeugt, daß sie nicht zur Menschheit gehörten, und daß im Himmel der Gottheiten kein Gott für sie sei, kein Gott ihnen lebe. Ihr Gott, wenn sie, wie man voraussetzen muß, vor langer Zeit einen anbeteten, hatte sie den grausamen Anhängern eines anderen Gottes überliefert, und so hatten sie, als diese sein Dasein leugneten, ihnen keine Beweise entgegenzusetzen. Sie haben im Laufe der Zeit so viele Nationen unter verschiedenem Kultus blühen sehen, daß sie wohl voraussetzen mußten, alle haben dort oben einen unsichtbaren Schirmer und Gesetzgeber,

der sich ihnen durch Wunder offenbart, der sich ihnen fortwährend durch die Segnungen eines gedeihlichen Zustandes verkündet, nur die Zigeuner haben keinen, zu dem sie flehen können, weil in keinem Kampf, in keiner Niederlage eine höhere Macht ihnen geholfen, sie wieder aufgerichtet hat. „Wir sind verworfen! verworfen werden wir bleiben!" riefen sie aus. Sie nahmen die Ver bannung aus der Gesellschaft an, aber sie sagten sich gänzlich von ihr los. Man überhäufte sie mit Schmach, sie wandelten diese Schmach in ewige Scheidung. Man versagte ihnen das Eigentum de jure, sie verschafften es sich de facto. Man stellte sie außerhalb des Gesetzes, sie nahmen die List zur Hilfe, das Gelingen wurde ihnen Gesetz. Man hat sie in den Schoß der Natur verwiesen, sie klammerten sich anbetend, fanatisch an sie fest; sie verstanden, was sie denen, die nur sie lieben, zu geben vermöchte, und gaben den festen, regelmäßigen Gesellschaften ihre Geringschätzung zurück, die Stumpfheit der Zivilisierten jenen Reizen gegenüber belächelnd, welche alles Elend, alle Schmach versüßen können. Wenn man an die Leiden denkt, durch welche solche Gesinnungen herbeigeführt wurden, ist man nicht länger überrascht, die Zigeuner ihren ärmlichen Unterhalt durch die Beeinträchtigung einer Gesellschaft gewinnen zu sehen, die barbarisch an ihnen gehandelt hat, und man kann nicht umhin, die unzerstörbare Größe der menschlichen Seele, ihre nicht einzubüßende Erhabenheit zu bewundern, da sie nach so langer Erniedrigung noch den Instinkt ihres Adels aus sich selber schöpft, stolz auf ihre angeborene Kraft und Freiheit ihre Ohnmacht und Gebrechlichkeit beweint und in einer wundervollen Kunst zum Ausdruck bringt.

VIII.

Es konnte nicht ausbleiben, daß die zähe Lebensfähigkeit und das unglaubliche Bestehen der Zigeuner viele Forschende zu dem Versuch reizte, die Geheimnisse ihres Ursprungs, ihrer Sitten, ihrer Dialekte zu durchdringen. Fegner und besonders Grellmann haben bis auf weniges fast alle Ansichten, die das Mittelalter darüber hatte und mit mehr oder weniger Wahrhaftigkeit auf

spätere Zeiten übertrug, sowie alles, was man in unseren Tagen darüber sammeln konnte, resümiert. Die magyarische Literatur besitzt mehrere in verschiedenen Jahrhunderten ungarisch und lateinisch darüber geschriebene Werke, die meist breit ins Kleine gehend auf dasselbe übereinkommen, ein Beweis, welch geringe Änderungen die Zeit in dem Volke, von dem sie handeln, hervorbrachte. Es sind dies sehr schätzbare Quellen, indessen können sie die von Grellmann mit der gewissenhaftesten Sorgfalt gesammelten Nachweisungen nur durch wenige Züge vermehren. Pott hat ihre Sprache in einem sehr gelehrten, rein linguistischen Werk behandelt. Borrow hat sie nach der Natur, nach dem, was er von ihnen gesehen, nicht bloß nach Hörensagen, geschildert.

Grellmann beschaut sie mit dem frostigen Blick des Naturforschers, der ein unsauberes Tier beobachtet und dabei seinem Ekel aus wissenschaftlicher Aufopferung Gewalt antut. Obgleich er sie edelmütig gegen den Vorwurf der Menschenfresserei in Schutz nimmt und sich gegen die Verfolgungen und Hinrichtungen ereifert, welche dieser Verdacht über die armen Rommys gebracht hat, kann er es doch nicht über sich gewinnen, einen geheimen Abscheu vor ihnen zu unterdrücken, und noch weniger will es ihm gelingen, auch nur die verwittertsten Spuren eines Vorzugs, das leiseste Zeugnis ehemaliger Noblesse in ihnen zu entdecken. Seine Beschreibungen von ihren in den Schnee eingegrabenen Hütten, von ihren zerfetzten Kleidern, deren Schmutz ihrer Vorliebe für stechende Farben, für den Purpur der Phönizier, das Grün der Orientalen keinen Eintrag tut; seine Details über ihre Nahrung, in welchen er die verzweifelten Erfindungen des Hungers für Liebhabereien eines entarteten Geschmacks hält, seine empörenden Mutmaßungen über die vorgebliche Promiscuität in ihren Sitten, seine aufgespeicherten Erzählungen ihrer Betrügereien, Diebstähle und Plünderungen beweisen mehr als hinreichend, wie häßlich, lästig, schlecht, gemein, der Berührung unwert ihm alles vorkommt, was nur von fern an Zigeuner streift. Nichtsdestoweniger ist sein mit Recht geachtetes Buch über diesen Stoff eine Quellensammlung alles Wissenswerten; seine Schlüsse sind Resultate mühsamer, gelehrter Untersuchung.

Borrow ist halb und halb Zigeuner gewesen. Er hat nicht allein ihr Wörterbuch studiert, er hat ihre Sprache gesprochen. Die Gypsies liebten ihn wie einen Bruder, einen Roma[1], einen Mann. Sie sagten ihm, wenn er kein Gypsyblut in den Adern habe, müsse sein Geist früher einmal in einem ihres Geschlechtes gewohnt haben. Er nahm teil an ihrem Mahl und wurde mit ihren Mysterien und Erkennungszeichen bekannt; er hat ihre Tänze bei Biwakfeuern in tiefen Wäldern gesehen, ihre Hochzeiten und Begräbnisse mitgefeiert, er war Zeuge des Lachens und Weinens ihrer Frauen, wie sie verfolgt wurden und andere hintergingen, die eigene Keuschheit bewahrend die anderer verkauften, wie sie ihre Kinder liebten und die Kinder der Giorgios verabscheuten. So spricht er denn auch von ihnen ohne Anpreisung der Tugenden, die sie nicht haben, ohne Enthusiasmus für die Vorzüge, die man ihnen ohne Grund beilegen möchte, aber auch ohne jene augenscheinliche Verachtung anderer Schriftsteller, ohne Ärger über ihre Entartung, deren naive Logik er mit einer Art Sympathie durchzufühlen scheint.

Es ist sonderbar, daß gerade unter den Engländern, von denen man glauben sollte, die Laster des Gypsy müßten ihnen am anti-

[1] Borrow übersetzt das Wort Roma, durch welches sie sich selbst bezeichnen, durch husband, Männchen. Wenn es in der Sprache der Romany wirklich ursprünglich diese Bedeutung hat, könnte man wohl eine Spur ihres alten Pariastandes darin erkennen. Da die Sieger die vier menschlichen, aus den vier Körperteilen Brahmas hervorgegangenen Kasten (Priester, Krieger, Ackerbauer und Handwerker) unter sich verteilt und keinen Platz mehr für sie in den Reihen der Menschheit hatten, gaben sie ihnen wahrscheinlich den Namen Mann, Männchen, um dadurch anzuzeigen, daß sie nur zu ihrer eigenen Fortpflanzung da seien, nicht aber den Klassen anzugehören, welchen die ehrenvolle, geehrte Arbeit nach verschiedenen Graden zukam. Die Parias mögen den Spottnamen angenommen und ihm später eine stolze Bedeutung unterlegt haben, indem sie die Verachtung aller Unmännlichkeit auf die Giorgios wälzten. „In ihrer Sprache, die kein Rotwelsch, sondern ein indischer Dialekt ist, nennen sich die Zingary Rommischels oder Söhne des Weibes. Im tiefsten Elend, wenn sie oft nur den Himmel zum Dach, gestohlene Lebensmittel zur Nahrung haben, halten sie sich für die Herren der Schöpfung. . . . Ihr Stolz tröstet sie für die Geringschätzung, mit der man sie behandelt."
S. Ungarn und die Wallachei v. Eduard Thouvenel. 1846.

pathischsten, seine besten Eigenschaften am unverständlichsten sein, sich derjenige gefunden hat, der sie am besten gekannt, am nächsten gesehen, ihr fahrendes Leben ohne Mitschuld an seinem Taumel, seinen Ausschweifungen geteilt hat. Sonderbar, daß gerade ein Engländer ihnen die Bruderhand reichte, sie gleich ihm ähnlichen Wesen studierte, sich ihnen sogar zu Dank verpflichtete, indem er ihr Brot brach und aus ihrem Krug trank, um inniger mit ihnen bekannt zu werden, wozu er weder aus Nahrungssorgen noch aus Verlegenheit um ein Versteck veranlaßt war. Wenn er von ihnen spricht, hört man eine Saite des Mitleids in seinem Herzen anklingen; er enthält sich des Urteils und ist selbst da, wo er keine entschiedene Entschuldigung angeben kann, geneigt, unschuldige Beweggründe vorauszusetzen. Wir erklären uns diese eigentümliche Annäherung erstens aus der großen Empfänglichkeit des Engländers für die Schönheiten der Natur, welche seinem Verständnis den unvermittelten Reiz, den sie auf den Zigeuner übt, näherbringt. Und dann konnte ein zweiter Grund den Engländer früher als andere dazu bewegen, unparteiisch des Zigeuners nähere Bekanntschaft zu machen: es ist seine angeborene Achtung persönlicher Freiheit, welchen Gebrauch man immer von ihr mache. In seinen Sitten beschränkt allerdings das Gesetz diese Freiheit mit einer ebenso geachteten Schranke; ein geringer romantischer Ansatz reicht aber hin, gegen das Übertreten dieser Schranke nachsichtig zu machen und für ein unbändiges, der Unabhängigkeit geweihtes Gefühl einige Sympathie einzuflößen. Wie kann man Borrows Blätter lesen, ohne sich mit ihm für diese Armen zu erwärmen, deren Gesellschaft er aufzusuchen geht und dabei den Zufall so trefflich benutzt, der bekanntlich nur denen sich dienstlich erweist, die sich seiner zu bedienen wissen. Wer bewundert nicht die Konsequenz und Kaltblütigkeit, mit welcher sich der prächtige Mensch bei ihren Diebereien benimmt, ohne an den Perfidien seiner Wirte teilzunehmen, ohne aber auch sie zu verraten, um nicht die Hoffnung auf den durch seine Predigten und Schriften für sie zu erreichenden Vorteil aufgeben zu müssen, Spannend ist es, mit welcher Klugheit und Vorsicht er seiner seltsamen Gemeinde die sittlichen Ideen und Glaubenssätze des Christentums

mitteilt, mit welcher Zärtlichkeit für diese gleich einem Unkraut vernachlässigten Seelen er sie aufzuklären sucht, indem er sich zugleich Aufklärung über sie selbst verschafft. Er ist über die unglaubliche Indifferenz aller Konfessionen gegen sie empört. Und in der Tat, welche Sorge widmet man entfernten Missionen! Rom sendet Märtyrer nach China und Japan, England sät seine Bekehrenden unter den Wilden Australiens und Amerikas aus, und die mitten unter uns, in steter Berührung mit uns lebenden Zigeuner haben nie die Aufmerksamkeit irgend einer Kirche, irgend eines Predigers auf sich gelenkt. Ein Laie ist es, ein Mensch voll Poesie und Gemüt, der aus rein menschlicher Hingebung unter sie ging, ihre Sprache erforschte, um sie das Vaterunser zu lehren, sich mit ihren Stämmen vertraut machte, um ihnen die Erlösung durch göttliches Blut kundzumachen, Brüderschaft mit ihnen trank, um sie zur geistigen Brüderschaft zu erheben, der ihre Sitten, ihre Worte lernte, um ihnen ein Stückchen der *guten Botschaft* in ihrer Wildnis zu verkünden.

Solange sich keine Fortsetzer und Nachahmer Borrows, solange sich nicht Männer finden werden, die es sich angelegen sein lassen, fließend genug im Romany-Dialekt zu sprechen, um für einen Rommy gelten zu können, solange man nicht durch Gesetze die ganze Rasse zur christlichen Gleichheit zulassen wird, um die von *Carlo terzero* in Spanien begonnene Fusion wieder aufzunehmen, solange man nicht das auf ihre braune Stirn gedrückte Siegel der Schmach abnimmt, werden sie nie aufhören zu sein, was sie sind. Solange es Ausnahmsgesetze für die Zigeuner gibt, werden die Zigeuner außerhalb jedes Gesetzes bleiben. Wo Unrecht und Beleidigung überströmte, muß Liebe und Hingebung überströmen. In der Geschichte der Menschheit sind Generationen wie Individuen, Nationen wie Familien solidarisch verpflichtet; die gebildete Gesellschaft muß in einigen ihrer Glieder mitten in die Verworfenheit sich begeben, in welcher sie die Zigeuner gleich sprachbegabten Tieren verkommen läßt, sie muß die Speise kosten, welche ihre Ungerechtigkeit sie zu verzehren gelehrt hat, sie muß die ganze Ausdehnung ihrer Entbehrungen ermessen, wenn ihr Herz lernen soll, sie wieder zu lieben. Und man möchte behaupten, der Paria-

Cygan warte darauf, daß die Zivilisation ihre Lippen an dem Becher der Schmach und der Schmerzen netze, den sie ihm so überall eingeschenkt, bevor er sich zu einer Versöhnung herabläßt und seinem stillen Groll entsagt; denn er hat, vielleicht seit Jahrtausenden, genügende Widerstandskraft gehabt, um der Vertierung zu widerstehen. Er ist Mensch geblieben, weil er noch Poet ist, und so kann er nicht vergessen, daß man ihn wie einen Wolf gehetzt, daß man seinen Kopf dem Mörder preisgegeben, daß man Blut und Tränen so vieler Gottesgeschöpfe, denen man ihren Gott raubte, wie Wasser in Strömen vergossen hat.

Von religiösem Gefühl und einer schönen Humanität beseelt, nahm sich Maria Theresia nachdrücklich der Zigeuner an und machte den Versuch, auf neuen, von ihr selbst angelegten Grundlagen ihr Los zu bessern und ihren Leiden abzuhelfen. Mit welch hingebendem Eifer aber auch immer die an der Spitze der europäischen Staatenverhältnisse stehende große Kaiserin sich der besonderen Pflege ihres getreuen Ungarlandes widmete, welches ihr durch diese Horde von gut- und gottlosen Menschen gewissermaßen wie von einer Plage heimgesucht schien, so war es ihr doch durchaus unmöglich, Muße und Gelegenheit zu finden, dem eigentlichen Sinn und Trieb dieses Stammes nachzuspüren, dessen armselige Glieder nicht allein auf die tiefste Sprosse der gesellschaftlichen Leiter, sondern selbst unter dieselbe hinabgedrückt waren. Wie hätte sie, da ihre Ratgeber, ihr Volk natürlich diese Meinung teilten, sie anders als die verächtlichsten, niedrigsten Wesen betrachten, wie darauf kommen sollen, sich zu fragen, wer sie wären, und warum es so mit ihnen stünde? Jahrhunderte hatten die Geringschätzung, mit der man ihnen begegnete, befestigt; die Niedrigkeit ihrer Herkunft wie ihrer geistigen Anlage schien eine so unerschütterliche Tatsache, daß kein Zweifel gegen sie aufkommen konnte. Demnach mußte wohl alle Güte, alles Mitleid schon in ihrem kaiserlichen Willen gipfeln, und durfte es als ein Beweis von Gerechtigkeit und eingehendster Sorgfalt gelten, wenn sie unternahm, die Zigeuner in eine Art besondere Kaste einzupferchen, sie zum Ackerbau zu zwingen, sie den Lockungen ihres wandernden, herdlosen Lebens zu entziehen, sie unter Patenschaft der Polizei taufen zu

lassen, und sie mußte natürlich die für unverbesserliche Vagabunden halten, die sich nicht geehrt und beglückt durch diese Brosamen kaiserlicher Gnade zeigten.

Bei Einführung dieser Maßregeln von der Absicht geleitet, eine gute Staatseinrichtung, man möchte sagen eine tadellose Reinlichkeit in der inneren Verwaltung, im Ineinandergreifen der verschiedenen Elemente der Staatswirtschaft bis in die kleinsten Details herzustellen, mußte sie um so mehr verletzt sein, da nur Schwierigkeiten und Widerstand zu begegnen, wo sie Erkenntlichkeit, ja warme Dankbarkeit erwartet hatte. Überdies entging es ihr, wie in solchen Fällen öfter zu geschehen pflegt, daß der edle Trieb, der sie zur besonderen Pflege eines so untergeordneten Zweiges der Landesverwaltung angespornt hatte, in der engherzigen Ausführung ihrer menschenfreundlichen Pläne gänzlich verkümmern mußte. Denn man dachte bei Befolgung der von ihr erlassenen Befehle nur strikt an Erreichung des so wünschenswerten Zweckes, ohne im mindesten wählerisch im Ergreifen der Mittel zu verfahren. Die Zigeuner ließen sich freilich taufen, weil sie mußten, das war ihnen eben doch nur leere Zeremonie; aber wie eine geschmeidige, ungreifbare Masse entgingen sie nichtsdestoweniger allen Planierungsmaschinen, aller Einreihung und Abgrenzung ihres Verhaltens innerhalb der gesellschaftlichen Schranken. Man mochte immerhin Gewalt anwenden, um sie auf einem der schwarzen oder weißen Felder unseres großen Schachbretts festzuhalten, um sie etwa als Bauern mit eng vorgezeichneten, beschränkten Schrittbewegungen zu gebrauchen, sie machten sich über diese Anstalten nur lustig und gaben sich nicht einmal die Mühe, die linkisch dargebotenen Vorteile abzuwägen, um derentwillen sie ihre Alma Mater, ihr liebetolles Leben, die schnaubende Wildheit ihres urwüchsigen Hanges und die geheiligten Anrechte auf lungernden Müssiggang aufgeben sollten. Sie sträubten sich beharrlich gegen alle Beschlüsse, welche darauf hinausgingen, gewissermaßen eine feste Organisation diesem Quecksilbervolk zu geben, das sich schlängelt und auseinanderkugelt, sich dehnt und hebt, verdunstet und verdichtet, ohne daß man weiß, wie und warum. Um ihren Eigensinn zu bändigen, stutzte man ihnen die

Flügel, man verfolgte, quälte, folterte sie. Man war über sie entrüstet; je weniger ihnen die Lockspeisen munden wollten, desto empörter wurde man, desto unwilliger zeigten sich besonders die Subaltern-Beamten, die es schon als eine Herabsetzung empfanden, daß sie sich mit dem Heidenpack befassen sollten, sie deswegen für bösartig ausgaben und einen Vorteil darin suchten, sie auch von oben so angesehen zu wissen, was eben nicht allzuschwer gelingen mochte. Aus Schmeichelei für die erhabene Gesetzgeberin beeilten sich Verleumdung und Denunziation, den über die Widerspenstigen verhängten Grausamkeiten Patente zu verschaffen. Die armen Beglückten hatten viel zu leiden, leisteten öfter Widerstand, entkamen manchmal und ermüdeten zuletzt die Obrigkeit, ohne sich ausrotten zu lassen, ohne jedoch auch die Liebe zu Ungarn aufzugeben, wo sie bisher minder gequält als anderswo hatten leben dürfen, und dem sie diese nagelneuen Vexationen nicht zur Schuld anrechneten. Die Zeit verging, ohne daß ihre zerstörende Sichel an den tausendjährigen Gewöhnungen des freien Zigeuners auch nur das mindeste änderte.

Karl der Dritte von Spanien, der, wie die unter seiner Regierung gebauten schönen Denkmäler beweisen, vielen Sinn für Symmetrie hatte, übertrug seinen Sinn für Linien nach der Meßschnur glücklicherweise nicht in das Bereich der Verwaltung. Er begriff, daß man mit Gefühlen nicht wie mit Steinen umgehen darf, die sich nach den Erfordernissen eines allgemeinen Planes beliebig schneiden und quadrieren lassen, und daß man Menschen nicht wie die Pflanzen eines botanischen Gartens klassifiziert. Er gab keine Gesetze, um die Zigeuner zu dem oder dem zu machen, wie er es eben für gut halten mochte. Er öffnete ihnen die Pforten seines Königreiches und lud sie ein zu den Vorteilen aller, indem er dekretierte, daß jeder Zigeuner, der ein festes Gewerbe triebe, als Spanier betrachtet werden, dieselben Rechte genießen solle, dieselben Privilegien in Anspruch nehmen könne, und daß es verboten sei, seiner Geburt nachzuforschen oder ihm dieselbe vorzuwerfen — kurz, sie sollten an allen Wohltaten der Zivilisation teilnehmen, sobald sie sich anheischig machten, das entsprechende Quantum L a s t d e r A r b e i t tragen zu helfen. Was Borrow von dem wohltuenden Einfluß sagt, den ähnliche, im Sinne Karls des Dritten fortschreitende

Erlasse hätten üben können, berechtigt fast dazu, die energische Abwehr jedes nicht auf Basis der Gleichstellung mit der Gesellschaft geschlossenen Vertrags als eine gewisse Würde im Zigeuner anzuerkennen.

IX.

Die Berichte über die Zigeuner sind deswegen so unzusammenhängend, unvollständig und nicht beweiskräftig, weil die europäischen Geschichtschreiber sich nie mit diesem seit fünf Jahrhunderten ruhig und ohne Teilnahme für unsere staatlichen Entwickelungen unter uns verharrenden Volke beschäftigten. Es hat alle Katastrophen und alle guten Zeiten in Krieg und Frieden unter uns erlebt, ohne das Bestehen irgend einer Autorität zu beunruhigen oder sich Eingriffe in ihren Wirkungskreis zuschulden kommen zu lassen. Ohne jede Absicht, den am Bankett der Zivilisation Teilnehmenden lästig zu fallen, kriecht es um ihre Füße, je nachdem Hunger, Durst oder Frost es treibt, einige Krumen mit den Haushunden, mit Lieblingsaffen oder Mastschweinen zu teilen. Der Pflüger auf dem Lande, der Handwerker in den Städten, der in Liebeshändel verwickelte Adlige, die große Dame mit ihren leichtsinnigen Liebeleien wurden von ihm ausgebeutet; ihre Schwächen wurden als Nahrungszweig benutzt und dienten als Zielscheibe für die Pfeile seines schlauen, boshaften Schelmengeistes. Selten hat der Zigeuner den mit Lügen umwunden, dem die Lüge fremd war, aber von der großen Lehre: „auf einen Schelmen anderthalbe", machte er die ausgedehnteste Anwendung und dies besonders gegen die Juden, welche in ihm ihren einzigen Meister in Sachen der Gaunerei, Schurkerei und Betrügerei fanden. Die Literatur des kleinrussischen Dialekts in der Ukraine hat den Stoff zu ihren ergötzlichsten Produkten den Mystifikationen entlehnt, welche der Cygan den gefährlichen Ausbeuter des Bauern erleiden läßt[1]. Der

[1] Wir führen unter andern einen Roman in zwei Bänden an, welcher den Titel trägt: Jyd borodaty: Cygan worowaty (Vom langbärtigen Itzig und vom Zigeuner Witzig). Dieses fast durchgehends, wie der Titel, aus gereimter Prosa bestehende Buch ist eine Folge höchst burlesker Szenen, in welchen die Habgier und List des Israeliten durch die kühnere Gewandtheit und genialere List des Cygan beständig vereitelt und gegeißelt werden.

Zigeuner ist der Obrigkeit und Geistlichkeit aller Staaten mit einer verstellten Ehrfurcht begegnet; er hat dem Herrn und dem Gott aller Nationen mit derselben Indifferenz dieselbe Unterwerfung geheuchelt. Ebenso verlachte er alle Gefoppten, weil alle durch ihre eigenen kleinlichen Leidenschaften hintergangen waren. Er benutzte die Laster des einen zum Nutzen des anderen; er entschlüpfte immer dem Gesetz, indem er durch Bestechung der Mächtigen den Kleinen die Hilfe seiner Gaunereien bieten konnte, er war nie um Liebestränke, Versprechungen und Erdichtungen verlegen, um Gold und Protektionen zu erhaschen.

Taub gegen jeden Rat, selbst gegen den des eigenen wohl erwogenen Interesses, wird der Zigeuner den beträchtlichsten Gewinn nicht durch einige Stunden täglicher, regelmäßiger Arbeit erkaufen wollen; die Notwendigkeit, sich ein Stück Brot zu verschaffen, denn er sät und erntet nicht, ein Stück Leinwand zu bekommen, denn er spinnt und webt nicht, hat ihn höchstens dazu vermocht, den Schmiedehammer zur Hand zu nehmen, Eisen und Feuer in freier Luft, am Strand eines Baches, wo gewöhnlich die Dorfschmieden stehen, zu handhaben. Das läßt er sich gefallen! Das Schnaufen des Blasebalgs ergötzt, die Gefahr des Feuerfunkens reizt ihn, das rhythmische Fallen des Hammers auf den Amboß erquickt sein Ohr. Das Pferd zu beschlagen macht ihm Vergnügen; in der Beschäftigung mit einem lebenden Wesen wird seine Arbeit von hundert Zufälligkeiten belebt, welche die Langeweile fernhalten. Dies Handwerk, das er nur zeitweilig treibt, fesselt ihn an keinen bestimmten Ort, legt ihm höchstens den Zwang einer kleinen Habe von Werkzeugen auf. Selten treibt er die Industrie weiter als Nägel machen, Pflug und Egge ausbessern, Pferde beschlagen zu lernen. Nichtsdestoweniger nimmt der Zigeuner nur in der äußersten Not zu diesem Gewerbe seine Zuflucht und ist dann gewiß, in jeder Hütte etwas Holzglut und weniges Eisen zu finden. Er bedient sich des Handwerks auch meist nur als Vorwand zum Pferdetausch, zu Diebstahl und Betrug, zur Kameradschaft mit dem freigebigen Bauern, dessen Leichtgläubigkeit schnell am Vogelleim seiner Suada kleben bleibt. Seinen Groll, seine Verfolgung und Vergeltung fürchtet er nicht, da er nach

ausgeführtem Streich sich alsbald durch sein Verduften Straflosigkeit sichert, sich mit den Seinigen wieder verbindet, um sein Glück anderswo zu suchen oder sich in sein fiktives Ägypten zurückzuziehen, eine Benennung, die heute noch eine schlecht entzifferte Hieroglyphe geblieben ist, welche sie sorglos hüten, wie verlassene Kinder geheimnisvolle, in ihren Wiegen gefundene Zeichen, die vielleicht Andenken und Hoffnung bedeuten. Solange sie ausdauern können, verlassen sie die freie liebe Einsamkeit, ihr Königreich, nicht, wo sie schwer zugängliche Plätze noch mit Reihen von rumpeligen Karren verbarrikadieren, mit denen sie ihr Biwak vor dem Hereindringen wilder Tiere bewahren. Nur wenn der Hunger sie treibt, machen sie Ausflüge nach Dörfern und Städten.

Borrow beschreibt die von Zigeunerschmieden gebildeten Gruppen ganz trefflich und zitiert dabei eine Stelle aus einem ihrer Gesänge, welcher sich auf diese Arbeit bezieht, aus den „Funken“: „Sie erscheinen rosig, purpurn, wie ein Schwarm prächtiger Mädchen, und vergehen dann im Augenblick, nachdem sie die anmutigste Runde getanzt.“ Außer dem Eisen handhabt der Zigeuner auch wohl das Gold in seinem rohen Zustand. Man erblickt ihn in manchen Ländern als Goldwäscher, besonders in Ungarn, wo er an Wassern, welche dies Metall mit sich führen, fast einzig zu diesem Geschäft verwandt wird. Diese Tätigkeit in der freien Luft, an einem ebenso lebhaften Element als dem Feuer, sagt ihm zu, weil er dabei in fortwährender Berührung mit der Natur bleibt; er besorgt es aufmerksam, und die Regierung läßt ihn gerne bei dieser harmlosesten seiner Beschäftigungen. Vielleicht reizt ihn bei dieser Tätigkeit auch der Nebengedanke, daß er der Gesellschaft, die ihn geächtet, dasselbe Gold zubereitet, das ihre Laster nährt und der Preis so mancher Erniedrigung ist.

Unter den Tieren hat er zwei Lieblinge, und seine Wahl charakterisiert ihn. Seine Vorliebe für das Pferd (oder in dessen Ermangelung das Maultier) bekundet seine Sympathie für den, wir möchten sagen heroischen Instinkt des Rosses, des einzigen unter unseren vierfüßigen Gefährten, der sich zur Divination unserer geistigen Triebe erhebt und auch nur unseren wenigst materiellen Bedürfnissen dient, solchen, die nicht unserer Erhaltung, sondern

geistiger Tätigkeit entsprechen. Das Pferd allein scheint die schmerzliche Ungeduld unseres Herzens, die Angst der Liebe, die Glut unseres Hasses, die ehrgeizige Illusion unseres Mutes teilnehmend zu verstehen; es wetteifert gewissermaßen mit unseren Gedanken, um den Raum schneller zu durcheilen, uns ans ersehnte Ziel zu führen. Es liebt nicht mit sklavischer Dankbarkeit die gleichgültige Hand, die ihm Nahrung reicht, es hat eine verständige Zuneigung zu dem, der mit der rechten Kunst seine Kraft zu lenken, seine Anmut geltend zu machen und mit ihm zugleich die Ausbildung seiner edlen Fähigkeiten zu genießen weiß. Nicht an dem Reitknecht, an seinem Reiter hängt das Pferd in Leben und Tod, wie man mit Recht sagen kann, da es freiwillig sein Leben opfert, um mit einer fast menschlichen Hingebung durch seinen Leichnam seinen Herrn zu decken. Seine Treue dehnt sich nicht wie die des Hundes auf Bewachung des Menschen und seines Eigentums aus; als stünde es über dergleichen bürgerlichen Verrichtungen, opfert es sein Leben, um ihn einen Augenblick früher in die Arme der Geliebten zu führen, ihn den Vorsprung vor dem verräterischen Feind gewinnen zu lassen oder ihn als den Ersten in die siegenden Reihen zu tragen. Entgegne man nicht, daß die Zigeuner Pferdehändler, aber keine guten Reiter sind! Das gilt gleich. Ihre Lebensweise erlaubt ihnen keinen Luxus und macht den Besitz des Pferdes unnötig; sie fühlen aber seine Überlegenheit über die anderen Haustiere und wissen, daß es allein unter allen ihnen eventuelle Hilfe gewähren kann, indem es ihnen die Flucht erleichtert; sie sind überdies für das ganz besondere Gefühl empfänglich, welches die Kräfte des Menschen zu verdoppeln, seine Glieder zu dehnen scheint, wenn er, ein Zentaur, auf dem Rücken des Pferdes dahinfliegend dessen Stärke wie die seinige gebraucht und in solchen Augenblicken gleichsam nur ein Wesen mit ihm bildet. Ohne das Reiten als Kunst zu betreiben, weiß der Zigeuner das Roß zu beherrschen, mit ihm umzugehen, sich mit ihm zu verständigen, sich seiner Gesellschaft zu freuen. Er hat die Überzeugung, daß das Pferd höhere Triebe kennt als Essen und Trinken, daß es Held und Poet auf seine Weise werden kann, und er, der es auch in der seinigen ist und sich so wenig verstanden sieht von denen, die seines-

gleichen scheinen, verbrüdert und gesellt sich gern diesem stummen Kameraden.

Aus einem ganz anderen Grunde liebt er auch den Bären, fängt ihn und zähmt ihn so lange, bis er ihm durch das Schauspiel seiner grotesken Tänze ein vorübergehendes Verdienst abwirft. So sucht und jagt er besonders den Bären in den Karpathen, der von Natur weniger wild ist. Das Spiel mit diesem abgerichteten Tier entspricht seiner Liebhaberei am Possenhaften, Burlesken, an allem, was Lachen und Heiterkeit bis zu krampfhaften Ausbrüchen gesteigert erregt, deren man, wenn man ihn in einem neuen Schnürrock ernst stolzieren, in einem Faulfieber versunken oder im Schmerze dumpf hinbrütend sieht, nicht für fähig halten sollte. Wenn er aber seinen Bären spazieren führt, amüsiert er sich ebenso wie der Zuschauer an seinen schwerfälligen Sprüngen, an den komischen Bewegungen des ungeschlachten Tieres, das dumm genug ist, sich einen Maulkorb anlegen zu lassen und nach anderer Leute Pfeife zu tanzen. Der Zigeuner verachtet den Bären ebenso, als er dem Pferd achtungsvoll zugetan ist. Das Geschrei des versammelten Haufens gereicht ihm zu nicht geringer Befriedigung; denn er denkt dabei, daß ihm doch keiner einen Maulkorb anhängt, und daß er nicht nach anderer Pfeife tanzt. Wenn ihm dies Vergnügen noch obendrein einige Groschen Gewinn einbringt, so gehören diese zu den willkommensten Zufälligkeiten seines nutzlos rastlosen Lebens.

Die schwachen, zarten Konstitutionen unter den Zigeunern werden durch die häufige Wiederkehr der auf sie einstürmenden Eindrücke eines allen verzehrenden physischen und geistigen Elementen ausgesetzten Lebens bald tödlich angegriffen. Die Stärkeren halten es länger aus, wiewohl nicht ohne eine geheime Abnahme ihrer Kräfte und nicht, ohne eine oder die andere ihrer lebendigsten Fibern, der feinsten Fasern ihrer Seele gelähmt zu fühlen. In dem Widerstandsfähigen aber bringen diese Gefühlserschütterungen oft eine Macht magnetischen Hellsehens hervor, welche selbst auf die Sinne ihren Einfluß erstreckt. Die Leidenschaft strahlt dann aus einem immer intensiveren Brennpunkt wider, der bald alle anderen Tätigkeiten des Geistes absorbiert, den

Willensäußerungen einen gewissen Zauber verleiht und die Wahrnehmungsfähigkeit in eigentümlicher Weise schärft. Besonders die Frauen, in welchen das Gegengewicht reflektierenden Vermögens, vergleichender Geistesbetätigung immer schwächer ist, gelangen in diesem tropischen Klima der Seele zu einer übernatürlichen Kraft des Schauens, welche ihnen durch Voraussehen und Vorausfühlen die Kenntnis von Geheimnissen ermöglicht, die ihnen durch keine Mitteilung bekannt sind, die aber psychologische Deduktionen sie augenblicklich ahnen lassen. Überdies teilt sich die Lebhaftigkeit ihrer Eindrücke gleich einer Ansteckung mit, sie impfen sich wie der Keim einer Krankheit unfehlbar ein, sie verbreiten sich durch Berührung. Einige in Unterredungen fallende Ausrufe, einige scheinbar einfache Worte, einige Verse oder Strophen, welche die Leidenschaft, wie der schwer niederfallende Münzschwengel das Relief einer Medaille, ausgeprägt hat, reichen hin, um alles zu enthüllen, was in einem ganzen Auditorium von heimlichem Groll, unterdrückter Glut, schlummernder Begierde in Charakteren sich bergen mag, welche unter dem auferlegten Zwang gebeugt, aber noch nicht gebrochen sind.

Wer möchte sich darüber wundern, daß man das Verborgene der Zukunft von denen erfragt, welche die Geheimnisse der Seele, der Leidenschaften so genau kennen! Obgleich die Wahrsagergabe, deren Vorrecht die Zigeunerinnen immer und überall geltend gemacht, und die ihnen einstimmig zuerkannt worden, in der Praxis nur ein grober Empirismus und ein noch gröberer Köder ist, gründet sie sich doch auf einen Glauben, der zu tief im Volke wurzelt, um diesem nicht von einem selten trügenden Instinkt für gewisse Wahrheiten eingegeben zu sein, von deren Bedeutung und Tragweite es sich nicht genau Rechenschaft zu geben weiß. Jede Leidenschaft besitzt die Intuition von der Gegenwart einer anderen, besonders wenn sie es sich hat angelegen sein lassen, ihr auf den Gesichtern geschriebenes Zauberbuch zu entziffern, ihre Indizien in allen Gewohnheiten des Körpers, ihre Betonung in allen Bewegungen und Gebärden kennen zu lernen. Das Volk erkannte das Richtige in den Enthüllungen dieser wandernden Sibyllen und konnte sich ihren Blick in die tiefste Seele nur durch einen über-

natürlichen Zusammenhang erklären, in welcher Vermutung es durch die Beharrlichkeit bestärkt ward, womit sie den Bequemlichkeiten eines wirtlichen Daches all ihr Ungemach unter dem schattigen Gewölbe des Waldes vorziehen.

Die mit den Symptomen der Leidenschaft vertraute Zigeunerin unterscheidet auf den ersten Blick die abgemagerte Wange und das glühende Auge einer Frau und erkennt, ob sie ihr mit einem Gefühl hastiger Hoffnung oder schmerzlicher Furcht die Hand hinreicht, aus welcher sie Glück oder Leid lesen soll. An dem unmutigen Zug des Mundes oder an der tiefen Falte zwischen den Brauen des Jünglings merkt sie alsbald, ob ihn Angst bewegt, ob er Rache sinnt, ob ihn Langeweile plagt, oder ob ihn ein Zwang empört. Dieser feine Takt für Gefühle und Empfindungen anderer, welchen uns häufige Zuckungen eigener Leidenschaft lehren, ist wirklich eine verborgene Kraft, eine Fähigkeit des Hellsehens, und nicht ohne Grund setzt sie das Volk auf Rechnung eines höheren Zusammenhanges, und nicht ganz ohne Grund sehen wir tausendmal Fürstinnen und Bäuerinnen und vornehme Herren nach der Reihe das Geheimnis ihres Schicksals von diesen schönen braunen Frauen erfragen, deren glänzendes Haar fast bläulich schimmert, deren Lippen wohlklingende mystische Worte aussprechen, deren Augenlider mit einer so magischen Wollust sich senken, deren Busen sich mit so weichen Seufzern des Mitleids hebt, daß es scheint, als zauberten sie ein Ohrenklingen verlockender Versprechungen herbei. Einstweilen drängt sich das Volk um ein Orchester, dessen schrille Zymbaltöne die Kadenzen des Geigers begleiten, der, nachdem er einige glänzende Passagen, wie Fanfaren eines Elfenmarsches, seinem Instrument entlockte, nun plötzlich den Ton wechselt und in immer tiefere, herbere Schwermut zurücksinkt. Es ist nicht ohne allen Grund, daß diese Szenen sich so beständig wiederholen; sie wären nicht in so vielen Ländern und in allen gesellschaftlichen Schichten so oft vorgekommen, wenn der mit Furcht gemischte Reiz dieser von buntem Flitterstaat behangenen Geschöpfe nicht eine geheime Urkraft verriete.

Man hat vergebens versucht, ihre Amulette, Beschwörungsformen und chiromantischen Formeln mit den Mysterien irgend

eines positiven Glaubens in Verbindung zu bringen. Höchstens mögen diese unter sich gänzlich unverbundenen Praktiken manchmal von der Idee, von der Hoffnung ausgehen, das Übel zu beschwören, die Schläge einer dem Menschen feindlichen Macht abzuwenden. Die Furcht vor den zerstörenden Naturkräften mag unter den Zigeunern ähnliche Gebräuche erzeugt und erhalten haben, die dann Vorwand und Ursprung ihrer vorgeblichen Hexereien, ihres Verkehrs mit dem Teufel wurden.

X.

Mehr als eine Art persönlicher Sympathie hat uns seit langer Zeit zu den Zigeunern hingezogen und veranlaßt, uns näher eingehend mit allem zu beschäftigen, was sie betraf, und was gewissermaßen als Randglosse und erklärender Text zu ihrer Kunst gelten konnte, welcher wir von jeher viel Aufmerksamkeit und Studium gewidmet hatten. Das Andenken der Zigeuner verknüpft sich mit unseren Kindheitserinnerungen und mit einigen ihrer lebhaftesten Eindrücke. Später wurden wir wandernder Virtuose, wie sie es in unserem Vaterland sind. Sie haben die Pfähle ihrer Zelte in allen Landen Europas aufgesteckt, und wir durchliefen das wirre Netz von Wegen und Pfaden, auf dem sie im Laufe der Zeiten umherirrten, in einigen Jahren, ihre geschichtlichen Geschicke gewissermaßen in gedrängtem Bilde wiederholend. Wir blieben dabei gleich ihnen den Bevölkerungen jener Länder fremd, verfolgten gleich ihnen unser Ideal in einem unausgesetzten Aufgehen in der Kunst, wenn nicht in der Natur.

Wenige Dinge haben uns in unserer frühesten Jugend so lebhaft ergriffen als das von den Zigeunern an der Schwelle jedes Palastes, jeder Hütte aufgegebene Rätsel, wenn man ihnen das Almosen spendete um ein paar leise ins Ohr geflüsterte Worte oder ein paar laut gespielte Tanzmelodien, um ein paar Lieder, wie sie kein Gebildeter singt, bei welchen Liebende in Entzücken versinken, und welche Liebende doch nicht selbst erfinden können! Wie oft suchten wir eine Erklärung dieses Zaubers, der über allen waltet und von keinem gebrochen wird! Als schmächtiger Lehrling eines

strengen Meisters kannten wir noch keinen anderen Ausblick in die Welt der Phantasie als das architektonische Gerüst künstlich aneinander gereihter Tasten, und waren um so begieriger, den Reiz zu begreifen, den diese schwielenbedeckten Hände ausübten, wenn sie mit den Pferdehaaren über die elenden Instrumente strichen oder so gewaltig herausfordernd das Metall erklingen ließen. Unsere wachen Träume waren von diesen kupferfarbigen, durch den Wechsel der Jahreszeiten und ausschweifender Erregungen frühzeitig welken Gesichtern erfüllt, mit ihrem trotzigen Lächeln, ihren fahlroten Augen, wo neben Blitzen, welche glänzen ohne zu leuchten, eine sardonische Ungläubigkeit lacht. Immer schwebten uns im Geist ihre Tänze vor, ihre weichen und elastischen, prallenden und herausfordernden Bewegungen dabei! Und dann ihre eiligen Rückzüge nach den Waldverschanzungen, zu ihren Lagerstätten, die man von fern im Scheine des Feuers wahrnehmen konnte, dessen harzige Reiser balsamische Dreifüße für die Wahrsagerinnen zu bilden schienen. Halb und halb tauchte vor unserem geistigen Blick die Einsicht auf, daß statt der Reihenfolge nebliger, glanzloser Tage, wie sie den Hintergrund unserer Existenzen bilden, auf dem sich dann hie und da einige freudenstrahlende oder schmerzflammende hervorheben, um diese Menschen sich ein dichteres Gewebe von Freuden und Leiden bildet, welche abwechselnd von Liebe, Gesang, Tanz und Trunk, wie von vier Elementen des Taumels geschaukelt werden.

Bei unserer ersten Rückkehr nach Ungarn wollten wir unsere Jugenderinnerungen wieder auffrischen und diese Horden lieber in Wäldern und Feldern, in dem pittoresken Durcheinander ihrer Wanderungen und Lagerplätze, mit allen von konventionellem Firnis unbedeckten Kontrasten der Leidenschaften und Stimmungen auf den verschiedensten Lebensstufen, als in den dumpfen Straßen der Städte wiedersehen, deren Staub sie gerne abschütteln und ihre Füße lieber an Dorn und Ginster der öden Heide als am holprigen Pflaster ritzen. Wir besuchten sie draußen in ihrem Reich, schliefen mit ihnen unter freiem Himmel, spielten mit den Kindern, beschenkten die Mädchen, plauderten mit den Herzögen und Häuptlingen, lauschten ihren Konzerten vor ihrem eigenen, nicht be-

zahlenden Publikum, im Schein ihrer Feuer, deren Herdplätze der Zufall anwies.

Auf dem dichten, krausen Fell ihrer Bundas[1] hingestreckt, aus denen sie uns ein Ehrenbett hergerichtet hatten mit einem Sockel aus frisch gepflückten, duftenden Blumen; vor uns eine Kolonnade hoher Eschen, deren ausgestreckte Zweige den wie von blauem Atlas in weiter Wölbung ausgebreiteten, mit einigen Vorhängen dunstiger Wolken geschmückten Himmel zu stützen schienen; zu unseren Füßen eine von den buntesten Heideblumen gestickte Moosdecke, gleich jenen von Kolibrifedern überwebten Teppichen der mexikanischen Kaziken, brachten wir Stunden mit dem Anhören eines der besten Orchester von Zigeunern zu, die, von der Schönheit des Tages und von reichlicher Fülle ihres Lieblingsgetränks angeregt, mit unbeschreiblichem Feuer die Tänze ihrer Frauen begleiteten, deren Tamburins unter glühend leisem Aufschrei und lockenden Gebärden erklangen. Während der eintretenden Ruhepunkte vernahm man das schrille Kreischen der schlecht geschmierten Holzachsen an ihren Wagen, die, um den Tänzerinnen mehr Raum zu schaffen, weiter weg gerückt wurden, Hurras der Buben in ihrem eigenen Dialekt, die von den Musikern höflicherweise in Eljen Liszt Ferencz übersetzt wurden. Überraschungsjubel beim Anblick eines Mahls, das saftiges Fleisch und aromatischen Honig bot, ein lärmendes Nußknacken der Kinder unter tollem Lachen, frenetischen Sprüngen, Purzelbäumen und einem erstaunlichen Gesurr und Gejohle. Förmliche Schlachten wurden um einige Säcke Erbsen geliefert, und zerlumpte Megären mit gesträubten Haaren, triefenden Augen, zahnlosen Kiefern, mit espenhaft zitternden Händen tanzten wilde, unglaubliche Sarabanden um diese Geschenke, von denen sie sich weidliche Befriedigung ihrer Naschhaftigkeit versprechen durften. Die Männer, denen schöne Pferde geschenkt worden waren, zeigten lachend die glänzend weißen Zähne, ließen die Fingergelenke wie Kastagnetten klappern, warfen ihre Mützen hoch in die Luft, stolzierten wie die Pfauen umher und nahmen dann die gespornten Rhythmen ihrer Frischkas

[1] Mäntel aus doppelten Lammhäuten.

mit einem Feuer wieder auf, welches sich bald zur Tollheit steigerte und zuletzt jenes taumelnde, keuchende Drehen hervorzubringen schien, wie es den Kulminationspunkt in der Ekstase der Derwische bildet.

Wir unterhielten uns auch lange mit den Greisen der Horde; wir baten sie, uns einige Episoden aus ihren Erinnerungen zu erzählen. Ihre Chronik geht eben nicht weit über die lebende Generation hinaus, und man muß ihnen dabei behilflich sein, den Lauf der Begebenheiten zurückzugehen, damit sie dieselben wieder aneinander zu reihen vermögen. Man muß ihnen jedes Detail mühsam entwinden, um sich ein Ganzes daraus zu gestalten; hat man sie aber erst dahin gebracht, sich den Faden eines Abenteuers wieder zu vergegenwärtigen, so finden sie unglaublich viel Gefallen daran, und die alten, längst unter späteren Eindrücken begrabenen Empfindungen steigen mit ihrer ganzen Intensität wieder in ihnen auf. Je seltener ihnen diese Freude zuteil wird, desto größer ist die Lebendigkeit, mit welcher sie den Ton ehemaliger Zeit wieder anschlagen, und mit steigendem Interesse, oft mit einer bizarren Poesie, mit Bildern, die mehr und mehr orientalische Färbung gewinnen, schildern sie die Szenen, die man ihrem Gedächtnis abschmeichelt. Sie beschränken sich im allgemeinen auf Erzählung von Selbsterlebtem. Ihre biographischen Dramen verwickeln und lösen sich schnell, weil die in ihnen enthaltenen Begebenheiten nur Manifestationen zufälliger Leidenschaften, nicht solche sind, wie sie durch Verkettung überlegten Vorhabens, beharrlich durchgeführter Pläne entstehen, und weil diese heftigen, regellosen, ungezwungenen Leidenschaften die Notwendigkeit der Verstellung ausschließen. Ihre Originalität besteht in der mehr oder minder energischen, phantastischen Impulsion des Helden, die dann meist mit einem unvorhergesehenen Nebenumstand in Verbindung tritt. Die äußerste Einfachheit ihrer gegenseitigen Beziehungen schließt jene Folge von Begebenheiten, jenen Wechsel der Umstände aus, welche die Gefühle herbeiführen, die unsere Geschicke leiten. Geduld und Abwarten stehen ihrer eigenwilligen, zynischen Weise zu fern, sie bemächtigen sich ebenso rasch des Begehrten, als sie schnelle Rache für jeden Widerstand nehmen, wenn nicht manch-

mal einer von ihnen den Pfeil wie ein verwundetes Wild mit sich fortträgt; in solchem Falle verläßt er, um die Wunde zu verbergen, seinen Stamm, geht zu einem anderen über, wie dies nach einem Kampf, nach Liebeshändeln, nach einer gewaltsamen Tat zu geschehen pflegt.

Übrigens hält es schwer, anderes von ihnen zu erlangen als anekdotische Fragmente, die bald dem einen, bald dem anderen unter ihnen zugeschrieben werden. Die vollständige Biographie eines einzelnen zu liefern dürfte zu den Unmöglichkeiten gehören. Es ist eine große Seltenheit, aus dem Munde eines Individuums gerade die Geschichte zu vernehmen, in welcher neben seinen Streichen und Gaunereien seine eigene Leidenschaft eine Hauptrolle spielt, obwohl bei manchen hinter aller Verschlagenheit, mit der sie die milde Spende hervorzulocken wissen, ein sehr poetischer Sinn für Erlebtes sich kundgibt. Sie beobachten über ihre eigenen Herzenskrisen ein mit Stolz und Scheu gemischtes Schweigen, wie aus einem Gefühl männlicher Verschämtheit. Wenn sie von ihren Gefährten reden, vernimmt man einiges nur über Verstorbene und Abtrünnige, und selbst dann halten sie ein Wort, ein Kopfnicken, eine Anspielung für genügend, um alles gesagt zu haben. In der Tat lassen sich diese Erzählungen wie Perlen von gleicher Farbe an einen Faden reihen.

Wir kehrten ein zweites Mal nach Ungarn zurück, zu denselben Hochebenen, in dasselbe Oedenburger Komitat, dessen Flächen unser erster Horizont gewesen waren. Wir hatten unsere alten Wirte nicht vergessen, aber auch sie hatten unserer gedacht, und als wir aus der ärmlichen, kleinen Kirche traten, in der wir als Kind mit so glühender Andacht gebetet hatten, als wir die Messe verließen, in welcher alle Anwesenden laut mitsangen, um dieses selbe Kind zu ehren, von welchem die guten Frauen des Dorfes bei seinem Abschied prophezeiten, daß es „im gläsernen Wagen“ zurückkehren würde, empfing und bewillkommnete uns eine große Menge Zigeuner, die festlicher, polternder und ergötzlicher als je um uns schwärmten. Es war eine ihrer berühmtesten wandernden Truppen. Ihr Orchester richtete sich alsbald in einer naheliegenden Eichenwaldung ein. Umgestülpte, mit Brettern bedeckte Fässer bildeten

Tische, die römische Lager aus Heuhaufen umgaben, darunter ein wahrer Thron aus Thymian, violetten Schmetterlingsblumen mit gewundenen Ranken, Flachsblüten in eleganter Halbtrauer, Anemonen in weißen Tuniken, wilden Malven in hellen Farben, Kornblumen, Schwertlilien und Goldglocken, würdig, eine Titania zur Ruhe einzuladen. Nachtschatten mit breiten, schildförmigen Blättern bildeten einen kolossalen Fächer darüber. Bienen in Scharen, vom Dufte des frischgemähten Heues gelockt, verließen summend ihre Stöcke in den alten Baumstämmen der nächsten Umgebung, in Weizen- und Roggenfeldern zirpten die Grillen, die Hornisse und die dünkelhafte Wespe brummten ihren Alt, raschelnden Fluges kamen die Wasserjungfern mit ihren wie Taffet knitternden Schwingen, Wachtel und Lerche sangen, aufgescheuchte Spatzen schrien dazwischen, die kleinen Smaragdfrösche überquakten den rieselnden Bach, und eine ganze Bande obdachloser Insekten schwärmten mit den konfusesten Melodien um uns her. Welche Polyphonie! Welch ätherische Musik! Welche Smorzandos auf Orgelpunkten! So etwas muß Berlioz vorgeschwebt haben, als er seinen Sylphentanz komponierte.

Die Nacht kam eher als die Müdigkeit. Um das Dunkel zu scheuchen, loderte bald ein Dutzend Pechfackeln im Umkreis. Die Flammen stiegen gerade in die Höhe wie Zylinder von glühendem Eisen; denn kein Hauch bewegte die glut- und duftschwere Luft, die alles unsichtbare Aroma der morgens gemähten Kräuter in sich gesogen hatte. Dem halbgeschlossenen, träumenden Auge erschienen die Fackeln wie tragende Feuersäulen des Himmelsgewölbes. Der Rauch wogte langsam empor, das goldene Sternenmeer wie ein Vorhang bald bedeckend, bald enthüllend. Die Finsternis war wie ein dichter Wall um den phantastischen Waldpalast gezogen, und bizarr gewundene Zweige knorriger Bäume ragten wie Skulpturen daran empor. Die Kinder sprangen wie Gnomen umher und zerzausten die Büsche. Immer traumhafter, unzusammenhängender wurde der Anblick. Gespenstisch waren die Frauen anzusehen, wenn sie mit kohlenglühenden Augen, mit liebewinkender oder zauberkundiger Hand plötzlich aus irgend einer dunklen Ecke hervortraten und näher kamen, um „gutes

Glück“ zu weissagen. An einem Abend wie dem heutigen konnte das Epithet nicht für lügnerisch gelten.

Am anderen Morgen wollten die Männer der Bande nichts von einer sofortigen Trennung wissen und geleiteten uns, teils zu Pferd, teils nebenherlaufend, bis zum nächsten Dorf. Der Glut des gestrigen Tages war in der Nacht Sturm gefolgt, und es regnete heftig. Die Zigeunerkohorte setzte sich in Bewegung. Alle waren rüstig, schon von einem Scheidetrunk angefrischt. Sie strahlten vor Vergnügen und hatten ihr Gaudium am stoßweis niederprasselnden Regen. In ihre Bundas mit nach außen gekehrtem Pelz gehüllt, nahmen sie sich wie Bären auf wütenden Hengsten aus und ließen die Sporen klingen, daß die Pferde wie Karpfen in die Höhe sprangen. Die Lustigkeit dieser Rasse, die nun und nimmer bedächtig wird, war kaum mehr zu zügeln, doch dank dem erfrischenden Einfluß des Morgens erlangten wir das Ziel unserer kleinen Reise ohne andere Zufälle als fortgesetztes Freudengeschrei den Weg entlang und profane Segensrufe, welche imstande waren, alle geflügelten und vierfüßigen Tiere der Umgegend erschreckt ins Weite zu jagen. Wir erreichten in anhaltendem Galopp eine nicht sehr entfernt liegende Schenke, welche zum Halt- und Scheidepunkt ausersehen war, und wo wir noch ein Morgenständchen anhören sollten. Kaum waren wir unter einen großen Schuppen eingetreten, wo man eben tat, als glaubte man, es regne nicht, so machte die berittene Truppe Anstalt, uns einen Ohrenschmaus zu geben. Die Symphonie begann con estro poetico. Der zirkulierende Wein und der Branntwein, der gestern zirkuliert hatte, führten alsbald ein rinforzando con rabbia herbei. Wie ein Basso continuo grollte der Donner in der Ferne. Das hohe Gebälk des Daches und seine kleinen, halbzerfallenen Mauern gaben mannichfachen Widerhall, so daß jeder Ton mit doppelter Kraft ans Ohr schlug. Die tobenden Passagen, die virtuosen Kraftstellen und Fiorituren verfolgten und vermischten sich. Das musikalische Wogengeheul wurde von unartikulierten Tönen durchschnitten, und im ungestümen Finale war es, als ob alle Töne und Klänge wie Berglawinen zusammenstürzten, wenn sie mit furchtbarem Krachen an Felsen und Steinen anprallen. Man war wirklich nicht ohne Sorge, ob nicht auch das alte Gebäude

niederbrechen würde, so betäubend war die Instrumentation dieses Konzertes, das gewiß dem Anathem keines Konservatoriums entgangen wäre, und das selbst wir diesmal für etwas gewagt erklären mußten.

XI.

Man hat uns nicht sagen können, wie und woher die Frauen dieser Rasse, die in Moskau seit vielen Jahren eine fortwährende Sensation hervorgerufen haben, dorthin gekommen sind, noch auf welche Weise sie sich neuen Zuwachs verschaffen. Wer wäre in Moskau gewesen, ohne sich dieser zauberischen Zigeunerinnen zu erinnern. Man hat viel von den Bajaderen und Improvisatorinnen Indiens, von dem wollüstig Berauschenden ihrer Schönheit gesprochen; als jedoch die berühmtesten von ihnen in Paris gewesen waren, schieden sie kaum bemerkt. Die Zigeunerinnen würden Moskau nicht unbemerkt verlassen. Sie nehmen auf den Stammtafeln der ersten Familien des Reichs eine Stelle ein, eine mit rot und schwarz, als mit unvergleichlichem Freudenrausch und unersetzlichen Verlusten bezeichnete Stelle. Sie sind zum Schrecken der Mütter und Erzieher geworden, und wenn man diese erzählen hört, kommen gar manche Geschichten von Fürsten und Grafen zum Vorschein, die in wenig Sommern Millionen väterlichen Erbteils zu Festen und Gelagen, Tänzen und Gastmählern, Freuden und Fahrten mit ihnen verschwendeten; von anderen, die sich aus Verzweiflung, nicht mit den ersteren rivalisieren zu können, das Leben nahmen, und noch anderen, welche einen Ekel gegen die Welt und ihre Fesseln aus dem Umgang mit ihnen schöpften. Minder Mächtige und Jugendliche finden dann wieder eine Art Theriaki-Genuß darin, sie immer alle durch das Schauen zu besitzen. Wer vermöchte alle ihre weniger berühmten, weniger glänzenden Opfer aufzuzählen? In der Tat — sie sind schön, und wer selbst gegen ihr verführerisches Äußere unempfindlich bliebe, dem müßten ihre Sirenenlieder die Sinne berücken.

Weil wir den wirklichen Wert von Modeproduktionen, für welche die High-Fashion schwärmt, meist in Zweifel ziehen, waren wir vielleicht zu wenig für sie eingenommen, wenn wir auch die

bei ihren Gesängen verbrachten Abende immer noch für besser angewandt halten durften, als wenn wir eine Romanze girren hören oder den schüchternen Versuchen eines „jungen Talents“ hätten beiwohnen müssen. Im ganzen fanden wir sie in betreff der Musik unter ihrem Ruf und bei weitem unbedeutender in ihrem Genre als die mindest berühmten ungarischen Virtuosen in dem ihrigen. Die Moskauer Truppe zählt nur einige männliche Mitglieder, die sehr im Hintergrunde bleiben, den Dirigenten ausgenommen, welcher die einzelnen Partien einstudiert und dabei oft genötigt ist, sie dem weiblichen Personal durch ein mit Fasten und Prügel gewürztes mnemonisches und Straf-System förmlich einzutrichtern. Der zu unserer Zeit mit dieser Stellung Betraute hatte einen kräftigen Sinn für den Rhythmus und betonte ihn ganz in nationaler Weise; auch besaß er die deklamatorische Emphase seines Stammes. An seinem Orchester war sehr wenig; es hatte weder Geige noch Zymbal und diente nur zu Begleitung und Unterstützung der Stimmen. In erster Linie waren die Schönsten der Schönen aufgestellt, die voll magischen Zaubers als Armiden mit hundertfachen Reizen, als trotzige Feen voll herrischer Gelüste erschienen. Neben ihnen dienten einige Alte von wirklich grimmiger Häßlichkeit als Folie.

Sie singen oft russisch und haben sich viele dortige nationale Melodien angeeignet. Eines ihrer besten damaligen Stücke war das Lied von der Sichel, und das beliebteste die „Gänsehirtin“. Sie endigen in Refrains mit Chören. Wir führen einige Verse an, um ihre Art und Weise zu charakterisieren, in welcher idyllisches Kolorit mit Zigeunerherbigkeit ganz eigentümlich gemischt ist.

Die Sichel.

„Ich will gehen das Rohr zu schneiden, nicht weit von ihr.
O meine wohlgeschärfte Sichel, sei nicht bang! ich will
weiches Gras für dich finden.

„Hüte dich vor der Liebe, armes Herz! Du würdest von
Bitterkeit überfließen wie meine Sichel vom Safte
der Gräser.

„Die Schönen sind flatterhaft; den Lerchen gleich sind
ihre Schwüre; sie grüßen den Frühling und fliegen
davon.“

Die Gänsehirtin.

„Die Schöne kehrt mit den Gänsen heim am Abend;
das schwarzäugige, rundwangige Mädchen
sang ihren Gänsen: Tega, Tega, Tega usw.

„Suche mich nicht, Du, den ich nicht lieben kann;
Du gefällst meiner Seele nicht. Was soll
ich in seidnen Gemächern? Mit dem Geliebten
ist mir das zerrissne Zelt ein Paradies. Tega,
Tega.

„Mit ihm reicht die Liebe für Ewigkeiten aus,
aber mein Herz mag nicht weinen auf goldnen
Kissen. Tega, Tega."

In anderen Liedern finden wir Verse von großer Anmut und Frische und innigem Gefühl, wie in diesem:

„Mit ihr ist die Sonne mir glänzender, grünender
die Erde; zum Frühling wird der Herbst, zum
Paradies die Wüste."

Diese Romanzen beginnen leise, die Seele einwiegend; beim Anhören der lang gehaltenen Noten glaubt man sich in einer Hängematte geschaukelt. Erst beim zweiten oder dritten Refrain stimmt der Chor mit mehr Leben und Feuer in den Gesang. Dann sind die Gäste meist alle versammelt; die Befangenheit der ersten Momente des Abends schwindet. Die Punschbowle wird angezündet, ihre bläuliche Flamme züngelt anfangs schwach neben den glänzenden, zahlreich von dem Plafond niederhängenden Lampen und dem trüben Flackern der Leuchter auf den Konsolen. Bald aber werden Lampen und Leuchter ausgelöscht und das ganze Bild nur vom unbestimmten Licht der ungeheuren brennenden Bowlen beleuchtet. Die Männer trinken meist schweigend, bis auch die Frauen vom Dufte des Ananas und der Zitrone angelockt werden. Der Tanz wird mit einem viel akzentuierteren Charakter von neuem aufgenommen. Die alten Muhmen, welche anfangs nicht teilgenommen hatten, mengen sich, sobald der späte Abend, die Musik, das Zusehen sie aufgeregt haben, nun auch ins Gewühl. Durch sie,

durch ihr mehr als der Jüngeren demonstratives und energisches Benehmen gewinnt die Runde bald das Aussehen einer Buffera inferna. Nichts hält sie auf; die Rhythmen werden dringender; die Chöre ergehen sich in höheren Stimmlagen und wachsen in einem das Ohr durch seine Unterbrechungen, Verzögerungen und ungewohnten Ausbrüche überraschenden Crescendo zu größerer Klangfülle an. Währenddem brausen die Tanzweisen im Unisono mit einem ausschweifenden Übermaß von Sonorität fort. Sie beschreiben Wirbel, Windungen, Radbewegungen, immer schwindelndere Kreise, bis die Tänzerinnen sich zu einer gedrängten Gruppe vereinigen, in welcher jede die Genossin mit ihren Kräften unterstützt, um nun den letzten Rest von Atem zu einer Schlußrunde zu verwenden, die nicht eher endigt, bis alle betäubt und atemlos zur Erde sinken.

In diesem Augenblick sind Sängerinnen und Zuhörer, Tanzende und Schauende in gleich frenetischem Zustand, und man kann es einen Augenblick begreifen, wie man, um Sensationen von solchem Hautgout, mit solch brennender Würze zu genießen, ein Vermögen verprassen kann. Im übrigen herrscht hier nicht, wie an anderen von der Polizei überwachten Orten, freche Schamlosigkeit. Die Zigeunerinnen sind keine gewöhnlichen Hetären. Ihre Art, die Sinnlichkeit zu reizen, ermangelt nicht der Poesie, und wir haben niemals einen Zusatz von Liederlichkeit bei ihnen bemerkt. Sie wenden sich nicht einzig an die Sinne, sondern auch an die Phantasie; wenn man von ihnen fern ist, träumt man sich zu ihnen zurück; sie geben sich preis, aber nicht zu eigen; sie behalten sich immer eine Überlegenheit der Verachtung und Gleichgültigkeit vor, welche den Geist stachelt; mögen sie immer ungebildet sein, sie tragen ein Element in sich, welches in den Augen der Liebe dem Unbekannten Schimmer verleiht, das Unerklärliche zwischen Liebenden in Schranken erhält und ein unfehlbares Reizmittel für weniger kräftige Intelligenzen, für frühzeitig blasierte Leidenschaften, für Modelöwen ist, die für ihre Geschicke keine männlichere Lebensessenz mehr finden können, als sich ernstlich in Wesen zu verlieben, denen wieder ihrerseits die Liebe zu einem Giorgio zu den ernstlichen Unmöglichkeiten gehört. Würde selbst eine

von ihnen geheiratet, sie würde mit den Ihrigen den herzlich verlachen, der die nötige Bonhommie dazu gehabt hätte.

Während wir sie demnach selbst dem Zigeunertum nicht ganz entfremdet finden, erscheint dasselbe in ihrer durch Berührung mit europäischer Kunst sehr gefälschten Musik nur äußerst unvollkommen. Der Rhythmus behält immer noch eine gewisse Originalität, auch vermißt man nicht Modulationen, welche den Verehrern des à peu près in der Kunst pikant genug erscheinen mögen. In diesen Sälen, von einem durch die Ostentation der russischen Bojaren aufs Äußerste getriebenen Luxus, fanden wir die Eindrücke der an Donau und Theiß grenzenden Wälder nicht wieder. Dennoch besuchten wir gern die berühmten Zigeunerinnen und begriffen, ohne von ihm ergriffen zu sein, den Zauber, der für manche darin liegen konnte, die aus diesen Glutaugen niedersprühenden Feuertropfen gierig zu haschen. Man konnte Houriträume mit in den Schlaf hinübernehmen, wenn man die Herausforderungen dieser schlanken Gestalten, die Neckereien dieser Füßchen ausgestanden hatte, die mit einer raffiniert verwilderten Koketterie ausgestreckt und zurückgezogen wurden.

Unter allen Städten gewährt das byzantinische Kiow den wandernden Zigeunererscheinungen den malerischsten Rahmen. Es liegt auf seinem Hügel wie ein auf weichen Kissen ausgestrecktes Weib, welches die schmachtenden Blicke in den glatten Spiegel des Dniepr taucht. Man muß die niedrigen, gebauchten Kuppeln der Sophienkirche noch im Gedächtnis haben, deren wiesengrüner Grund von Sternen besät ist, als ob eines jener nächtlichen Bilder des Himmels sich auf die Erde niedergelassen hätte, während goldene Kugeln gleich Sonnen darüber emporsteigen. Man muß sich in der Erinnerung vor die gedrängte Gruppe von Domen jeder Größe zurückversetzen, welche symmetrisch anwachsend gleich einer Einfassung von strahlenden Topasen die Kathedrale, Lawra genannt, bilden, vor die dichte Menge von Glockentürmen, die sich mit ihren byzantinischen Hauben wie Mohnköpfe von den dreihundert Kirchen der heiligen Stadt erheben, die fast wie ein Kloster im Besitz der Basilius-Mönche erscheint, denen man hier auf Schritt und Tritt begegnet, wenn sie mit großkörnigen Rosenkränzen in

den gefalteten Händen, in schwarzen Tuniken und mit wehenden Flören an den runden Tiaren, mit schlauen, durchdringenden Blicken die Straßen durchschreiten; oder vor die anmutige Andreaskirche, die auf einem hohen Felsen nistend wie ein nach Schätzen der Tiefe spähender Adler in den Strom niederschaut; man muß an die langen Reihen von Pilgern, Männern, Frauen, Kindern denken, die sich in gedrängten Scharen um die Portale der Barbarakirche versammeln oder um die Lawra, deren Katakomben sich vorgeblich unter dem Bette des Dniepr bis zum jenseitigen Ufer ausdehnen, tausend und abertausend Skelette bergend, deren kostbare Gewänder von der häufigen Berührung der Wallfahrenden täglich leiden; man muß die barfüßigen, abgemagerten Pilger an ihren Stäben nochmals an sich vorüberwandeln lassen, wie sie staunend alle diese Herrlichkeiten mit den Augen verzehren, bis sie oft vor Ermüdung oder vom Weihrauch betäubt ohnmächtig niedersinken; man muß das volle Glockengeläut nachklingen hören von Kiows Türmen, das von so schallendem Erz ertönt, daß es in Gebetstunden wie eine wallende Fahne von Klängen sich über die Stadt senkt; man muß sich der Straßen mit ihren von Baumgruppen unterbrochenen Häuserreihen erinnern, welche dem erstaunten Reisenden neben eleganten Neubauten Baracken wie in Konstantinopel zeigen, die aus einfachen, mit Steinerde beworfenen Brettern zusammengesetzt von etwa mannshohen Dächern bedeckt sind; man muß die Vorhänge von Pappeln nicht vergessen haben, durch welche die einzelnen Stadtteile wie durch Laubtapeten geschieden oder die Plätze wie von Obeliskenreihen geziert werden; man muß noch einmal in die kleinen Tscherkessenläden eintreten, wo die feinsten Männer ihres Landes mit spitzen Ispahanmützen und dem silbernen, stahleingelegten Dolch in dem auf gelbgestreifter Seidenweste prangenden Kaschmirgürtel sitzen, oder zu den russischen Kaufleuten im blauen Tuchkaftan, deren Gesichter im Rahmen der symmetrisch über die Stirn geschnittenen Haare und des breiten Bartes ein höflich ernstes, fröhlich gutmütiges Aussehen haben; man muß sich die ganze Eigentümlichkeit dieses heterogenen Zusammenstroms, dieser weitschweifigen Großartigkeit, dieser Agglomeration prunkvoller Elemente vergegenwärtigen, die, aus

Orient und Okzident sich begegnend, griechische Traditionen und Überreste des oströmischen Reiches mit Pariser und englischen Gebräuchen in Kleidung, Equipagen und Sitten der aristokratischen Gesellschaft amalgamieren, und sich dies alles von einer üppigen, reich kolorierten Natur umgeben, mit einem wilden, unwissenden, abergläubischen, immer zur Empörung bereiten Menschenschlag bevölkert vorstellen, um zu begreifen, daß nur hier die Glieder einer fremdartigen Rasse nicht fremdartig erscheinen.

Alles trägt so sehr dazu bei, dieser kirchlichen Hauptstadt Rußlands einen originellen, allem anderen unähnlichen Anstrich zu geben, daß das häufige Zusammentreffen mit Zigeunerinnen, welche die Straßen gewohnterweise fahrlässig durchschreiten und an jedem Fenster Amulette um ein paar Kopeken feilbieten, gar nichts Überraschendes mehr hat. Auch sagte man uns, daß dieser Teil der wandernden Bevölkerung zu keiner Jahreszeit ausbleibt. Bei Tage ist Kiow voll von ihnen, da sie sich aber nachts nicht dort aufhalten dürfen, ziehen sie sich dann in ein ziemlich umfangreiches Lager zurück, welches von einer Horde der anderen vermacht wird, so daß es fortwährend unfern der Stadt in einer höchst romantischen Lage verbleibt, die ganz dazu geschaffen ist, den malerischen Effekt ihrer triangelförmigen Zelte (Skatras) und ihrer von ferne wie große rote Leuchtkäfer den Nebel durchdringenden Feuer hervorzuheben. Den eleganten Bewohnern der Stadt dient dieser Ort als Ziel für Spazierfahrten; die Zigeuner sind an sie gewöhnt und fallen den Besuchern selten durch Almosenfordern zu Last. Sie verharren ihnen gegenüber in einer gleichgültigen Zurückhaltung und scheinen der Anwesenheit der Vorübergehenden keine Aufmerksamkeit zu schenken. Höchstens daß Kinder oder kranke Weiber die Hand ausstrecken, um eine Unterstützung zu erbitten, die sie nicht imstande sind anderweitig zu suchen.

Man kann fast immer gewiß sein, einem oder dem anderen von ihnen am einsamen, wilden Strande des großen Stromes zu begegnen. Es ist, als ob sie eine geheime Vorliebe für diese Ufer hätten; denn man gewahrt sie oft, wie sie in unbeweglicher Stellung die sandigen, glatten Strecken der jenseitigen Küsten betrachten, welche im schneidenden Gegensatze zu der reichen, saftigen Vege-

tation des Petschersk-Hügels stehen, auf dem das Haupt der Stadt sich ausdehnt, das vornehme, von den während des ganzen Jahres in Kiow residierenden Autoritäten und Familien bewohnte Viertel, sowie zu dem schönen öffentlichen Garten, dessen zum Dniepr sich herabsenkender Abhang jedoch unbebaut geblieben, und mit seinen öfteren Absätzen und wilden Obstgärten den Fischern willkommene Plätze für ihre Hütten bot. Hier, sagt man, besuchen die Rusalki (Undinen) die jungen Männer, die sich getrauen, allein dort zu wohnen, und flößen ihnen durch ihre Liebe Widerwillen gegen die Ehe ein. Sie erzählen ihnen von den Tagen des Ruhmes, wo die Kosaken gerade an diesem Ort sich einschifften, um Konstantinopel mit einem Handstreich zu nehmen, wo der große Mazeppa ganz Europa von sich reden machte, wo Wernyhora, der Nostradamus der Ukraine, lebte, dessen Weissagungen noch jetzt von Mund zu Mund gehen und seinem Stamme die Unterwerfung verleiden, und von manch anderen geheimen Dingen, welche den Groll der Edelleute nähren. Da findet man manchmal in einer Felsenvertiefung oder hinter einem dichten Busch Zigeuner oder Zigeunerin auf der Erde kauernd, das Kinn zwischen die verschlungenen Hände auf die Knie gestützt mit einer unsäglich wehmütigen Trauer nach den gelblichen, wüsten Ebenen des Tschernigoff-Gouvernements hinüberstarrend.

In Podolien wurde uns ein Fest in einem Wäldchen gegeben, wo wir einige Zigeuner trafen, die uns an die ungarischen erinnerten. Es war im Oktober; die Sonne schoß noch sengende Pfeile und hüllte alles in die buntesten Farben. Für einige hundert Bauern war ein großes Gastmahl bereitet. Sie waren als Untertanen desselben Gutsherrn aus mehreren Dörfern versammelt. Er hatte diesen Tag gewählt, um ihnen Steuererlaß auf ein Jahr zu verkünden, so daß die jungen Leute mit leichtem Herzen die Cosaque tanzten, durch die wir lebhaft an ungarische Tänze erinnert wurden. Das Orchester war unter den Zweigen einer riesigen Eiche auf Wagen postiert, deren losgespannte Stiere frei umher weideten. Zwei Slachcice (bekannte Benennung armer Adligen) schabten zwischen zwei Zigeunern und einem blinden Ukrainer Bauern die Geige; der letztere stimmte während der Tanzpausen zu den

Akkorden seiner Lira (eine Art Leierkasten) ein näselndes Klagelied an, eine Ballade zu Ehren des heiligen Nikolaus oder eine Hymne auf die heilige Jungfrau. Die gedrückte Eintönigkeit dieser Gesänge war zum Steinerbarmen traurig. Von den Zigeunern hatte einer Pauken, der andere eine Balalaika, welche die Stelle des ungarischen Zymbals vertritt. Sie nennen ihre Tanzmelodien Szumkis, Tropakis. Diese bestehen aus lebhaften, gleichtaktigen, sehr einfachen Rhythmen. Der Ort, an welchem die Festlichkeit stattfand, war mit Trümmern von Befestigungen umgeben, die aus dem Kriege des Chmielnicki, des kühnen Kosakenhetman, herstammten. Wir sahen an jenem Tage eine der schönsten Zigeunerinnen, die wir jemals begegnet haben. Die über den olivenfarbigen Teint weich ergossene dunkelrote Färbung, die in bläulichem Glanz schwimmenden, schmachtenden Augen, die den Hals wie schwarzes Gefieder umgebenden Flechten sowie die melancholische Bilderfülle ihrer Wahrsagung machte sie uns unvergeßlich. Sie wurde Agriffina genannt, ihr Antlitz war ernst, fast streng, ihr Lächeln hatte etwas untröstlich Schmerzliches. Wenn ihre schweigenden Lippen sich mit einem Zug tiefer Ermüdung in Falten legten, erschien sie groß und gewaltig, ihr Blick stierte dann kalt, wie der einer zu ganzer Höhe emporgerichteten Schlange, dann irrten ihre Augen wieder unstät umher, und sie lauschte nur halb, mit einem fast träumerisch zerstreuten Neigen des Kopfes den Fragen, die man ihr aufwarf. Das um ihr Haupt geschlungene rote Tuch, sowie das weiße über der Brust geschlitzte Hemd und die braune Burka (eine Art Mantel ohne Ärmel), die von ihrer Schulter niederhing, gaben ihr etwas von einer antiken Priesterin. Sie verkündigte mehreren Teilnehmern dieses ländlichen Festes ganz eigentümliche Weissagungen, sprach auch von dem „Geiste der Zeit“ und sagte unter anderem: „Die Zukunft wird ihre mächtigen Schleusen öffnen.“ Ist es nur Zufall, daß die politischen Ereignisse diese Prophezeiung rechtfertigten? Wäre sie in einem jener elektrizitätsschwangeren Momente, wo jedes Wort wie ein Blitz wirkt, ausgesprochen worden, sie hätte ein apokalyptisches Gepräge gehabt. Das Mädchen kam ruhigen, sicheren Schrittes, wie eine Sibylle, auf uns zu, und als solche behielten wir sie in Erinnerung.

Die Zigeuner in Kleinrußland haben etwas von dem schwermütigen Zug des ukrainischen Bauern, von seiner klagenden Stimme, seiner schleppenden Aussprache, seinem gepreßten Ausdruck im Gesang. Eines der rührendsten Symptome einer äußerlich ebenso unverkennbaren als innerlich unmöglichen Resignation liegt im Gebrauche des Diminutivs bei allem ihnen Gehörigen, als wollten sie durch denselben den Wert ihres Eigentums der gierigen Aufmerksamkeit ihrer Herren entziehen. Sie sagen nur: Hüttchen, Feldchen, Geldchen usw. Die Frauen übertragen diesen Zusatz von Dingen auf Personen, als wäre durch die erlittene Bedrückung das Gepräge der Rasse so verwischt worden, daß die Liebe des Weibes sich eine Art Protektion der männlichen Schwäche anmaßen dürfe. In ihren Liebkosungen und Liebesgesängen setzen sie noch die Bezeichnung arm hinzu, als wenn Mitleid der Hauptbegriff in denselben wäre, und die Liebende sagt zum Geliebten oder die Mutter zu den Kindern: „Du armes Herzchen .... du armes Köpfchen .... armes Täubchen .... armes Falkchen“ usw. Diese melancholische Weise tritt in den Reden der Zigeunerinnen dieser Gegenden noch stärker hervor, indem sie sich in die allegorischen Ausdrucksformen mischt, welche dem Geist orientalischer Völker so tief eigen sind. So teilen die Cygany immer die Leiden der Völker, deren Brot sie essen, als hätten sie der eigenen, schmerzlichen, nicht genug. Das ist die einzige Art von Dank, den sie darbringen, und er ist poetisch, unpraktisch, wie die Dankenden selbst.

In Bukarest und Jassy führte man uns mehrere Truppen von Zigeunervirtuosen zu, in denen wir ein großes Stück von der musikalischen Ader wiederfanden. Sie haben ganz reizende Melodien, und wir legten während der schönen Abende, die wir im Anhören ihrer Konzerte zubrachten, eine interessante Sammlung an. Ihre Melodien unterscheiden sich in Charakter und Nuancierung ziemlich wesentlich von denen der ungarischen Zigeuner, deren aufgeregtes, sprudelndes Element in der Moldauwalachei durch die Begleitung eines meist auf die bloße Tonika beschränkten Pedalbasses niedergehalten ist, durch welchen die Harmonie in fortwährende Fesseln gleichsam an eine sterile Erdscholle gebannt ist. Wenige Gesänge ausgenommen, sind ihre Motive fast alle zum Tanz bestimmt, ohne

daß diese Form wie bei uns sich von ihrer ursprünglichen Bestimmung emanzipiert, um sich den Launen der Phantasie, den kapriziösen Sprüngen der Einbildung des Virtuosen hinzugeben. Auch ist die Haltung, der Gang dieser Melodien viel weniger entwickelt, nicht so frisch und herausgeputzt, nicht so kräftig. Man bemerkt überhaupt an diesen Gästen der Donauprovinzen eine bedeutende Abfärbung der Sitten des umgebenden Landes. Außerdem, daß ihr Schritt, ihre Rede langsamer, ihre Gebärde ruhiger, ihr Blick minder durchdringend und stolz, ihr Lächeln weniger unheimlich, ihre Bewegungen minder schroff geworden sind, haben sie auch einen Teil der dort üblichen Kleidung angenommen und tragen ihren langen Bojarenrock mit einer gewissen muselmännischen Feierlichkeit. Von dem rasenden Feuer, dem Delirium der Lust, welche bei ihren anderen Brüdern Feste und lärmende Vergnügungen herbeiführt, wissen sie wenig oder verheimlichen dergleichen sorgfältig. Ihre künstlerischen Zierraten haben eher etwas von der ruhigen Wellenbewegung, dem leichten Hüpfen, welches den Tanz der Frauen in einem Harem charakterisiert. Der beste Maßstab für die Verweichlichung und Ermattung ihrer Kunst liegt in der Hauptrolle, welche die Flöte in ihrem Orchester spielt. Auch bedienen sie sich oft eines Instrumentes mit vielen aneinander gereihten Röhren, ähnlich der antiken Panflöte, dessen sanfte Töne ihrem Orchester eine Art Abdämpfung mitteilen. Die Mandoline gehört zu den wesentlichen Elementen und trägt, indem sie mit ihren zarten, hohen Tönen das Zymbal ersetzen soll, viel zur Schwächung der Klangwirkung bei.

Wie uns die tiefe Melancholie und die Kühnheit der Zigeunermusik eben immer wieder aufs neue anzog, versäumten wir auf keiner unserer Reisen, uns nach allen Cygany-Künstlern zu erkundigen, die sich in unserer Nähe befinden konnten. Da sie durch alle Länder zerstreut leben, haben wir fast überall einige gefunden; eine eingehende Erzählung dieser Begegnungen dürfte die Klippe der Monotonie kaum zu scheuen haben, indessen hat uns in Spanien der Zufall zu wenig begünstigt, als daß wir bestimmte Eindrücke hätten sammeln können. Sie scheinen auch hier wie überall der Musik zu pflegen, doch nur wenig und schlecht; sie begleiten nur

einige Fragmente von Gesängen mit einer schlechten Gitarre, ohne jede Spur von Eigentümlichkeit. Wenn man sie bei einbrechender Nacht um die zerfallenen Säulen der maurischen Ruinen oder katholisierten Moscheen von Sevilla und Cordova oder in den Schluchten der Sierra morena umherirren sieht, bezaubern sie mehr das Auge durch ihr Aussehen, als das Ohr durch ihre Töne.

Im übrigen darf man unter den in europäischen Ländern zerstreuten Stämmen nur sehr oberflächliche Verschiedenheiten erwarten. Ihre Lebensweise wird durch nichts Wesentliches modifiziert, und wo man ihnen immer begegnet, unter welchem Himmelsstrich diese Pilger ohne Götter und ohne Altar sich umhertreiben, besteht der ganze Unterschied zwischen ihnen eigentlich nur in den Entwickelungsgraden derselben Anlagen. Wenn auch in den materiellen Einzelheiten ihrer zufälligen Beschäftigungsarten einige Abwechslung vorkommt, ihre Armut ist immer eine mehr oder minder drückende, ihre Fähigkeit, die besten Gefühle, die sie in sich tragen, auf irgend eine Weise geltend zu machen, bleibt immer dieselbe, nur daß sie sich in mehr oder weniger bedeutender Weise ausspricht, ohne daß im übrigen irgend ein Gegensatz einen wesentlichen Unterschied zwischen ihren entferntesten, sich selbst gänzlich fremden Stämmen herbeiführte.

XII.

Je mehr wir den Zigeunertypus als eine auffällige Erscheinung, als einen mächtigen Hebel in Literatur und Drama erkannten, je mehr wir die Vorfechter der literarischen Bewegung unserer Zeit sich mit Zigeunertum identifizieren sahen, je näher wir die Zigeunerkunst durch Anhörung ihrer besten Virtuosen, ihrer vorzüglichsten Interpreten, durch Vergleichung ihrer lokal und formell verschiedenen, aber in Charakter und Inhalt identischen Kundgebungen kennen gelernt hatten, je mehr wir sie durch Arbeit uns aneigneten, indem wir ihre zerstreuten Fragmente zu verbinden, zu koordinieren, die üppige Blume auf einen fruchtbringenderen Boden zu verpflanzen, sie auf dem gemeinsamen Kunstgebiet einheimisch zu machen suchten, um so öfter stellten wir uns die Frage,

ob es unmöglich sei, den Zigeunerkünstler mit allen den Vorteilen zu begaben, welche fleißiges Studium seinem im ersten Aufstrahl so glänzenden Kunstgeist hinzufügen könnte? Ob man durch sorgliche Pflege nicht eine jener exotischen Pflanzen in dem Klima der Zivilisation zu vollerem Wachstum entfalten könne? Ob nicht durch das Pfropfen der Adoption seine Früchte auf einem zur Veredelung geeigneteren Stamm zur Reife gelangen würden? Ob anhaltend liebevolle Beziehungen nicht endlich die der Zigeunerfreundschaft innewohnende Leichtfertigkeit zu besiegen imstande wären?

Es war in Paris, zu einer Zeit, wo unsere Gedanken gerade nicht sehr mit den Zigeunern, die wir gekannt und gehört hatten, beschäftigt waren, als eines Morgens Graf Sandor Teleky bei uns eintrat in Begleitung eines etwa zwölfjährigen, in Husarenjacke und verbrämte Pantalons gekleideten Knaben von schwarzbrauner Gesichtsfarbe, wildwachsenden Haaren, kühnem Blick, einer Haltung, als wollte er sämtliche Könige der Welt herausfordern, und mit einer Geige in der Hand. „Da sieh", sagte der Graf und stieß ihn uns zu, „hier bringe ich dir ein Geschenk!" Groß war das Erstaunen aller Anwesenden, welche dieser für französische Sitten äußerst befremdenden Szene beiwohnten. Unter anderen war es Thalberg, der nicht aufhörte, mit Fragen in uns zu dringen, was wir denn mit diesem Cadeau anfangen wollten? Auch wir waren nicht minder überrascht; denn wir gedachten längst nicht mehr des einst in Ungarn ausgesprochenen Wunsches, eines jungen Zigeuners habhaft zu werden, der mit Begabung für die Geige eine Fähigkeit zu weiterer Ausbildung in sich trüge, jedoch errieten wir beim Anblick des schmächtigen, nervösen, aber augenscheinlich schon bärbeißigen kleinen Wesens alsbald, daß hier unserem Verlangen durch einen kleinen Cygan und Landsmann willfahrt worden sei. Der Graf hatte in der Tat, als er mit uns zugleich Ungarn verließ, die Aufmerksamkeit gehabt, auf seinen Gütern den besonderen Befehl zu geben, daß, wenn in der Folge ein junger Mensch, wie wir ihn während unseres dortigen Aufenthaltes vergeblich gesucht hatten, sich finden sollte, man ihn direkt nach Paris zu senden habe, und das schnippische Geschöpfchen, welches er uns heute zuführte, war vor kurzem auf seinen Besitzungen entdeckt und ihm zugeschickt worden,

nachdem man es vorher als Gegenstand einer liebenswürdigen Freundesgabe angekauft hatte.

Wir behielten den Knaben anfangs in unserer Nähe und fanden ein höchst pikantes Vergnügen daran, die Entwickelung seiner Launen und Triebe in einer für ihn so neuen Umgebung zu beobachten. Sein ganzes kleines Wesen war schon von Stolz beherrscht, der sich unter den verschiedensten Formen besonders durch tausenderlei naive und kindische Eitelkeiten kundgab. Daß er aus Naschhaftigkeit stahl, alles Weibliche ewig umarmen wollte, alle Gegenstände, deren Mechanismus er nicht kannte, zerbrach, waren sehr unbequeme, aber natürliche Fehler, die sich wohl von selbst abschleifen mochten; es war indessen nicht leicht, sie abzuschaffen, sie nahmen stets eine andere Wendung. Josy wurde bald im Kreis unserer Bekannten ein kleiner Löwe, und seine Privatkonzerte erhielten seine Börse in gutem Stand. Das auf solche Weise immer ziemlich reichlich vorhandene Geld wußte er bald mit der Gleichgültigkeit und Desinvoltura eines Magnaten auszugeben. Der vornehmste Gegenstand seiner Aufmerksamkeit war die Eleganz seiner kleinen Person. Seine Koketterie war unglaublich und ging bis zur Ziererei. Schöne Spazierstöckchen, Vorstecknadeln und Uhrketten mußten bei ihm immer in anständiger Mannigfaltigkeit vorhanden sein. Kravatten und Westen konnten ihm nie genug schreiende Farben bieten, und kein Haarkräusler war ihm zu vornehm zum Frisieren und Lockenbrennen. Das Adonisieren war die große Aufgabe seines Lebens. Aber er hatte in dieser Hinsicht einen Kummer, der ihm am Herzen nagte und seine Freuden vergiftete: seine Haut war im Vergleich zu den umgebenden Gesichtern so braun, so gelb! Er bildete sich ein, durch häufigen Gebrauch von Seifen und Parfüms, wie er sie von den beneidenswerten Besitzern eines brillanten Teints mit so vielem Erfolg angewandt sah, diesem Übel Abhilfe zu verschaffen, und er hörte nicht auf, Ankäufe solcher Art zu bewerkstelligen. Er lief in die bestversehenen Läden und kaufte alles auf, was ihm zweckdienlich schien. Dabei warf er immer nur Fünffrankenstücke auf den Tisch; denn er war ein viel zu vornehmer Herr, um sich kleines Geld herausgeben zu lassen.

Es wurde bald unmöglich, ihn auch nur im mindesten zu überwachen; denn er hatte sich bei allen unseren Freunden zum Dandy-Künstler emporgeschwungen. Da wir außerdem unsere Reise nach Spanien vorbereiteten, vertrauten wir ihn Herrn Massart, Professor der Violine am Konservatorium, an, welcher uns versprach, der Entwickelung seiner erstaunlichen musikalischen Anlagen die ernsteste Sorge zu widmen, während der Vorsteher der Pension, in welche er gegeben ward, seinen Geist und sein Herz zu bilden übernahm. Als wir abgereist waren, bestätigten die Nachrichten über ihn mehr und mehr die Befürchtungen, die wir über das Gelingen des an ihm versuchten Erziehungsplanes hegten. Die Musik ausgenommen war es unmöglich, seine Intelligenz irgendwie zu einer geregelten Tätigkeit anzuhalten. Er hatte für alles, was er nicht wußte, die unüberwindlichste Geringschätzung und war, ohne es einzugestehen, gründlich von seiner Überlegenheit über alles, was ihn umgab, durchdrungen. Er hatte an nichts Geschmack und interessierte sich als ein echter Wilder nur für seine Vergnügungen, seine Geige, seine Musik.

Als Graf Teleky ihn uns in seinem ungarischen Zigeunerkostüm übergeben hatte, war er noch mit seiner angestammten Geige versehen. Auf dem so gut es eben ging zusammengeleimten und mit eher zum Erhängen als Spielen tauglichen Saiten bezogenen Brettchen musizierte er schon damals mit einem merkwürdigen Aplomb und unvergleichlichen Feuer die klangvollsten Frischkas. Es fehlte ihm nicht an Leichtigkeit, er spielte sehr gern und konnte Stunden damit verbringen, halb nach dem Gehör, halb improvisierend zu streichen und mischte dabei nur sehr unwillig Motive ein, wie sie unter uns im Schwang waren. Diese kamen ihm meist fad und läppisch vor. Nur für eine Melodie, welche er manchmal von uns auf dem Klavier gehört hatte, war er sehr eingenommen und regalierte sein Publikum damit, indem er sie in seiner Weise auf eine so drollige Art herausstaffierte, daß er nie verfehlte, einen vollständigen Erfolg der allgemeinsten Heiterkeit zu erringen. Sobald er aber zu studieren angefangen, bewies er eine Unfolgsamkeit, mit der nicht auszukommen war. Niemand konnte ihn überreden, daß seine gewohnten Manöver nicht unendlich viel

schöner seien, als alles, was man ihm beibringen mochte, und er lebte der innigsten Überzeugung, daß er ein Opfer barbarischen Zwanges sei, sooft sein Lehrer nur im geringsten Miene machte, sich nicht von ihm belehren zu lassen.

Es konnte nicht ausbleiben, daß man uns bald schrieb: Josy werde größer, aber er ändere sich nicht, mache keine Fortschritte, und es sei unmöglich, etwas mit ihm aufzustellen. Unsere Parteilichkeit wollte dennoch in den Zickzackbriefen, die er uns übersandte, und die ganz den Stempel orientalischer Emphase an sich trugen, einen Beweis seines Fleißes bemerken. Um ihn eher wiederzusehen, ließen wir ihn uns nach Straßburg entgegenkommen. Im Augenblick, wo wir dort anlangten, dachten wir gar nicht an ihn. Als wir aber den Wagen verließen, fühlten wir plötzlich unsere Hände in Folterschrauben gepreßt und wurden unter den Umarmungen eines jungen Unbekannten fast erstickt. Es kostete uns einige Augenblicke Besinnen, um unseren kleinen Cygan der Steppen, den jungen Wildfang, in diesem nach Pariser Mode elegant gekleideten, jungen Gentleman wiederzuerkennen. Nur die gekrümmte Nase, die asiatischen Augen und der trotz allen Ölen und Kosmetiques von Frankreich dunkle Teint Jozsys waren dieselben geblieben. Und sein Selbstbewußtsein auch! denn als wir ihm überrascht zuriefen: „Ei, Jozsy! Du siehst ja aus wie ein junger Herr!“ antwortete er ganz unverdutzt und mit der Miene eines Hidalgo: „Der bin ich auch!“ Er bewahrte im neuen Anzug seinen üppigen Redestil und die Grandezza seiner Gebärden. Fortan wurde es uns schwer, länger die Täuschung zu hegen, diese zähe Zigeunernatur in den Schranken des sozialen Lebens und auf fest vorgezeichneter Bahn zurückzuhalten.

Wer aber den Erfolg lebhaft gewünscht hat, steht nicht sobald davon ab. Wir dachten uns, daß vielleicht eine den Feldern und Bergen nähere Umgebung einen besseren Einfluß auf ihn üben würde. Wir sandten ihn nach Deutschland an die Grenze des Schwarzwaldes zu einem ganz vortrefflichen Musiker, Herrn Stern, zurzeit Violinist in der Kapelle Sr. Hoheit des Fürsten von Hohenzollern in Löwenberg. Er konnte nirgends in besseren Händen sein. Wir setzten noch einige Hoffnung darauf, daß

dieser Aufenthalt, der ihn der Natur wiedergäbe und ihn den Miasmen einer großen Stadt, den sittlichen Gefahren entzöge, die seine von Natur wenig tugendsamen Anlagen lockten, vielleicht noch zu seinem besseren Gedeihen beitragen könne.

Einige Zeit darauf befanden wir uns in Wien. Wir hörten von einer neuangekommenen Zigeunerbande und gingen eines Abends in den Gasthof zum Zeisig, um einmal zu sehen, ob es der Mühe wert sei, sich näher mit ihnen zu befassen. Keiner von uns dachte entfernt daran, hier die Spur eines bekannten Gesichts wiederzufinden, und alle Welt war deshalb über die sichtliche Bewegung erstaunt, welche unser Eintritt hervorrief. Plötzlich kam ein schlankgewachsener junger Mensch aus der Gruppe auf uns zu, stürzte zu unseren Füßen nieder und umfaßte unsere Knie mit den leidenschaftlichsten Gebärden. In demselben Augenblick waren wir von der ganzen Truppe umgeben, und man überhäufte uns ohne weiteres mit Handküssen, mit Danksagungen, mit tausend Ausdrücken der Erkenntlichkeit, von denen wir keine Silbe verstanden. Mit vieler Mühe erlangten wir endlich die Aufklärung, daß jener, der mit enthusiastischem Eljen Liszt! sich vor uns niedergeworfen, der ältere Bruder Jozsys sei. Er hatte sich schon bei unseren Leuten erkundigt und erzählte nun prahlend und schluchzend alle Wohltaten, die wir dem armen, verkauften Knaben erwiesen hätten, was ihn übrigens nicht daran verhinderte, sogleich, wenn auch nur schüchtern, darauf anzuspielen, daß er ihn gern wiedersehen und wiederhaben möchte. Da wir denn von den letzten Nachrichten seines neuen Lehrers durchaus nicht befriedigt waren und die Hoffnung aufgaben, einen denkenden Künstler aus Jozsy zu machen, so widerstrebte uns der Gedanke, einer Natur Gewalt anzutun, welche nun einmal die Temperatur unserer Gesellschaft nicht vertragen konnte. Wir fühlten Skrupel, einem rebellischen Willen Zwang aufzuerlegen, und machten uns ein Gewissen daraus, den Zweig vom Stamme zu trennen. Konnten wir dafür stehen, daß die europäische Welt ihm etwas Besseres zu bieten habe als die urwüchsigen Freuden, gegen die sie ihn vielleicht unempfindlich gemacht hätte?

Wir ließen ihn nach Wien kommen, damit er, wenn es sein Wunsch wäre, sich mit den Seinigen wieder vereinen könne. Sein

Entzücken bei ihrem Wiedersehen war unendlich, und man konnte fürchten, daß er närrisch werde. Wenn er sich auch aus Eitelkeit eine andere Haut gewünscht hatte als die seiner Rasse, so bewies er doch jetzt, daß er diese selber nicht verleugnete. Kaum hatten sie sich wiedergefunden, so verschwand Jozsy und die Bande aus der Stadt, um dem Vater des Stammes das verlorene Kind wiederzuzeigen. Nach seiner Rückkehr war Jozsy unerträglicher als je und bat uns unter den heftigsten Dankbarkeitsbezeugungen, sogleich und für immer zu seiner Horde zurückkehren zu dürfen. So trennten wir uns denn, nachdem seine Börse durch eine kleine Sammlung nochmals gefüllt worden war. Freilich wurde sie durch einen monstruösen Schmaus alsbald wieder leer, den er trotz dem Abschiedsfest, welches wir ihnen veranstalteten, seinen Brüdern gab.

Wir haben nie erfahren, was später aus diesem widerhaarigen Schüler geworden ist. Werden wir ihn vielleicht einmal am Saum eines Waldes, mit der Geige in der Hand, rauchend oder träumend wiederfinden?[1].

---

[1] Diese Frage wurde uns seit dem Erscheinen der französischen Ausgabe dieser Blätter ebenso unvermutet als erfreulich beantwortet, und zwar durch Jozsy selber, dessen Brief nebst unserer Antwort an ihn wir unseren Lesern nicht vorenthalten wollen.

Debrezin am 30. Dezember 1859.

Euer Hochgeboren!

Aus Anlaß dessen, daß ich zunächst in der hierländischen Sonntags-Zeitung vom 25. d. M. einen Auszug aus Ihrem Tagebuche unter dem Titel „Der Zigeuner Jozsi“ gelesen hatte, in dessen Inhalte Euer Hochgeboren das mit mir vor 13 Jahren vorgegangene Bewandniß so treu schildern: erlaube ich mir mein Gegenwärtiges hiemit ehrerbietigst an Euer Hochgeboren zu richten. —

Indem ich jetzt als ich bereits verheurathet und Familienvater bin, im Besitze eines ruhigen Gemüthes und reinen Menschen-Verstandes mit Wehmuth darauf denke daß ich in meiner Jugend das Glück hatte unter Euer Hochgeboren Schutze und Protektion stehend, in die große Welt eingeführt, und in der Kunst ausgebildet zu werden, allein dieß durch meine damals unverbesserliche Verdorbenheit und Fremdheit zu Alles was Edel, Erhaben, und Kunst ist: Ihnen unmöglich geworden, und Sie auf mein Eigenes, und meines Bruders Ansuchen mich reichlich belohnt — als einen für die Kunst nicht mehr heranzubilden möglichen schlechten Zigeuner-Burschen wieder in meine Heimath entließen. —

XIII.

Die Zigeuner, die aus allen Strömen der Erde Wasser schöpfen und Brot essen von all ihren Furchen, schlugen einst vor langer, langer Zeit ihre Zelte in den Ebenen auf, in welchen der magyarische Stamm sich festgesetzt hatte. Wiewohl diese Abkömmlinge

---

Jetzt sehe ich ein daß ich meine Zukunft — mit einem Worte — begraben habe. — Dieß ist aber schon unabänderlich!!!

Allein als Sie laut dem Schlusse ihrer Verständigung in Ihrem Tagebuche von mir noch etwas zu hören wünschen: so ergreife ich diese Gelegenheit und bringe Ihnen unterthänigst zur Kenntniß daß ich hier in Debrezin in meiner Heimath als ordinärer Zigeuner in der Kapelle diene, unter meine Genossen zwar, und auch vom Publikum geachtet bin, weil ich meine Violin auch jetzt noch ziemlich spiele. Auch habe ich eine hiesige Zigeunerin vor drei Jahren geheurathet und bereits einen Sohn im vorigen Jahre gewonnen, welchen ich auf Ihren Werthesten Namen Franz taufen ließ, und war so frei Euer Hochgeboren zum Gevatter zu wählen; und wir den Tauf mit einer lebhaften Unterhaltung den ferne im Auslande weilenden Gevatter mit hochgeschwungenen Bechern begrüßend abgehalten haben. —

Indem ich nun zu dem bevorstehenden Neuen Jahre Euer Hochgeboren viel Glück und ein langes Leben mit Gesundheit wünsche ist mir Ihreततwertheste Erinnerung in meinem Herzen eingeprägt, und bewahre das von Paris mitgenommene Hochdero Portrait in meiner armen Behausung so lange ich lebe, und später auch meine Nachkommenschaft als Heiligthum.

Mit tiefster Hochachtung geharrend
Euer Hochgeboren unterthänigster Diener
Sárai Jósef
oder der Zigeuner Józsi
in der ersten Musik Kapelle des Boka Károly.

Herrn Sáray Jósef (oder der Zigeuner Jozsi in der ersten Musik-Kapelle des Boka Karoly) — Debrezin in Ungarn.

Lieber Jozsy!

Selten hat mich ein Brief so angenehm überrascht und herzlich erfreut wie der Deine. Ich sage Dir einstweilen meinen besten Dank dafür, indem ich mir vorbehalte, Dich gelegentlich in Deiner Heimath Debrezin zu besuchen.

Fast möchte ich Dich darum beneiden, daß Du der civilisirten Ausbildung und Musikmacherei, ihren Einschränkungen und Abstumpfungen, entwichen bist. Ihr Zigeuner habt noch frischen, unmittelbaren Genuß am Leben; euer Musiciren ist frei und heiß, wie das Wallen Eures Blutes. Kein Schwätzen und Schmieren der Pedanten, Klügler, Kritiker, und der ganzen

einer gleichfalls aus weiter Ferne hergewanderten Rasse mehr als andere erobernde Barbaren die Sprache der alten römischen Welt angenommen hatten, blieben sie im übrigen freier von ihrem Einfluß; denn sie fanden in dem von ihnen besetzten Lande wenig Spuren ihres Geistes, ihrer Gesetze, ihrer Kultur und wenig Beziehungen zu der Hauptstadt jenes Reiches, welches auch sie zerstücken halfen. So mochte es kommen, daß sie vielleicht eine dunkle Erinnerung ihrer eigenen Wanderungen, ihrer gleich den Czigany unkultivierten Vorfahren bewahrten und deswegen, als sie jene ins Land hereinkommen sahen, vermutlich keine so lebhafte Abneigung als andere Völker gegen ihre Lebensweise empfanden, keinen so rohen Druck auf ihre Nomadengäste übten, deren zügelloser Unabhängigkeitstrieb ihnen zweifelsohne nicht ganz unverständlich schien. Da sie die ewig wandernden Stämme im ganzen harmlos fanden, ließen sie dieselben friedlich und unangefochten, und sie, die sich hier minder als anderswo von drückenden Maßregeln angefeindet und geplagt fühlten, nahmen gern

---

nichts-heißenden Sippschaft kann Euch beikommen; mit Eurem Fidelbogen erhebt Ihr Euch über alles Elend der Welt und spielt es trotzend hinweg.

Ja, mein lieber Jozsy, Du hast wohlweislich daran gethan, Dich nicht in Conzertsälen herumzuplacken, und den blassen, sauren Ruhm eines gediegenen Violinisten zu verschmähen. Als Zigeuner bleibst Du Dein eigner Herr, und bist nicht darauf angewiesen, (wie dies der Fall jetzt ist bei den civilisirten Künstlern) andre Gesellen um Entschuldigung und sogar um Verzeihung zu bitten, wenn Du etwas ordentliches geleistet! —

Grüße mir bestens Deine Frau, und lass' es Dir angelegen sein, sie recht glücklich zu machen. Sehr herzig ist es von Dir, daß Du mich zum Taufpathen Deines Kindes gewählt hast. Ich will den Ferencz besonders liebgewinnen und ihm nächstens eine kleine Geige als Spielzeug zuschicken, — durch Remenyi (einen vortrefflichen und glänzenden Zigeuner in partibus) der Ende dieses Monats in Pesth zu conzertiren beabsichtigt. Dein Junge soll sogleich auf der Fidel hin und her trillern, so daß ihm der Fingersatz frühzeitig geläufig wird.

Empfehle mich dem Meister Boka, dessen nähere Bekanntschaft mir sehr angenehm sein soll, und sei versichert, lieber Jozsy, daß ich Dir stets verbleibe

aufrichtig wohlgewogen und freundlichst

Weimar 14. Januar 1860.

F. Liszt.

längeren Aufenthalt, ja bleibende Stätte in diesem weniger feindlichen Lande. Wiewohl gegen jedes Gesetz, gegen jeden theokratischen oder administrativen Begriff sich auflehnend, und jede Gewöhnung, jede Stabilität, jede Assoziation der Interessen verschmähend, zeigten sie sich ohne Böswilligkeit, ja fast freundschaftlich einer Nation gegenüber, in welcher religiöser Fanatismus, soziale Einrichtungen und Vorurteile nicht so weit gingen, ihnen den Genuß des Daseins, wie sie ihn verstanden, streitig zu machen. Hier, wo keine Feindseligkeit sich in die Geheimnisse ihrer Landstreicherei zu drängen, sie in ihrem Tun und Lassen zu hindern versuchte, wo man ihnen eine Ausnahmestellung in ihrem Verhalten zu den anderen Menschen stillschweigend zusagte, hier verspürten sie weder Wunsch noch Bedürfnis, ein Land wieder zu verlassen, das ihnen die kleinen Zuschüsse fürs Nichtstun nicht verkümmern wollte. Im Gegenteil fühlten sich die Rommys fast heimatlich wohl in dem Schoß einer ebenso reichen als milden Natur, die allerdings des exzentrischen Zugs der Polargegenden oder tropischen Breiten ermangelt, deshalb gerade aber auch wieder frei ist von deren beengenden und erschlaffenden Monotonien, von jenen scheinbar ewig währenden Geißeln eines anhaltenden Winters oder Sommers. Dies Klima bot ihnen eben jene Mannigfaltigkeit von Eindrücken und Schönheiten, nach denen sie lüstern sind: vorübereilende, aber glänzende Bilder eines starren, schneeprangenden Winters, eines brennenden, gewitterschwülen Sommers, und zwischen beiden eines lachenden Frühlings, eines hoheitvollen Herbstes. So gingen sie keines der besonderen Eindrücke der entschiedensten Temperaturgegensätze verlustig und konnten sie nach Herzenslust genießen, ohne Furcht vor einer sengenden Wüstensonne oder den giftigen, unbezwinglichen Kostgängern einer tropischen Vegetation, ohne auch wiederum der tödlichen Langweile endloser nordischer Nächte erliegen zu müssen. Hier mochten sie Behagen darin finden, in den Tagen des Frostes ihre Verwegenheit, ihre Abhärtung zu üben, um dann, und bald nachher, Licht und Glut der Hundstage aus erster Hand zu genießen. Dazwischen hatten sie dann wieder grauen, dunstigen Himmel, Nebel und Regentage. Weil sie aber unter allen Reizen der Natur ihre

Gaben plötzlichen Wechsels am höchsten schätzen und sich dann am meisten in sie vernarren, wenn sie, ein Proteus, beständig ihre Formen ändert, so mußte ihnen ein Land höchlich zusagen, wo sie sich in den unaufhörlichsten Wandelungen bewundern läßt. Da hatten sie weite Ebenen, breite Ströme, mächtige Wälder, endlose Einöden, wechselnde Berge und Hügel, Herden und Weingärten, undurchdringliche Wildnis und reichbelebte Städte, und zu dem allen ein heldenkühnes, herzliches Volk. Da ließen sie das Leben bald lustig, bald trotzig über sich ergehen, immer aber im trunkenen Bewußtsein der beweglichen Unabhängigkeit, mit welcher sie ohne vermittelnde Übergänge in der Kunst wie in der Wirklichkeit sich den leidenschaftlichen Anfällen eines düsteren Humors, eines prickelnden, gegenstandlosen Kummers, den alles erregt und den nichts verursacht, ungehindert überlassen durften, wenn ihrem nächtigen Sinnen der unheimliche Ruf des Käuzchens antwortet und das Sehnen ihres Tages den Schatten der Wolken auf der Ebene folgt. Wenn der Winter wie ein grausamer Eroberer abzieht, der dem Sieger nur ein verheertes Land überläßt, und jene Überschwemmungen eintreten, welche die Ufer verheerend und Schrecken verbreitend höhnisch ihre schlammigen Fluten ausbreiten, in denen die Frühlingssonne wie in venezianischen Spiegeln ihr lächelndes Bild erblickt; wenn die gleich einem schnaubenden Renner dampfende Erde mit einer herben, belebenden Feuchtigkeit die Lüfte erfüllt; wenn der Schrei der Angst und des Todes sich ungehört im vollen Aufjubeln der das Joch ihrer Tatkraft abschüttelnden Erdgewalten verliert; wenn, eine strahlende Überwinderin, die Natur unberührt von dem Verzweiflungskampf der Menschen den Befreiungstaumel der Elemente feiert — dann mag der Zigeuner mit allen Poren diese schmerz- und siegestrunkene Luft einsaugen, wo alle Trauer im Kampfruf der entfesselten Mächte verhallt, wie er selber seinen Gram in Klänge exzentrischer Lust zu tauchen gewohnt ist. Er mag gänzlich aufgehen in all diesen Wandelungen, wo so viel Dunkel von so viel Glanz überstrahlt wird, um sich dann aufs neue den Zeiten einer scheinbaren Fühllosigkeit, einer an Stumpfsinn grenzenden Faulenzerei hinzugeben, wenn es ihm genügt, zweck- und ziellos über Brachfelder zu schweifen,

wo Herbstnebel ihn mit ihren feuchten Liebkosungen umfangen, oder die Nadelwälder nach allen Richtungen zu durchirren und, ohne je zu summieren, die Myriaden von Streiflichtern zu zählen, oder auch verwundert die Strichwolken zu betrachten, welche dem sinkenden Tag gleich langen, schmalen Schwertfischen ruhig nachschwimmend folgen; oder sich in einer engen Laubeskuppel behaglich hinzustrecken und den frühen Morgen mit einem grünlichen, milden Licht sich leise zitternd durch die kaum erschlossenen jungen Blätter stehlen zu sehen; oder von irgend einem Hügelabhang dem in sanftem Winde wie ein flüssiges Goldmeer wogenden Weizenfelde zu lauschen; oder zu schauen, wie der Himmel mit seinem tiefen, fleckenlosen Blau sich in einem schlammigen Pfuhl spiegelt, genau wie, kraft einer erhaben waltenden Gnade, das Gefühl des Schönen auch aus einer getrübten Seele widerzuscheinen vermag, aus der Seele eines elenden Zigeuners, der als Zigeuner sich mehr zur Natur als zur Menschheit gehörig fühlt.

Dank der Art von Gottesfrieden, den sie hier genossen, konnten die Zigeuner ihre Eindrücke und Geistesanlagen genugsam konzentrieren und sammeln, um die geheimen Gründe ihrer ausschweifenden Anhänglichkeit an das freie Naturleben, an ihr rätselhaftes Geschlecht, an ihren dunklen Ursprung poetisch auszusprechen. Sie konnten sich selbst singen und doch dabei fortfahren, mit stolzer Trauer ihre Traditionen, wenn sie deren besitzen, die Sagen von ihrer Niederlage, vom Verlust ihres Herdes, ihres Vaterlandes zu verbergen, deren sie sich nicht schämen, da sie ja beharrlich verweigern, ihr Angedenken durch eine Vermischung mit glücklicheren Geschlechtern auszulöschen, und unerschütterlich vorziehen zu bleiben, was sie sind: Czigáns und Parias. Hier hatten sie in gefahrloser Muße in einer von Hunger und Verfolgung selten gestörten Untätigkeit hinlängliche Zeit zu träumen; ihr instinktiver Aufschwung verwandelte sich in dichterische Begeisterung, bis ihr wesenloses Träumen feste Formen annahm. Hier durften sie ungehindert sich phantastischem Brüten überlassen, in süßem Müßiggang ihre Tage hinbringen, bis es ihnen gelang, eine ganz besondere, von allen Gärungen ihrer leidenschaftlichen Seele erfüllte Kunst hervorzubringen. Die Sicherheit furcht-

loser Ruhe, freien Umherirrens in den Wäldern, die Attila mit seinen Scharen durchzogen, die Árpád erobert hatte, ohne die dringende Notwendigkeit mühsamer Lebenserhaltung durch Betrug und List, gewährte ihnen die Möglichkeit, in einer anderen Sprache als der des Notleidens zu den Menschen zu reden, sich nicht immer ihnen gegenüber auf Späße und Fabeln zu beschränken, Lüge auf Falschheit zu häufen. So waren sie zufrieden, wenn auch elend, friedlich, wenn auch ohne jeden anderen Überfluß, als die Beseitigung der dringendsten Bedürfnisse erheischte, und fanden Vergnügen daran, sich einen harmloseren Verdienst auszusinnen als die Märchen der Chiromantie und die Prellereien des Pferdehandels. Da sie ein ergriffenes und empfängliches Publikum für ihre Sagen vom Wahren und Schönen in der Sprache der Kunst fanden, griffen sie gern zu diesem Mittel, sich selbst noch mehr als durch Bärentänze zu erbauen und das Publikum durch schwungvoll rhythmische Ergüsse ihrer Freude und Wehmut zu entzücken. Der Beifall gewährte ihnen ein Echo, ein Rückstrahlen ihrer eigenen Gefühle und spornte sie an, dieselben noch gewählter auszudrücken und sie insoweit zu objektivieren, als der Künstler es tun muß, um sich ein Urteil darüber zu bilden, ob die Form dem Gefühl adäquat ist. Je mehr und besser sie sangen, desto mehr Liebe, Verständnis und freigebigen Dank ernteten sie, und desto besser lernten sie zu musizieren.

Die von Natur reflexible Kunst kann nur in einem reflektierenden Medium gedeihen. Ihr Werden gedeiht nur unter dem Einfluß eines fortwährenden Kreislaufs des sympathischen Fluidums zwischen Künstler und Publikum. Ihr Wachstum entwickelt sich nur unter der Bedingung, daß ihre ersten Triebe sich unter mannigfachen Strahlen geistiger Wärme vervielfältigen. In Zeiten und Umgebungen, wo sie schon zu großartiger Entfaltung gediehen ist, finden sich oft Künstler, welche, augenblickliche Erfolge, leicht errungene Lorbeeren, banale Applause verschmähend, mehr auf die Bewunderung ihrer Nachkommen als ihrer Zeitgenossen rechnen, wenn sie zu ihrem Gesang Gegenstände wählen, die ihren Zuhörern noch nicht geläufig sind, oder den langsamen Fortschritten ihrer Kunst vorauseilen, um ihre unvermeidlichen Wandelungen zu be-

schleunigen. Ehe die Kunst aber diese Periode erreicht, wo ihre Lebensfähigkeit ausdauernd genug geworden ist, um weder unter dem Frost der Verkennung noch unter den Stürmen der Mißgunst, noch von der drückenden Opposition zäher Gleichgültigkeit zu leiden, vermag sie die Gebrechlichkeiten ihrer ersten Kindheit nur dann zu überstehen, wenn sie in auffassungsfähigen Gemütern ein fruchtbares Erdreich findet: denn sie gleicht auf dieser Entwickelungsstufe dem Feigenbaum Indiens, der nur dort eine reiche Vegetation erlangt, wo jeder der Zweige, die er zum Boden senkt, Wurzel fassen und selber wiederum ein Stamm werden kann. Der Boden ist die menschliche Seele, und die Erzeugnisse der Kunst bilden jenen symbolischen Wald, dessen Bäume alle durch die obersten Zweige verbunden sind, um durch ihre lebendigen Arkaden Schatten und köstliche Kühle zu gewähren. Ein Volk oder Land kann von dem Glanz der Kunst nur dann erhellt werden, wenn beim Erscheinen ihres ersten Phanals auf der Höhe sogleich auf allen Gipfeln antwortende Leuchtfeuer sich entzünden. Die Kunst, diese überflüssigste Nutzlosigkeit in den Augen des Positivismus, erfordert, als wäre sie eine exotische Pflanze, vollkommen günstige Verhältnisse, um sich auf Erden zu akklimatisieren. Sie besteht nicht für den einzelnen sondern für die Gesellschaft, und so verschwenderisch sie den Einsamen zu bereichern vermag, mit so vielen Gestalten sie die Zurückgezogenheit dessen bevölkert, der sich liebend ihr hingibt, kann sie dennoch an dem schwachen Hauch eines isolierten Menschengeistes nicht gesunden. Dieser trägt virtuell die Fähigkeiten zum Künstler in sich, die aber nur im Zusammenstrom mit anderen lebendigen Quellen sich entwickeln können. Der Enthusiasmus der Gesamtheit ist der Kunst nötig, wie ein fruchtbarer Schoß, der den Samen des Genies empfängt und ausbildet. Ohne die Belebung desselben durch ihre mütterlichen Kräfte ist die Fehlgeburt unvermeidlich.

In seinem träge hingelebten, ungeselligen Dasein (denn wiewohl in Gemeinschaft, lebt er nicht in Gesellschaft) ist der Zigeuner zu sehr von sich selbst erfüllt, um imstande zu sein, im Gefühl eines anderen aufgehen zu können; er kann das seinige als Künstler aussprechen, aber nicht die Kunst eines anderen in sich

aufnehmen. Er ist sein ganzes Leben lang blind dem unvermittelten Zug seines Herzens gefolgt, sein Wesen ist so ausschließlich eigen, daß er sich nicht mehr in ein anderes zu versetzen vermöchte, selbst um auch nur in seinen Kundgebungen sich das anzueignen, was sich mit seiner Kunst identisch erweist. So konnte der Zigeuner nicht dem Zigeuner als Publikum genügen. Er brauchte überlegenere Zuhörer, die sich Rechenschaft von dem Gehörten geben konnten, damit, wenn er sein Gefühl in eine Kunstform übertrug, er von ihnen den elektrischen Gegenschlag empfing, der zu öfterem Produzieren reizt. Die Ungarn waren für ihn jene verständigen Zuhörer, ohne welche seine Kunst unbeachtet verhallt wäre. Die ungarische Zivilisation verhielt sich dem Zigeuner gegenüber nicht ungeschlacht erniedrigend[1], sie machte sich nicht mit rigoristischen Kleinlichkeiten breit, gestattete dem Unsteten, ohne Paß und Taufschein von Stadt zu Stadt, von Feld zu Feld, von Wohnung zu Wohnung zu wandern und empfing ihn überall freundlich, ohne ihm von dem reichlichen Lohn, den Bewunderung seiner kräftig akzentuierten Poesie spendete, etwas abzwacken zu wollen. Niemand verschloß ihm die Türe; die Hütten nahmen ihn auf, die Paläste luden ihn ein; er wurde bei den Hochzeiten im Wirtshause willkommen geheißen und zu den Festen der Fürsten gerufen. Die Zivilisation entzog ihm nicht länger den Anblick ihrer Pracht, sie ließ sich im ganzen Glanze ihres Luxus vor ihm schauen, ließ ihn alle ihre Vorzüge in der Nähe betrachten. Wenn also die Czigány ihre Kunst zur vollkommenen Blüte entfaltet haben, so verdanken sie dies der sympathischen Intuition, mit welcher die Ungarn den Wert derselben anerkannten.

---

[1] „Ungarn ist die einzige Nation Europas, welche die Zigeuner nicht gleichsam in eine Art Humanitätsacht erklärt hat. In diesem Lande, wo sich jede Klasse durch Privilegien von der anderen unterschied, hatten auch die Czigány die ihrigen. König Sigismund bewilligte ihnen 1423 einen aus ihrem eigenen Schoß zu erwählenden Magistrat, und später war es der Großwürdenträger Palatin selbst, welcher ihr erstes Oberhaupt zu bestimmen hatte" (Ungarn und die Walachei von Thouvenel). Man kann leicht denken, daß diese Magistratswahl und Oberhauptsernennung wenig Bedeutung erlangte und beides mehr als ein Beweis von Rücksicht gegen dies Volk, eine Art gesetzliche und ausdrückliche Anerkennung seines Rechtes, in Ungarn zu sein und zu bleiben, anzusehen war.

XIV.

Wollte man versuchen, ihre Musik zu zergliedern, auseinanderzusetzen, um ihr Gewebe zu beurteilen und mit dem der unsrigen zu vergleichen, so müßte man zuerst den Hauptunterscheidungsnerv zwischen beiden bloßlegen, und es wäre in diesem Fall vor allen Dingen zu erwähnen, daß ihr Modulationssystem auf einer Art gänzlicher Verneinung jedes bestimmten derartigen Systems beruht. Die Zigeuner erkennen so wenig in der Kunst wie im Leben irgend ein Dogma, Gesetz, eine Regel oder Disziplin an. Alles ist gut, alles erlaubt, wenn es ihnen gefällt. Sie scheuen vor keiner musikalischen Kühnheit zurück, wenn sie nur ihrem kühnen Trieb entspricht, wenn sie eine treue Spiegelung ihres Wesens in ihr erkennen. Die Kunst ist für sie keine lernbare Wissenschaft, kein rentables Geschäft, keine gleich der Gaukelei durch gewisse Griffe zu erringende Geschicklichkeit, keine Hexerei, die man durch eine Formel wie nach einem Rezept ausüben kann. Die Kunst ist ihnen eine vergeistigte Sprache, ein mystischer, nur den Eingeweihten verständlicher Gesang, sie ergreifen sie nur vom Bedürfnis eines mitzuteilenden Inhaltes getrieben und lassen sich in der Vermittelung durch keine äußerlichen Rücksichten bestimmen. Sie erfanden ihre Musik und erfanden sie zu ihrer eigenen Lust, um die eigene Seele zu sich selbst reden und singen zu lassen, um in tiefen, ergreifenden Monologen das Ich dem Ich kundzugeben. Wozu also hier Gesetz und Schranken, welche sie nirgends anders dulden? Sie besitzen eine uranfängliche Tonleiter und Sprache und haben nie eine religiöse Scheue und Treue als in Bewahrung dieser beiden gezeigt. Im übrigen kennen sie keine Kunstvorschrift, am wenigsten für das Verhältnis der Tonarten untereinander. Die vermittelnden Übergänge sind bei ihnen so wenig bindend, daß man sie eine äußerste Seltenheit nennen und, selbst wo sie vorkommen, eher für einen Anhauch moderner Komposition, für ein Verwischen und Verwittern des ursprünglichen Geistes halten darf. Übergangsakkorde sind, mit geringen Ausnahmen, bei dem kecken Ergreifen einer Tonalität nach der anderen in der echten Zigeunermusik ein ungekannter Luxus. Und vor solchen Salto mortales sperren

dann meistens unsere Musiker den Mund gewaltig auf. Oft überrumpelt, meist gepackt und überlegen, wissen sie nicht, was sie dazu sagen sollen, bis sie etwa auf den Ausweg geraten möchten: „Ja, das wäre ganz schön, wenn's nur auch richtig wäre!“ und dabei vergessen, daß unter gewissen Bedingungen das Schöne nur in dem Maße als Schönes erscheinen kann, als es sich gewisser eingebildeter Fesseln entledigt, welche nicht von Anfang und überall bestanden haben und sich nicht bis in alle Ewigkeit erhalten werden. Meist fangen unsere Musiker, gut geschulte und gebildete Leute, damit an, alles Verständnis dieser Art plötzlichen Untertauchens in ein zugleich glühendes und eisiges Element von sich abzuweisen, nicht die mindeste Auffassung für dies Stürzen aus einer Tonalität in die entfernteste, aus einer Weise in eine ganz verschiedene zu verraten, weil sie eben dergleichen nicht gelehrt worden sind und keine Ahnung davon haben, wie der Rommy sich ebenso aus einem Seelenzustand in den anderen ohne jede Vermittelung hinreißen läßt, ohne das mähliche Schwinden und langsame Werden der Gegensätze, die anscheinend ganz ohne Verwandtschaft sind. Der Musiker von Fach ist demnach bei der ersten Begegnung von der theoretischen Ungereimtheit der Kunsterscheinung betroffen, die den unbewußten Zuhörer in ihren Zauberkreis zieht, ohne daß er sich von der kühnen Seltsamkeit ihrer Wirkung Rechenschaft zu geben vermöchte.

Nach Hervorhebung dieses Hauptpunktes ließe sich das über ihre Musik zu Bemerkende am besten zusammenfassen, wenn wir drei Elemente näher betrachten, welche ihren Charakter bestimmen: ihre in der europäischen Harmonie gänzlich ungewohnten Intervalle, die wesentlich zigeunerischen Rhythmen und eine hervortretend orientalische, sehr üppige Fioritur.

Ihre Mollskala enthält meistens die übermäßige Quarte, die verminderte Sexte, die große, übermäßige Septime. Durch die übermäßige Quarte erhalten die Harmonien oft einen seltsamen Schimmer, ja einen blendenden Glanz. Die Musiker werden gleich herausfühlen, wie sehr diese dreifache und gleichsam unausgesetzte Modifikation der Intervalle diese Harmonie von der unsrigen unterscheidet. Dem Fait accompli einer so großen Popularität

gegenüber, wie deren die Zigeunermusik sich rühmen darf, ist es nicht mehr geraten, sie von vornherein zur Cacophonie stempeln zu wollen, was gewiß mehr als ein gelehrter Kontrapunktist auf die bloße Darlegung einer solchen Verletzung geheiligter Traditionen zu tun geneigt sein möchte. In den Künsten vermögen alle Reden und Gegenreden nimmer zu dem Schlußbeweis zu führen, daß eine Sache an und für sich gut oder schlecht sei. Es weht eine ungreifbare Flamme, ein Prinzip tiefer Ausgleichung zwischen Gefühl und Form eines Kunstwerks, und das Vorhandensein oder Fehlen dieser Flamme würde immer in letzter Instanz über Wert und Rang einer künstlerischen Produktion entscheiden. Aber diese Flamme, dies Prinzip läßt sich nicht beschreiben, unmittelbare Auffassung muß ihr Walten empfinden. Wir enthalten uns demnach jedes umständlichen Eingehens auf diese „Quarten, Sexten und Septen“ und überlassen es ihrer eigenen Wirkung, sich die Berechtigung ihres exzentrischen Daseins zu erkämpfen. Unmusikalischen Lesern auch nur annähernd eine Idee ihrer Stellung und Wichtigkeit zu geben, wäre uns kaum möglich, und die zu musikalischen Musiklehrenden werden nicht einmal ihren eigenen Ohren glauben, falls sie der imposanten Majorität von Musikern angehören, welche nur Ohren haben, um nicht zu hören.

Der gebildete Musiker ist über diese Intervalle anfangs meist so erstaunt, daß er gemeiniglich seine Überraschung mit dem Gedanken beschwichtigt, der Ausführende greife eben falsch. Diese ungeschlachten Modulationen verwirren ihn ebensosehr, als sie seinen Gewöhnungen zuwider sein müßten, wenn er das für Ernst halten sollte. Dagegen wird aber zum Glück andererseits der eindrucksfähige Zuhörer, der den unschuldigen Vorzug genießt, ohne Klavierunterricht aufgewachsen zu sein, zuerst durch ein Element angezogen, welches ihn ergreift und reizt, und dessen Sinn er am leichtesten zu fassen versteht. Was ihn mehr als alles andere für diese Musik einnimmt, ist die Freiheit, der Reichtum, die Mannigfaltigkeit und Geschmeidigkeit ihrer Rhythmen, wie sie in demselben Grade nirgend anderswo vorhanden sind. Sie wechseln unaufhörlich, verwickeln, kreuzen, superponieren sich und schmiegen sich den verschiedensten Nuancen des Aus-

drucks von der wildesten Heftigkeit bis zur einwiegendsten Dolcezza, bis zum weichsten Smorzando an, von kriegerischer Bewegung zum Tanz, vom Triumphmarsch zum Leichenzug, von dem im Mondschein auf Wiesen geschlungenen Elfenreigen zum bacchischen Gesang übergehend. Durch ihre Folge, Verbindung, Teilung und Verschmelzung sind diese Rhythmen ausnehmend geeignet, poetische Anschauungen im Geiste zu erwecken. Sie sind alle charakteristisch, voll Feuer, Biegsamkeit, Schwung, Wellenbewegung, voll Erfindung und phantastisch wunderlicher Einfälle. Bald treten sie scharf hervor wie herausfordernder Liebreiz, bald seufzend hingehaucht wie klagende Herzensgeständnisse; bald stürmen sie einher gleich einem Vollblutrenner, bald hüpfen sie zierlich dahin wie kleine Vögel im vollen Sonnenstrahl, bald gleichen sie dem hastigen, bestürzten Lauf des die Meute fliehenden Hirsches oder dem dumpfen Gebrüll des in sein Dickicht zurückgescheuchten Ebers; brünstig klagend wie ein Liebekranker oder prahlend und trabend wie ein zu neuen Kämpfen eilender Sieger; geschwätzig und rasch wie ein Trupp kichernder Mädchen, und wieder gespornt und schnaubend wie der Galopp eines Reiterhaufens, der eine Schanze zu stürmen dahinfliegt.

Diese Rhythmen sind biegsam wie die im Abendwind wehenden Zweige einer Trauerweide; ihre Regel ist Regellosigkeit, und sie gehen anmutig oder kraftvoll von binärer zu ternärer Bewegung über, je nachdem wildbewegte oder gemilderte Eindrücke es erfordern, je nachdem sie die Sturzflut der Leidenschaften und ihr wirbelndes Aufstürmen oder die weiche Rast der Seele schildern. Sie haben nichts von dem Beben, von dem zögernden, verwirrten Schwanken, wie es den Rhythmen des Walzers und Masurek eigen ist. Dagegen ist ihre Verschiedenheit unendlich und erinnert manchmal an die wechselnden Windungen und Biegungen der Asklepias, welche ungleich sich fortschlingend bald am Boden kriechen, bald in kühnem Bogen sich aufrichtend eine ferne Stütze erreichen und dabei ihren Weg mit Blättern und Blumen bestreuen. Man kann die aus diesem Reichtum des Rhythmus erwachsenden seltenen Schönheiten und ihre Wichtigkeit in betreff einer genauen Schätzung der Zigeunermusik nicht genug hervorheben. Wir kennen keine

andere, an der die europäische Musik soviel Reichtum rhythmischer Erfindung und deren rechtzeitige Anwendung lernen könnte, als von ihr. Diese rhythmische Fülle ist unberechenbar. Es scheint, als ob jedes neu aufgefundene Fragment von Zigeunermusik eine neue rhythmische Form, irgend eine sinnreiche, unerwartete Wendung, irgend ein Brechen des Rhythmus von ungeahnter Wirkung enthalte. Dieser Zug ist um so bemerkenswerter, als die Originalität anderer nationaler Musikstücke oft gerade in der Einförmigkeit ihres Rhythmus besteht, durch welche sich das in ihnen herrschende Gefühl offenbart. Übrigens ist diese Verschiedenheit sehr begreiflich, wenn man bedenkt, daß der Zigeuner die Intensität der Leidenschaftlichkeit reproduziert, mit welcher er sich oft innerhalb eines sehr engen Zeitraumes den entgegengesetztesten, widersprechendsten Eindrücken hingibt, infolge seines fortwährenden Zusammenlebens mit der Natur und ihren wechselnden Bildern, ganz im Gegensatz zu anderen Völkern, die nur eine Leidenschaft, nur ein Gefühl, nur eine bei ihnen vorherrschende Form der Seelenstimmung in Tönen wiederzugeben sich gedrungen fühlen.

Dieser vielgestaltigen Üppigkeit der Rhythmen entspricht andererseits die Überfülle von Ornamenten, mit welcher der Künstler, Virtuose, Improvisator, Poet das Thema immer schmückt und verziert. Die Meister der den Gesetzen des Nachdenkens und Zwanges so wenig unterworfenen, spontanen, von der Improvisation unzertrennlichen Zigeunerkunst sind diejenigen, welche sich allen Wellenlinien, allen Launen einer ins Blaue hinein in Paraphrasen sich tummelnden Phantasie durch die seltsamsten Schlangenwindungen, die verschlungensten Kreise, das abenteuerlich verworrenste Zickzack folgen, es sind diejenigen, welche sie auf synkopierten Rhythmen wie auf leichter Schaukel sich wiegen lassen, ihre Bewegungen kadenzieren, als sollte sie dem Reigen der Sterne vorantanzen, ihre Funken in Trillerraketen emporsenden, ihr den ernsten, scharfen oder weichen, lieblichen Mordent leihen, sie in einen listigen Kobold verwandeln, dessen kleine, spitze Zähne das Ohr zu ritzen scheinen, wenn es von winzig kleinen Noten geprickelt wird. Der echte Zigeunerkünstler ist derjenige, der ein Tanz- oder Liedmotiv nur wie das Motto einer Rede, wie das

Epigraph eines Gedichtes aufnimmt und während einer fortgesetzten Improvisation die Idee, die er nie ganz verläßt, umschweift und umschreibt. Der wird am meisten bewundert, der sein Sujet mit einem solchen Überstrom von Läufen, Vorschlägen, Tonleitern, Arpeggien, diatonischen und chromatischen Passagen, Tongruppen und Gruppettchen zu umgeben weiß, daß unter der Fülle dieser Stickereien von dem zugrunde liegenden Gedanken nicht viel mehr zum Vorschein kommt, als von dem braunen Tuch seines Rockärmels unter dem dichten, buntscheckigen Netz der künstlich verschlungenen Bortenarbeit zu sehen ist.

Diese Eingebungen des Augenblicks haben meist etwas Stoßweises, Abgebrochenes. Sie entfalten sich auf unvermuteten Orgelpunkten, auf irgend einem Halt, wo sie uns die Spur unseres gewohnten Gleises ganz verlieren lassen, nichtsdestoweniger aber von pikantester Wirkung sind. Wie sie ganz unmotiviert ohne Regel und Vorbereitung eintreten, erinnern sie an das Geflatter scheuer, junger Vögel, die eben ohne jeden anderen Zweck als der Bewegung, des Lebens froh zu werden, hier und dort in Lüften schweben, so wie die plötzlich eintretenden Ruhepunkte uns unversehens ergreifen und uns die Pausen zurückrufen, die zwischen den tollen Sprüngen der Damhirsche und Rehe eintreten, wenn ein unseren Sinnen nicht wahrnehmbares Rauschen im Laub des Dickichts sie in jähen Schreck versetzt, daß sie mit vorgestrecktem Hals, hochgespanntem Ohr und groß geöffneten klaren Augen einen Moment lauschen und dann mit einem elastischen Sprung ihren Lauf über Schluchten und Hügel wieder aufnehmen.

Bei diesem üppigen Aufblühen von Tönen ist die Melodie oft auf die Rolle eines durch die Girlande sich schlingenden Golddrahtes beschränkt, der hinter Blättern und Blumenkronen versteckt bleibt. Oft ist die Hauptphrase nur wie ein feenhaftes Antlitz hinter der prismatischen Hülle eines perlenstäubenden Wasserfalles oder einem mit vielblütigen Mustern durchwebten Schleier wahrzunehmen. Die Fiorituren sind wie Blumensträußchen, welche aus einem überquillenden Füllhorn in holdem Wirrwarr niederfallen. Auf jedem Orgelpunkt erhebt es sich wie Myriaden gestirnter Atome, die sich gleich entzündetem Blumen-

staub in die Lüfte zerteilen. Sie sind wie ein irisfarbner duftiger Regen oder wie der schneeige Schaum einer Welle, die gleich einer verliebten Nixe sich aufrichtet und in einem Kuß verhaucht. Es klingt wie vom Fall eines Perlenhalsbandes in ein Gefäß von wandelfarbigem Opal, wo jedes Körnchen hundertfach zurückprallt. Bald dünkt es uns wie das rauschende Auffliegen flügge gewordener Amseln, bald wie der dumpfe Flügelschlag des über einem breiten Fjord im Frost erstarrenden Eidervogels. Jetzt gleichen sie dem Rascheln welker Blätter, über die eine Prozession am Allerseelentag hinwandelt, jetzt dem Knistern des Feuers im Strohdach einer Hütte oder dem trüben Schall der Sturzfluten, die das Meer an den Strand schleudert. Es ist alles, was die Phantasie in den *Arabesken* an Schweifungen, Laubwerk, fliehenden, verfolgenden und umschlingenden Linien ersinnen kann. Die Zigeuner sind unübertreffliche Meister in dem Talent, dem Ohr alle Genüsse zu bereiten und zu geben, welche die maurische Architektur dem Auge bot, wenn sie auf jeden Ziegel ein Gedicht in Miniatur zeichnete. Hier wie dort genügt ein enger Raum zur Entwickelung einer Menge von Linien, die sich kreuzen und durchbrechen, sich suchen und verfolgen, sich berühren, drängen und wieder trennen, Linien, die manchmal gepaart und weich abgestuft, manchmal sich fremd und feindlich sind, immer aber ein bezauberndes Ganze bilden, vor dem man Stunden träumend verbringt. Das Überwiegen der Fiorituren knüpft diese Kunst fühlbar an einen orientalischen Ursprung und macht den ersten Geiger notwendigerweise zur Hauptperson des Orchesters, welches im Grunde nur da ist, um ihn zu unterstützen, die Klangmassen zu verstärken, den Rhythmus schärfer hervorzuheben und die Redeblumen seiner Improvisation zu schattieren und zu färben. So ist *er* es auch, der über das Tempo entscheidet; sobald er einen Streifzug der Phantasie antritt, wartet das Orchester ruhig, bis die letzten Funken der Raketen niederträufeln. Die Eingebung des Augenblicks entscheidet über die Dauer und schreibt die Figuration des Schwarms von Noten, dieses Büschels duftiger Töne vor, dieser Läufe, die emporsteigen gleich den verschlungenen Ranken einer Rebe, dieser Töne, die tröpfelnd niedersinken wie ihre Tränen im Herbst. Das Orchester ist vo

der Glut und Bewegung seines Führers so ganz hingenommen, daß, wenn dieser endlich von seinem Flug durch die Unendlichkeit sich wieder zurückwendet, nachdem ihn die Phantasie, wie ein wilder Knabe den Drachen, lange genug an dem melodischen Faden in den Lüften hat schwimmen lassen, die kleine Kohorte sich mit ihm so identifiziert, so gleichsam aus seinem Munde atmet, daß sie im Augenblick des Niedersinkens ihn nie die Erde berühren läßt, sondern ihm durch den kräftigen Hauch ihres Aufschwungs so wacker wieder emporhilft, so innig alle Leidenschaft und Sturmeslust seiner Seele teilt, daß kein ungarischer Zuhörer kalt bleibt und die Gesamtheit sich unfehlbar in einen gemeinsamen Strom der Begeisterung hineingezogen fühlt.

Es ist sehr schwer, die Zigeunermelodie von den beiden ihr gleichsam angewachsenen Elementen, Rhythmus und Ornamentation, zu trennen, weil es sich schwerlich ereignen möchte, daß ein Zigeunervirtuose sie in ihrer ganzen Einfachheit vortragen, sie mit wenigen Strichen zeichnen möchte, und weil außer den Passagen, die er zwischen jeder Note auf jedem Halt einstreut, die Endungen der Perioden natürlich unter seinem Bogen nach dem Vorschlag, dem Mordent, den Gruppetti streben und unveränderlich mit einem m, n oder x bezeichnet sind. Dennoch läßt sich erkennen, daß diese Melodie einem tiefen Gefühl entströmt, daß sie wie von Leidenschaft gesättigt ist, daß sie immer das Gepräge der Vornehmheit an sich trägt, daß sie ebenso imponierend ist in ihrem Schmerz, wie sie im rauschendsten Gewühl der Lust nichts von ihrer Hoheit einbüßt. Selbst wenn sie nur gesungen, also des bunten Gefieders ihrer Fiorituren beraubt wird, entgeht sie durch die erstaunliche Mannigfaltigkeit der Rhythmen jener Monotonie, wie wir sie an den Dumki (Liedern) der Ukraine bemerkten, die selbst das anfangs von der melancholischen Gewalt ihres Ausdrucks lebhaft ergriffene Herz schließlich ermüden. Außerdem haben diese Lieder nicht die den Zigeunermelodien durch ihre pikanten Intervalle verliehene Steigerung, welche diese wie eine Feuerfärbung über sie verbreiten.

Der Zigeunervirtuose suchte eine Form, die mit dem Ungestüm seiner Lust übereinstimmte und seiner Trauer den klagendsten

Ausdruck verliehe. Diese beiden Gefühlsströmungen haben in den beiden, anfangs ernsten, dann lebhaften Tanzweisen ihren Ausdruck gefunden. Hat sich der Tanz nach diesen von der Musik bewirkten Formen gebildet, oder fand die Musik die Tanzformen vor und bildete die ihrigen nach ihnen? Wie dem auch sei, die Zigeunermusiker haben die drei Hauptelemente der Melodie, des Rhythmus und der Ornamentation in eine Form verschmolzen, die man jetzt „Ungarischer“[1] zu nennen übereingekommen ist, unter welcher man ein in zwei Teile zerfallendes Stück versteht, zweifelsohne, um ursprünglich dem langsamen Tanz, welcher dem lebhaften vorausging, zu entsprechen. Die Tänzer machten schon seit geraumer Zeit von der ersten Hälfte keinen Gebrauch mehr, während die Musiker, die eine Art Introduktion zur zweiten Hälfte aus ihr gestalten, ihr immer größere Wichtigkeit beilegen. Ihr wenn nicht vorherrschender, doch mindestens gleichbedeutender Wert ist ganz insbesondere dem poetischen Genius des Zigeuners zuzuschreiben, der hier frei und fessellos alle zurückgehaltenen Tränen seines Herzens ausweinen, alle Traumbilder schauen und ganze Welten in Pracht oder Trauer an uns vorüberführen konnte. Das in sehr langsamem Tempo gehende Stück heißt Lassan (lassù, lassan) nach einem Worte, welches Langsamkeit bedeutet, und läßt sich durch „Maestoso“, „Dolente“, „Pomposo“ bezeichnen. Hierher gehören die feierlichen, nationalen Märsche. Durch die Benennung Frischka (einem aus Friss, Frissen korrumpierten Wort) bezeichnet man die zweite Hälfte der Hongroise, die in sehr schnellem Takt plötzlich oder allmählich zu einem Rhythmus sich steigert, dessen Raserei und hinreißende Gewalt kein auf unseren fashionablen Bällen üblicher Tanz gleichkommt. Die Frischkas haben etwas Brüskes, Stoßweises, Unregelmäßiges, Fragmentarisches und scheinen wie von plötzlichen Sprüngen begleitet. Man findet deren nie im Dreivierteltakt geschrieben, und sie erhalten durch die Beständigkeit des $^2/_4$- oder einfachen C-Rhythmus eine Festigkeit der Betonung, die sich bis zum Fürchterlichen steigern kann.

---

[1] Der Zeitpunkt, an welchem man zwei Stücken Zigeunermusik diese Benennung verlieh, die übrigens sehr anwendbar ist, da sie weder die Andantes noch Allegros ausschließt, bleibt noch festzustellen.

Die Frischkas gehen meist aus Dur, während die vorhergehenden Lassans gewöhnlich in Moll gehalten sind. Oft kommt es vor, daß dieser Übergang durch die Kombination ihrer Rhythmen von je drei zu drei Takten bewerkstelligt wird, ein entzückender und doch feierlicher Eindruck!

Die Ungarischen, welche nur aus einem der beiden Teile bestehen, sind meistens infolge ungleichen Wertes voneinander abgelöste Hälften. Wo eben auf ein vorzugsweise schönes Adagio ein banales Allegro folgte, ließ man die Ausführung dieses letzteren beiseite, sowie man ihm, wenn es besser als das Andante gelungen war, das letztere nicht mehr voraussandte. Dies mochte um so eher geschehen, als man sich nach und nach daran gewöhnt hatte, mehrere Lassans zu vereinigen, um längere Zeit in derselben düsteren Gefühlsstimmung schwelgen zu können, worauf man dann wieder ausschließlich Frischkas spielte, welche Freude, Lachen und Leben zurückriefen und zur vollsten Stimmhöhe steigerten. Zu Biharys Zeiten war dieser Gebrauch fast eingewurzelt. Er hatte es eingeführt, dem Ball eine Art Konzert von Lassans vorhergehen zu lassen, während welchem es keinem Paare einfallen durfte, Miene zum Tanzen zu machen.

Der Ungarische ist gleichsam ein „Gesang“ der großen Zigeunerepopöe in Form einer Ode. Die Strophen sind in einem tokkierten Ton, das Kolorit hat in seinem Glanze selbst eine gewisse primitive Roheit behalten. Die entgegengesetzten Eindrücke folgen sich so abgebrochen wie Gipfel und Abgrund. Dies kann nicht wohl anders sein. Die poetischen Fragmente eines so bitteren Stimmungen gänzlich überlassenen Volkes, das über den schwarzen, eisigen Fluten des Lebens schwimmend diese nur mit dem an der Leidenschaft entzündeten Feuerwerk erhellt, der häufige Taumel, die Phantasmagorien einer Art von chronischem Somnambulismus konnten nicht zu Kunstwerken gedeihen, wie wir sie einer gehalteneren Inspiration verdanken. Alle diese Gesänge gleichen sich durch die Kraft ihres Schwunges, doch sind alle durch ihren Gegenstand verschieden und malen irgend ein anderes Moment der Seele, welches nicht genau das des vorhergehenden noch des folgenden Gesanges ist. Manche schildern die anmutigen Wen-

dungen eines Reigens, aus dem man eine Galathea entfliehen und ins Schilf eilen zu sehen glaubt; andere sind kriegerisch, hallen von Fanfaren wider und sind mit übermütig prahlender Bravour erfüllt. Über manche lagert sich tiefe Mattigkeit, gleich einer dunklen Nacht, die in ihrem Schoß alles betäubt und erstickt und ihr Zerstörungswerk unter dichtem Schleier verhüllt; in anderen wird das Übersprudeln einer Freude laut, welche wie Wein über den Rand des Bechers schäumt; man vernimmt die Widerhalle unendlichen Jubels, das Lachen einer gewaltigen Lust in ihnen, wie die Bewohner der jugendlichen Erde in der Betrachtung aller Wunder einer vorsintflutlichen Natur sie empfinden mochten. Aus jenen tönt eine tiefste Ermüdung, eine an Verzweiflung und Verachtung genährte Schwermut, aus anderen eine von Tränen so geschwellte Trostlosigkeit, daß man bei ihrem Anhören der antiken Medaillen gedenkt, auf welchen Judäa, diese Königin der gefallenen Städte und unterjochten Völker, auf Ruinen sitzend in majestätischer Trauer ihre Krone von gestürzten Türmen trägt. Hier überkommt uns ein Schauer tiefsten Sinnens, welches wie eine steigende Flut mehr und mehr die Seele umwogt und sie zuletzt in träumerisches Hinbrüten versenkt; dort sind wir wie von der jähen Entfaltung der unmittelbaren, unbegreiflichen Gewalt eines Gottes betäubt und geblendet. Das Entzücken höchsten Jubels und das erschlaffte Schmachten unbeweglicher Apathie begegnen sich, wie in dem Leben ihrer Sänger, fortwährend in diesen Melodien. Sie bilden unausgesetzte Kontraste, welche die Seele in ihrem Schwanken zwischen Orgie und Ekel empfindet, zwischen dem stolzen Dünkel des Lebensrausches und der schauerlichen Leere der Übersättigung. Aus diesen unaufhörlichen Widersprüchen ergibt sich ein dem Maalstrom des Nordens zu vergleichender Sturm, wo zwei Strömungen sich gegeneinander aufrichten und, mit ihren Klauen ein unglückliches Fahrzeug fassend, es vom Abgrund zu den Wolken schleudern, seinen Kiel mit zerrenden Wogen peitschen und vernichten.

Während dem lärmendsten Jubel toller Trunkenheit muß man jeden Augenblick eines halb erstickten Stöhnens gewärtig sein, welches daran erinnert, daß hier ein unendlicher Schmerz nur

durch die Lust verkappt ist. In der Zigeunerkunst bilden die mannigfaltigen Fiorituren eine Art dichten Laubes, in dessen Tiefe die großen Erregungen wie mächtige Vögel zwischen dornigen, blühenden Gebüschen verhüllt liegen.

Wie viele, welche der glänzenden Beredtsamkeit, der üppigen Rhetorik dieser Kunst entzückt und erstaunt gelauscht haben, schauten im Geiste den Brennpunkt, von welchem diese Melodien und Gesänge ausstrahlen? Wie viele sannen dem Leid nach, welches Millionen Herzen erdulden mußten, ehe die Zahl angstvoller Eindrücke zu dem Strome anwachsen konnte, den wir eine Kunst nennen? Wie viele erkennen in der spannenden Erzählung dieser zauberhaften Träume das stolze Geheimnis, das sie, ohne sich selbst zu vernichten, nimmer verraten können? Wie viele sind fähig, das Hochgehende gewisser Wünsche selbst dann zu ahnen, wenn sie sich in Unflat wälzen, weil sie sich nicht in Purpur hüllen können? Wer vermöchte die ganze Größe von Leiden zu ermessen, die sich die kleine Münze wörtlicher Klagen vorenthalten, auf den Wehruf verzichten und nur in Einkleidungen ans Licht gelangen, welche ihre Narben verhüllen? Und doch offenbart diese unter Festen und Hochzeiten, feierlichen Gelegenheiten und Gastmählern erwachsene Kunst verborgene, unaussprechliche Leiden, riesige Kraftanstrengungen nach Momenten der Entmutigung, Ekel und Ermüdung, deren düstere Färbung weit mächtiger wirkt als aller Glanz des Entzückens ihrer bis zur Raserei und zum Umsinken tollsten getriebenen wilden Freuden. Wenn man diese frenetischen Elegien lange anhört, glaubt man einen unheimlichen Maskenzug an sich vorüberwandeln zu sehen, in welchem bei Ausgelassenheit des dröhnendsten Lachens, der wirbelndsten Tänze die Melancholie als unsichtbare Königin das Szepter schwingt.

XV.

Das Kostüm, wie wir es von den Zigeuner-Virtuosenbanden am öftesten haben tragen sehen, bestand aus einem langen Oberkleid von braunem oder dunkelblauem Tuch, welches mit einer Menge bunter Stickereien ausgenäht war, deren mehr oder minder

verwickelte Muster einen höheren Grad von Reichtum oder Eleganz bekunden. Wie alle orientalischen Rassen, alle sinnreichen müßigen Naturen, verlieren die Zigeuner nie die Vorliebe für lebhafte Farben und glänzende Zierraten, welche sogleich den Blick auf sich ziehen. Sie lieben funkelnde Ringe an Ohren und Fingern zu tragen, das Hemd am Halse durch ein rotes oder blaues Band, wohl auch durch einen Metallknopf zu schließen und entlehnen den Frauen etwas von ihrem Gewirre von Halsbändern aus Bernstein, Korallen, Glaskügelchen, selbst aus getrockneten roten Beeren, an denen sie überdies geweihte Amulette und behexte Talismane, Gold- oder Kupfermünzen und Säckchen von der verschiedensten Heilkraft tragen. Herr Maréchal in Metz hat ganz herrliche Pastellskizzen der Zigeuner in den Vogesen nach der Natur gezeichnet. Wir haben nie einen Dichter oder Künstler getroffen, der in unserem Sinn das Poetische des Zigeunerwesens in so schlagender Wahrheit erfaßt und wiedergegeben hätte. Viele andere halten sich nur an den Zigeunertypus und das Pittoreske in ihm. In seinen Zeichnungen, deren er eine ganze Sammlung besitzt und uns einiges vom Trefflichsten daraus zeigte, findet man Köpfe, in denen die Natur auf der Tat ertappt ist, und die man nach Originalen gezeichnet glauben muß, die erst gestern in Europa angekommen wären, so rein ist das Gepräge der indischen Rasse, das sie an sich tragen. Da sind Frauenköpfe von einem ovalen Schnitt, wie er uns gänzlich fremd ist: lang, fein, zart. Und eine Form der Augen, die unwillkürlich an die schöne Damajant erinnert, soviel üppige Weichheit lagert auf ihren Wimpern. Dann wieder Männerphysiognomien, in denen Sarkasmus grinst, in denen der Zorn zu brüten, der Schmerz über das Nichts zu sinnen scheint. Ein Maler, der in ähnlicher Weise wie Maréchal für diesen asiatischen Gesichtsbau, für diese fahlen, erdigen, verschwimmenden, weissagungsvollen Physiognomien eingenommen wäre, könnte in der Gruppe eines Cziganyorchesters mehr als einen seines Pastells würdigen Gegenstand finden. Diese Menschen müßten ihm auffallen, die sich gewöhnlich wie Söhne einer Mutter ähnlich sehen, mit ihren sonnverbrannten Gesichtern und ungeschorenen schwarzen Flechten, die sich wie Nattern um den orangegelben Hals ringeln. Ihre Augen

leuchten wie Kohlen eines Meilers, deren Glanz gleichsam von einem innerlichen Hauch aufleuchtet und wieder erlischt. Ihre Stirn ist faltenlos, ihr Mund ohne bestimmten Ausdruck. Die Lippen bleiben, wie zu Seufzern, gern geöffnet. Die gerade oder gebogene Nase, die Haltung des Hauptes verkünden Stolz, dem nur die nachlässige Haltung der gebeugten Schultern widerspricht. Ihre Art bewahrt einen selbständigen Zug, ohne in die Grandezza oder die Aufgeblasenheit zu verfallen, wie sie den Herzögen, Grafen oder Häuptern ihrer Stämme selten mangelt, ohne aber auch die Noblesse zu erreichen, welche den Bauern der Ukraine eigen ist, diesen Abkömmlingen der Kosacken, deren Neigungen nicht ohne Analogie sind mit der Liebe des Zigeuners zur Freiheit, zum Haideleben, zu Tanz, Musik und Trunk.

Das Zigeunerorchester bestand früher aus mehreren ad libitum gewählten und zusammengestellten Instrumenten, deren Basis und Spitze jedoch immer Violine und Zymbal blieb. Letzteres ist eine Art länglich viereckigen Bretts, etwa wie Tafelklaviere mit Saiten bezogen, welche mit Klöpfeln geschlagen einen sehr durchdringenden Ton geben. Nach den Mustern zu urteilen, welche wir von Saiteninstrumenten östlicher Länder besitzen, ist das Zymbal augenscheinlich morgenländischen Ursprungs. In Ungarn wird es nur von Zigeunern gespielt. Gleich der Violine eignet es sich zu Fiorituren, Mordenten, Tremolos und den auf jedem Orgelpunkt eingestreuten Raketen. In den ersten Chroniken, in welchen von den Zigeunern die Rede ist, finden sich sehr genaue und mit den heute noch gebräuchlichen Instrumenten übereinstimmende Beschreibungen. Schon im fünfzehnten Jahrhundert geschieht ihrer Erwähnung. Noch jetzt finden wir das Zymbal bei den Bauern in Kleinrußland, welche es gewöhnlich an einem um den Nacken geschlungenen Riemen tragen, um es spielen zu können, ohne es auf einen Tisch niederzusetzen, was die Resonanz merklich erhöht. In Geige und Zymbal ruht das Hauptinteresse des Zigeunerorchesters, die anderen Instrumente dienen nur zur Verdoppelung der Harmonie, zum Markieren des Rhythmus, zur Begleitung. Meistens sind es einige Holz- und Messinginstrumente, ein Violoncell, ein Kontrabaß und soviel zweite Geigen wie möglich.

Die erste Geige durchläuft alle Verschlingungen der Laune des Virtuosen. Des Zymbalisten Rolle ist es, diesen Lauf zu rhythmisieren, Beschleunigung und Verzögerung, Energie oder Weichheit des Taktes hervorzuheben. Er handhabt die kleinen Holzhämmer, durch welche bei dieser primitiven Skizze des Klaviers die kompliziertere Mechanik ersetzt wird, indem er die Messing- und Stahlsaiten anschlägt, mit einer merkwürdigen Behendigkeit, einer jongleurhaften Raschheit. Er teilt mit dem ersten Geiger das Vorrecht, gewisse Passagen zu entwickeln, gewisse Variationen, während er sie improvisiert, nach Gutdünken auszudehnen. Sie sind die Solisten der Bande. Dann und wann trifft es sich auch, daß ein tüchtiger Cellist oder Klarinettist mit ihnen alterniert und ein Mitgenießender des Privilegiums unbeschränkter Improvisation wird. Einige solcher Virtuosen haben sogar vielen Ruhm geerntet, sind aber nichtsdestoweniger nur als Ausnahmen zu betrachten.

Die Zigeunerkunst gehört mehr als jede andere dem Gebiete der Improvisation an, ohne welche sie nicht zu bestehen vermag. Nun kann aber weder Gewinn- noch Gefallsucht jemals dem improvisatorischen Geist einen wirksamen Zug verleihen. Habsucht und Eitelkeit können Fleiß und Arbeit in einer Weise anspornen, daß sie alle Vorzüge des spekulativen Talentes zur Geltung bringen: wer aber seine Empfindung ohne Nachsinnen und Vorbereitung mitzuteilen hat, im ersten Aufstrahl, im ersten Erguß, wie sie aus seiner Seele hervorgeht, muß sich an Höherem begeistern, wenn er jene Anziehung üben soll, welche ein Gedränge gespannter Zuhörer um den Virtuosen festbannt. Wenn er nicht singt, um zu singen, wenn er nicht etwas zu *sagen* hat, so mag er in den tonangebenden Musikstädten immerhin mit wechselndem Erfolg den alten Konzertschwindel treiben, das Volk wird ihn mit seinen frostigen Kunststücken in Stich lassen.

Wenn die Zigeunerkunst auch nur sich selbst Zweck war, sie bedurfte wie jede andere eines Echos, eines verständigen Publikums, durch welches zahlreichen Musikern die Möglichkeit geboten ist, sich ihr ausschließlich zu widmen; der Zigeunervirtuose jedoch, dessen Melodie eine in ihm lodernde reine Flamme verrät, deren Glanz sein notwendigerweise verschlossener Geist in keiner anderen

Sprache leuchten lassen konnte, ist nur von dem Verlangen beseelt, alles, was seine halb stolzen, halb wilden Triebe von edlen Gefühlen bergen, in beredte Strophen zu ergießen; er ist gegen alles gleichgültig, was sein gänzliches Aufgehen in der Kunst, die er für sich geschaffen, in der Poesie, die er für sich erdacht, stören und trüben könnte. Sobald er die Violine an die Brust legt, als wollte er alles Blut und alle Schläge seines Herzens in sie ausströmen und in ihr widerhallen lassen, beschäftigt er sich so wenig mit dem umgebenden Kreis, daß er schließlich kaum mehr sich des Auditoriums bewußt ist. Sein Blick bemerkt kein Bilden und Auflösen von Gruppen mehr. Erst wenn die Ermüdung dem geheimen, vertraulichen Kosen mit seinem Instrument ein Ende gemacht, wenn er seinen Bogen, sein Szepter, niederlegt, mit dem er düstere Phantome heraufbeschwor oder Freuden herbeiwinkte, scheint er ins Leben zurückzukehren, und eine kindliche Eitelkeit zuckt aus seinem Blick, wenn er mit der Sammelbüchse umhergeht und Goldstücke oder Banknoten hineinfallen sieht, welche die ungarische Aristokratie so reichlich spendete, daß sie ihm die Gaben auf goldnen Tellern überreichte: eine Freigebigkeit, die indes niemals Vermögen oder Lust am Besitz bei diesen gleich den alten Minnesängern umherwandernden Musikern eingeführt hat.

Wenn echte Zigeuner musizieren, liegt ihnen vor allem daran, sich selbst zu genügen, und man kann dies an der vollständigen Sorglosigkeit um beifälliges oder tadelndes Urteil über ihre Leistungen bemerken. Sie können nur den Enthusiasmus begreifen, welcher der eigenen Erregung bei ihrem Ausüben der Kunst gleichkommt, sie verstehen nur das Lob, welches sich durch die von ihnen hervorgebrachte Erschütterung, Rührung, Überwältigung kundgibt. Alles übrige ist ihnen gleichgültig. Es hieße sie aufs empfindlichste langweilen, und sie sind nicht die Leute, das lange auszuhalten, wollte man sie frostig loben oder tadeln, ihnen die Vorzüge und Mängel ihrer Virtuosität auseinandersetzen, ihnen den Unterschied ihrer Auffassung mit der unsrigen begreiflich zu machen suchen. Sie legen nur auf die ihren Konzerten folgende Sammlung Gewicht; denn von ihr hängt die Art ihres Nachtessens oder des morgenden Mittagsbrotes ab, und sie schätzen nur wirk-

lichen Enthusiasmus, der von ihrem Feuer entzündet wurde, und der dann rückwirkend ihre innere Flamme schürt, mit seinem glimmenden Funken sie neu auflodern macht. Wenn sie die Symptome eines Gegenschlags von Gefühlen, den sie hervorzubringen gewohnt sind, nicht wahrnehmen, fahren sie darum nicht weniger fort, glänzend zu improvisieren, zu ihrem eigenen Vergnügen. Sie fürchten nicht, daß uneingeweihte Ohren irgend ein Bruchstück der geheiligten Formel erfassen, um ihre Offenbarung zu mißbrauchen; denn sie haben zu wenig Bewußtsein davon, wie innig sie ihr die Geheimnisse ihrer leisesten Pulsschläge mitteilen. Sie denken nicht daran, daß man ihre Klänge nur zu gut verstehen könne; denn sie glauben nicht voraussetzen zu dürfen, daß in unserer, von der ihrigen so verschiedenen Welt noch viele Herzen im Einklang mit den ihren schlagen könnten. Zu ihrer eigenen Freude vor allem führen sie den Bogen, der ihnen den Traum vorzaubert von der Wiedererhebung eines Pariastammes, dessen vollständige Erniedrigung sie in solchen Augenblicken sich selbst nicht zugeben.

In den Jahrhunderten, während welchen ihre Epopöe sich durch die Agglomeration einer Menge von Fragmenten langsam bildete, waren sie in dem glücklichen Fall, keine Ahnung von dem Bestehen einer anderen Musik zu haben, deren Töne man nach einem anderen Prinzip als dem ihrigen mischen, kadenzieren, vermählen und trennen, nähern und entfernen könne. Sie hätten Mühe gehabt, ihren Kunstgeist unberührt, ihre Leidenschaft ungetrübt zu erhalten, wenn eine andere Form des Schönen ihre Imagination verwirrt, eine Rivalität ihr unbefangenes Selbstgenügen wankend gemacht, ihre Anstrengungen abgeschwächt oder die Sympathien, welche dieselben allein hervorzurufen imstande waren, ihnen entfremdet hätte. Das traurige Ergebnis ihres gegenwärtigen Verfalls, welcher damit begann, daß sie fremde Künstler nachzuahmen strebten, berechtigt die Annahme, daß sie in Ungarn die einzigen Herren des musikalischen Bereiches waren. Von dem theoretischen Teil der Kunst hatten sie gar keine Kenntnis. Nach der Notation fühlten sie nie ein Bedürfnis, weil sie nur das Spielen aus dem Gedächtnis übten, welches der Einbildung auf dem Felde der Improvisation freien Lauf läßt, bei der sie aber dann wieder den Typus

des zugrunde liegenden Gedankens mit großer Treue beibehielten. Es wäre eine irrtümliche Meinung, wollte man glauben, daß ihre Neigung, sich den Eingebungen des Augenblicks zu überlassen, die Erinnerung der ursprünglichen Formeln, der Grundmelodien, in ihnen verwischte. Durchaus nicht! Diese sind wesentlich für sie; denn sie enthalten den Ausdruck des Gefühls, das sie zur Kunst hinzieht, und sind außerdem so beschaffen, daß sie der individuellen Freiheit des Umschreibens und Ausschmückens den nötigen Spielraum lassen. Auch werden die authentischen Versionen und ihre Lesart oder vielmehr Vortragsweise mit Pietät bewahrt; die Reinheit des Textes wird unter den üppigsten Verzierungen und längsten Abschweifungen sorgsam erhalten. Wir haben noch manche Zigeunervirtuosen gekannt, die vor dem Gedanken gebebt hätten, die überlieferten Themen irgendwie zu verderben, und die sich als Schüler ebenso gewissenhafter Lehrer in Streitigkeiten über solche Angelegenheiten zu Schiedsrichtern aufwarfen und sich energisch gegen jede apokryphe Einschaltung verwahrten: ein Beweis, daß geschichtliches Bewußtsein von der Bedeutung ihrer Kunst in ihnen lebte, und daß es ihnen Herzens- und Ehrensache war, sie in ihrer Unversehrtheit zu erhalten. Die Traditionen ihrer Kunst pflanzten sich, durch dasselbe Verfahren, welches ihre Sprache übertrug, mündlich und mit Treue fort, ohne im Lauf so mancher Generationen und Wanderungen die Hilfe der Schrift, der Grammatik oder irgend welcher Regeln zu bedürfen, ohne ein Studium ihrer Konstruktionen zu erheischen. Ihr Dasein wird durch Empirismus erhalten und verlängert; es ist eben eine einfach bestehende Tatsache. Ein Musiker lehrte den anderen, wie die Mütter ihre Kinder im angeborenen Idiom unterrichteten und sie dann aus der Fülle des Herzens reden ließen.

In der neuesten Zeit wurden die geschickteren Zigeunervirtuosen mit den europäischen Ideen und Dingen vertraut genug, um die Vorteile der Notation einzusehen und sie wert zu halten. Sie machten den Versuch, die schönsten der erhaltenen Melodien zu sammeln und selber neue zu komponieren, das heißt, ihre Improvisationen niederzuschreiben; denn eine weitergehende Handhabung des musikalischen Stoffes blieb ihnen fremd. Nur muß

man dabei bedenken, daß sie die längste Zeit der Notation unkundig oder doch sehr ungeschickt in ihr geblieben waren, daß also bei dem Diktando ihre musikalischen Gedanken zweifelsohne entstellt wurden, indem man sie unrichtig wiedergab, ohne daß sie bei ihrer Schülerhaftigkeit im Lesen gegen diese Verfälschungen Einspruch tun konnten und eben fortfuhren, das Geschriebene in ihrer Weise zu spielen. Die niederschreibenden Anfertiger dieser Stücke mußten schon infolge ihrer musikalischen Erziehung notwendig zahlreiche Veränderungen in die Ausgaben derselben sich einschleichen lassen, weil sie (wie wir es oft selbst gesehen haben) Intervalle, Modulationen, Dissonanzen einfach als Fehler betrachteten, die mit unserem harmonischen System allerdings im Widerspruch stehen, aber gerade der Zigeunermusik ihren bezeichnenden Charakter verleihen. Man glaubte Melodien und gewisse Arten notierter Variationen zu reinigen, indem man sie, aus bester Absicht, aber aus völliger Unkenntnis der Zigeunermusik in der Tat nur verfälschte und ihnen den Hauptcharakter ihrer wilden Inspiration benahm. Überhaupt kann der tote Buchstabe, wie wir ihn heutzutage auf jedem Schritt oder vielmehr in jeder Musikalienhandlung Ungarns finden, nur sehr entfernt eine Idee von dem Brio der Ausführung zigeunerischer Virtuosen, von den fortwährenden Modifikationen ihrer Rhythmen, der beredten Fülle ihrer Phrasen, dem Akzent ihrer Deklamation geben. Man kann alles dessen nur innewerden, wenn man ein Orchester von wahren Kindern Asiens hört, sei es ein berühmtes oder, was oft noch vorzuziehen ist, ein halb nackt und hungerleidig umherziehendes.

XVI.

Vielleicht werden ungarische Gelehrte und Sachverständige sich veranlaßt fühlen, die Frage an uns zu richten, wie es kommt, daß wir die Musik, auf welche Ungarn als auf ein Nationaleigentum stolz ist, so ausschließlich den Zigeunern zuschreiben? warum wir, nach ihrer Ansicht die Begriffe verwechselnd, die ganze Ehre der Erfindung denen zusprechen, welche gemeiniglich nur als Ausübende, als Deklamatoren einer Poesie gelten, deren Verfasser sie nicht selber sind?

Bevor wir die eigentliche Frage einer näheren Betrachtung unterziehen, möchte vielleicht nicht unersprießlich sein, zu erwägen, seit welch einem bedeutenden Zeitraum Ungarn diesen Gästen Obdach gewährt, die der Reihe nach Romano (oder Rommy, Rommitschel usw.), Sind-hi (mit Bezug auf Indien), Chai, Caloro, Kârâchen, Fârawni (will sagen Pharaoni gentes), Chinganis, Issingi, Jitanos, Zincali (Söhne von Zend-Indien), Gypsies, Zigeuner, Cingeser, Czigany usw. hießen und noch heißen, je nachdem man sie in Asien, Europa oder Afrika nach ihrem Ursprung, ihrem Handwerk, ihrem äußeren Erscheinen bezeichnete[1]. Wir verkennen nicht, daß es ein Irrtum wäre, die jetzt im Lande wohnenden Zigeuner für direkte Abkömmlinge derjenigen halten zu wollen, welche damals zuerst den ungarischen Boden betraten. Die Rommys fassen nirgends, und auch in Ungarn nicht, vollständig Wurzel. Die verschiedenen Stämme lösen in gewissen Zeiträumen einander ab, deren etwaige Dauer vermutlich eine sehr unregelmäßige ist. Selbst da, wo sie seit Jahrhunderten nie verschwunden sind, kann man als gewiß annehmen, daß ihr Personalbestand sich durch Auswanderung der ältesten und Ankunft neuer Familien mehr als einmal verändert hat. Nach einer Gesetzbestimmung, die uns ebenso unerklärlich ist, als die gewissen Naturerscheinungen zugrunde liegenden, wie etwa den Wandlungen und dem Aussterben gewisser Tiergattungen, dem Schwinden und Vermehren von Pflanzenarten usw., von denen wir ebenso den Grund nur vermuten können, verlassen die Zigeuner selbst die ihrer Lebensweise zusagendsten Gegenden, um auch den leisesten Anschein von Niederlassung zu vermeiden. Da sie aber die gastfreundlichen Stätten nur verlassen, um sie Brüdern einzuräumen, die gleichfalls Parias, Verbannte, Umherirrende sind, so bewerkstelligen sie diese Art Veränderungen (die sie auch in der Walachei, wo sie der Einregistrierung und Leibeigenschaft unterworfen sind, ausführen) auf eine für uns nicht wahrnehmbare Weise; denn man möchte glauben, daß sie nicht eher weggehen, als bis sie den Nachfolgern alle ihre Ortskenntnisse mitgeteilt haben. Dem Lande

[1] Siehe Pott.

und seinen Bewohnern ist daher ein solcher Wechsel durchaus nicht fühlbar und eigentlich gar nicht vorhanden. Die neuen Ankömmlinge sind in alle Verhältnisse der im stillen Abgezogenen eingeweiht, und das Faktum der zeitweiligen Erneuerung ihrer Horden, so anerkannt fest es steht, kann an den Beobachtungen, zu welchen ihr längeres Verweilen in einem Lande Veranlassung geben mag, nichts ändern.

Zunächst möchten wir sodann darauf hinweisen, daß wir Andeutungen über ein Verweilen der Zingari in Ungarn vom dreizehnten Jahrhundert an, also zwei Jahrhunderte vor ihrer Einwanderung in das übrige Europa, besitzen, wohin sie sich dann mit den oft angeführten und bekannten Geleitbriefen unseres Königs Sigismund begaben. Die Richtigkeit dieser Zeugnisse ist um so wahrscheinlicher, als die Zigeuner schon früher, da ihre Horden östlicher gelegene Länder betraten, die fromme Fabel ausgesonnen hatten, nach welcher sie ein Teil der ägyptischen Nation zu sein vorgaben, und daß sie verdammt wären, eine bestimmte Zeit zu wandern, um das Verbrechen ihrer Vorfahren abzubüßen, welche der heiligen Familie, als sie in jenes Land kam, die Gastfreundschaft verweigert hätten. Die Ähnlichkeit dieser Geschichte mit der Legende vom ewigen Juden und die Gegenwart der Israeliten, deren Verbannung man gleichfalls für eine Strafe des Himmels hielt, verschaffte ihr trotz aller Haltlosigkeit Glauben und Aufnahme. Um eine mit den religiösen Überzeugungen, den unklaren Volksbegriffen, dem Aberglauben des Mittelalters so übereinstimmende Fiktion auszudenken, mußten so ungebildete Menschen, wie die Czigany, gewiß schon mehrere Generationen lang unter Bevölkerungen gelebt haben, bei welchen der christliche Glaube seit geraumer Zeit Eingang gefunden hatte. Sie konnten unmöglich im Lauf weniger Jahre die herrschende Färbung der damals lebendigen Sagen erfassen und die Art so trefflich erfinden, mit der sie die Unwahrscheinlichkeiten ihrer Erzählung bemäntelten, um sie mißtrauischen Ohren einigermaßen plausibel zu machen und aus Umständen, die sie dem allgemeinen Unwillen hätten aussetzen sollen, sich ein schützendes, fast in Ehren gehaltenes Schild zu bereiten. Fremd und umhergetrieben gleich den Juden, war

ihre erste Aufnahme eine fast wohlwollende zu nennen, da sie sich in den Ländern, die sie aus jetzt unbekannten Gründen zu besuchen gedachten, durch eine verstellte Reue, durch anscheinende Demut insinuierten, welche im Gegensatze zu der Verhärtung der kreuzigenden Gottesmörder stand.

Wenn man also annehmen kann, daß die Zigeuner schon im dreizehnten Jahrhundert sich in Ungarn aufhielten, so ist uns andererseits keine Tatsache bekannt, welche bewiese, daß sie nicht schon früher dort gewesen wären. Beim ersten raschen Vordringen dieser braunen Menschen in Deutschland lieferten die Chroniken Beschreibungen von ihnen mit den kleinsten Details und mit jener naiven Leichtgläubigkeit, welche, auf jede Erklärung verzichtend, alles zuläßt, und sie mit einer Pest, einem Meteor, einem Erdbeben in einer Reihe aufzählte. Dank der damaligen Spannung der Gemüter auf das Wunderbare und Unerhörte ist es uns vergönnt, die ersten Halteplätze in Deutschland fast Schritt für Schritt verfolgen zu können. Stellt man sich aber ihren Eintritt in ein Land vor, welches noch nicht mit solchen Bürgern versehen ist, die alle Muße darauf verwenden, das ihnen zu Ohren kommende Merkwürdige niederzuschreiben und dabei mehr auf Anhäufung absonderlichen Materials denn auf Prüfung des Authentischen achten, so wird man leicht begreifen, daß die Gegenwart der harmlosen Zigeuner, welche für den die Nationen spaltenden und beseelenden Kampf der Interessen so gänzlich passive Zuschauer blieben, zu wenig die Aufmerksamkeit angezogen haben mag, als daß man Spuren ihres ersten Erscheinens wieder aufzufinden hoffen dürfte. Gewiß ward man in Ungarn bald mit ihnen vertraut, und ihr Umgang bereitete keine Überraschungen. Geben wir selbst zu, daß in verhältnismäßig sehr frühen Zeiten sich ein Geschichtschreiber gefunden hätte, wie sollte er daran gedacht haben, sich mit einer für Geschick, Ruhm, Krieg und Not seiner Nation so gleichgültigen Sache zu beschäftigen. Da nun zu jener Zeit die Zahl der Schriftsteller in ganz Europa und besonders in Ungarn eine sehr beschränkte war, so wird es mehr als schwierig, den positiven Beweis zu liefern, daß die Zigeuner nicht lange vor der Epoche, in welcher einige erste und schwache historische Andeutungen Licht über ihre dortige

Existenz zu verbreiten beginnen, schon in einem hinreichend innigen und beständigen Verkehr mit den Magyaren lebten, um diese unmerklich und fast unbewußt in den Besitz ihrer Melodien gelangen zu lassen, denen sie ihre Tänze anpaßten, ihrer Monodien, denen sie Worte ihrer Sprache unterlegten.

Durch die Philologen ist der asiatische und besonders tatarische Ursprung der Ungarn unter die von der Wissenschaft errungenen und nicht mehr zu bezweifelnden Tatsachen aufgenommen. Ohne uns in eine wissenschaftliche Untersuchung vertiefen zu wollen und mögliche neue Entdeckungen in Abrede zu stellen, halten wir an dieser Voraussetzung fest und glauben daraus folgern zu können, daß zwischen den akustischen Wahrnehmungen indischer und tatarischer Organisationen gerade soviel Abweichendes und Analoges vorhanden sein mußte, um sie, als der Zufall zwei diesen Rassen entstammende Völker auf einem Boden zusammenführte, zur Aufnahme einer und derselben Kunst zu veranlassen. Wären sie mit gleich produktiven und glänzenden Fähigkeiten begabt gewesen, so ist es wahrscheinlich, daß sie, nebeneinander lebend, jedes seine eigene Kunst, nach der Verschiedenheit ihrer Gefühlsweise, sich gebildet hätten; denn es wäre irrationell, diese bei so ungleich gestellten und mit so abweichendem Charakter begabten Völkern als identisch voraussetzen zu wollen. Noch willkürlicher schiene es, die Kunst eines Volkes einer anderen Ursache zuschreiben zu wollen als dem Bedürfnis, gewohnte Eindrücke poetisch wiederzugeben. Wenn andererseits keine Analogie des Gefühls und der Organisation unter ihnen bestanden hätte, so würde die von einem der beiden Völker geschaffene Kunst keine Vorliebe in dem anderen erweckt haben, und die Kunstanlagen der in dürftigem Dunkel wandelnden Rasse wären tot zur Welt gekommen. So war es denn zum Hervorbringen des heute zutage liegenden Resultats nötig, daß eines der beiden in dieser Hinsicht eine überlegene Erfindungskraft, eine auserlesenere Feinheit, einen schärferen Formensinn besaß, während das andere Verständnis, Geschmack, Empfänglichkeit mitbringen mußte, um das Wirken der ersten zur Blüte zu entwickeln.

Wie nutzlos auch die Konjekturen sein mögen, die man über den Zustand der Kunst in jenen fernen, fernen Ländern, aus

welchen die Rommys kamen, bilden kann, in jenen alten, alten Zeiten, wo sie am eigenen Herd sangen, so fühlt man sich unwiderstehlich versucht, ihre Musik als die höchste Formel, als das Ideal alles dessen zu betrachten, was Reisende von der orientalen, arabischen und indischen Musik erzählen. Man hat unseres Wissens den Ähnlichkeiten und Verwandtschaften noch nicht nachgeforscht, die zwischen Prinzipien, Endungen, Abstammungen, Modulationen, Metren und Rhythmen der Zigeunermusik und der Musik Hindostans bestehen könnte, wie man die beiden Sprachen wissenschaftlich verglichen hat. Wenn sich Männer fänden, welche das konsequente Wollen und die unermüdliche Beharrlichkeit der wissenschaftlichen Vorkämpfer auf die Kunst anwendeten, sie würden vermutlich ebensowohl Beziehungen der Konstruktion der musikalischen, wie in jenen der gesprochenen Laute auffinden. Die Hinneigung zu außerordentlich zarten und für unsere weniger geschärften Sinne kaum wahrnehmbaren Nuancen, wiewohl sehr gemäßigt durch die gegenwärtige Beschaffenheit der Zigeunerinstrumente, durch klimatische Einflüsse und wir möchten sagen okzidentalisierte Zuhörer, ist heute noch fühlbar, und das Vorhandene genügt, uns die durch ihre Virtuosität bewirkte Aufregung begreiflich zu machen. Welche Meinung man auch über die Entwickelung der Musik bei den in der Nachbarschaft des Gangesstrandes wohnenden Völkerschaften hegen möge, jedenfalls scheint sie eine viel bedeutendere gewesen zu sein, als die der mongolischen Tataren. Wer möchte aber entscheiden, ob die Natur dieser letzteren nicht Verwandtschaftliches genug mit den Anbetern des dreimal heiligen Flusses gehabt habe, um nicht durch die Macht der Gewohnheit sich mit ihrem musikalischen Gefühl zu identifizieren? Man würde sich auf diese Weise ohne Mühe erklären können, wie gewisse Charakterzüge der indischen Musik willig von den Abkömmlingen tatarischer Rasse aufgenommen wurden, deren Ohr bis jetzt nur an schrillen Rhythmen und Intonationen Gefallen gefunden hatte, die aber für die feinere Auffassung der Vokalise, der Verzierung, der Fioritur, des plötzlichen Tonwechsels und anderer Vorzüge einer von Geburt hindostanischen Kunst nicht unempfänglich war.

Alle einheimische ungarische Musik zerfällt natürlich ursprünglich in das gesungene Lied und in die Tanzmelodie, zwischen welchen eine nahe Charakterverwandtschaft, um nicht zu sagen Identität herrscht. Auf den ersten Blick möchte es scheinen, als hätten die Zigeuner auf die Vokalmusik keinen Rechtsanspruch; denn die Lieder haben ungarischen Text, werden nur von Magyaren gesungen und gemeiniglich Schäfern oder Kriegern dieser Rasse und Sprache zugeschrieben. Über die Tanzmelodien erhebt sich, in Ermangelung von Argumenten ad rem und ad hoc, minderer Streit. Worauf sollte sich in der Tat eine Erörterung darüber stützen, ob die Ungarn ihre choregraphischen Übungen nach der von den Zigeunern mitgebrachten Musik einrichteten, oder daß die letzteren unzweifelhaft weder eigene Tänze noch eigene Musik besaßen und beides, wenigstens Melodien und Rhythmen, von den Ungarn entlehnten? Unseres Wissens existieren keine ausreichenden Beweise, nach denen eine dieser beiden Meinungen auf anerkannten Tatsachen fußen könnte. So bleibt es denn immer möglich, die eine oder andere Meinung zu vertreten. Musik und Tanz bilden integrierende Teile der Zigeunervergnügungen. In keinem Lande fehlen einige Instrumente ihrem lagernden Zug, und man hat bemerkt, daß ihr berauschendes, wirbelndes Tanzen manchmal an die unter ähnlichen Formen von den Derwischen gepflogenen Andachtsübungen erinnert und sich immer an einen bei ihnen traditionellen Typus hält. Seine Hauptbewegungen finden wir bei den entferntesten Stämmen wieder, und in den Beschreibungen der Gebräuche selbst bei den elendesten Bettlern dieser Rasse, wie sie zwischen den Sümpfen der Walachei hausen, dieselbe Bezeichnung der Tänze, wie bei den eleganten Zigeunern Moskaus. Sie sind den Nationaltänzen der Ungarn nicht ganz identisch. Die Vermutung scheint uns aber möglich, daß die Ungarn, indem sie sich der Zigeunermusik bedienten, ihrerseits die Zigeunertänze mit kriegerischem animo, elastischer ausführten, wie das im magyarischen Charakter lag, wie es ihren Sitten entsprach, und, wenn man die Ähnlichkeit ihrer Tänze mit denen der Kosacken erwägt, die Annahme nicht ungegründet erscheint, daß beide dieselben aus Asien mitgebracht. Wenn die Czigany traditionelle Tänze hatten, so

ergibt sich die dazu gehörige Musik von selbst. Wäre es denn nun gar zu seltsam und unmöglich, daß die Magyaren, aus dem überlegenen Talent ihrer Gäste Nutzen ziehend, unmerklich ihre Tänze mit Einteilung und Takt der Zigeunermelodien in Übereinstimmung gebracht hätten, und mit der Zeit ihre Aneignung eine so vollständige geworden wäre, daß jede Spur dieser Verschmelzung sich verloren, und beide nun wie unzertrennliche Zwillinge erscheinen? Wer vermag heute zu entscheiden, ob die Zigeuner ihre Melodien von den Ungarn gelernt, um sie ihnen aufzuspielen, oder ob das magyarische Volk sich nach den Zigeunermelodien gerichtet hat? Ist es aber nicht wahrscheinlicher, daß diese Melodien von denen kommen, welchen die Tanzmusik (wie wir, in Ansehung ihrer Beständigkeit, aus ihren jetzigen Sitten auf die früheren schließen dürfen), zur Begleitung ihrer Aufzüge unentbehrlich war, wenn sie Bären und andere seltene Tiere zu Schau führten, in viele Städte mit dem Orchester an der Spitze wie im Triumph einzogen und vor dem Wahrsagen und den chiromantischen Künsten ihrer Frauen Kraft- und Geschicklichkeitsproben ablegten? Der von der Musik unzertrennliche Tanz vereinigt sich auch, besonders bei primitiven Völkern, ganz natürlich mit dem Gesang. Die Zivilisation hemmt und beeinträchtigt diese Richtung, indem sie das Maß der Forderungen an jede einzelne Kunst erhöht und diese zur Isolierung, behufs einer größeren Vervollkommnung, zwingt; die Vereinigung besteht aber gewöhnlich, solange eine Scheidung nicht durch verfeinertes Bedürfnis herbeigeführt wird. In mehr als einem Lande hat sich der Gebrauch noch bis heute erhalten, gewisse Tanzbewegungen mit halb gesungenen, halb gesprochenen Chören zu begleiten, wie bei den Krakowiakis, Tropakis usw.

Wir verhehlen uns nicht, daß die Hypothese eines rein zigeunerischen Ursprungs der ungarischen Lieder noch viel gewagter wäre, als den Rommys die Komposition ihrer Tanzmelodien zuschreiben zu wollen, und dennoch erscheinen uns manche Gründe für diese Annahme entscheidend. Bedenken wir, daß die sogenannten Volksmelodien nicht vom ganzen Volke, sondern nur von einzelnen Gliedern desselben komponiert sind, und daß deren Ähn-

lichkeit untereinander, sowie ihre Popularität, den Sammlungen dieser Melodien einen nationalen Charakter verleiht. Wenn die Gesamtheit der unter einer Nation verbreiteten Gesänge ein durch Inhalt und Form sich auszeichnendes nationales Denkmal bildet, müßte es doch gewiß überraschen, daß in einer solchen keine hervortretende Individualität die allgemeine Aufmerksamkeit durch ihre Überlegenheit in Anspruch nähme. Nun ist aber, während die Zigeuner von frühester Zeit an wegen ihrer musikalischen Anlagen und virtuosen Leistungen geschätzt und berühmt waren, nie von einem Ungarn die Rede gewesen, welcher sich gleichfalls ähnlichen Ruhm erworben hätte. Das Gedächtnis des Volkes hat vom sechzehnten Jahrhundert an berühmte Namen von Zigeunern bewahrt, und wir sind überzeugt, daß uns frühere bekannt wären, wenn Geschichtschreiber sie aufgezeichnet hätten. Ungarische Namen dagegen sehen wir erst in neuester Zeit auftauchen, seit die glänzende Blüte dieser Kunst im achtzehnten Jahrhundert den Geschmack dafür verbreitet, sie zur Mode gemacht haben. Man muß daraus schließen, daß sie dem Volke gehört, welches sie gehegt und verbreitet hat, und daß die mit den Tanzmelodien (und diese bildeten das Thema zur instrumentalen Ausführung) in unverkennbarer Verwandtschaft stehenden Gesänge derselben Quelle entströmt, obgleich sie als Lieder ausschließlich durch Magyaren verbreitet wurden und mit ungarischem Text versehen sind; denn man darf nicht vergessen, daß sie gerade in den mit den Zigeunern am nächsten in Berührung stehenden Teilen Ungarns, besonders unter den Bewohnern der Heiden und Steppen, bei Soldaten, Schäfern und Roßhirten, sich so eingebürgert haben, daß man sie den letzteren als Eigentum zuschrieb. Trotz den bei den ungarischen Zigeunern so bedeutend entwickelten musikalischen Fähigkeiten haben sie sich in diesem Lande nie durch Schönheit der Stimme oder überhaupt durch Vorliebe für den Gesang ausgezeichnet; diese Kunst wurde unter ihnen wenig gepflegt, blieb in einem gänzlich embryonischen Zustand. Bei den Frauen, welche sich manchmal des Gesanges befleißigen, ist die Bemerkung naheliegend, daß ihr angestrengtes Wandern und ihre ermüdende Lebensweise die Frische des Organs schnell zerstört. Ähnliche Ursachen

werden auch die Männer hindern, sich darin auszuzeichnen, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß das Gefühl ihrer Unvollkommenheit in diesem Zweig ausübender Kunst, besonders im Vergleich zu ihrer Virtuosität im Instrumentalen, zu ihrer Vernachlässigung von Talenten beiträgt, deren sie vielleicht nicht gänzlich ermangeln. Warum aber nicht zulassen, daß der gegen die Mängel seines Gesanges minder empfindliche, überdies mit kräftiger Stimme begabte ungarische Landmann sich die vom Zigeuner zuerst gehörten Motive später ausschließlich zu eigen gemacht habe? Diese Motive erhielten und verbreiteten sich dann leicht unter den Seinigen, während man jene, die sich ungarischen Texten nicht anpassen ließen, vollständig beseitigte oder in ihrer Liederform wenigstens unberücksichtigt ließ. Im übrigen haben die Instrumente, welche man als eigentümlich ungarische betrachtet, und auf welche man die Konjektur gründet, daß die anfangs nur gesungenen Melodien auf ihnen zuerst gespielt worden wären, wie der Farajala, der Kust, der Taragaso-sip und die Duda, nie einen Teil des Zigeunerorchesters gebildet und haben nie das Bereich ihrer Pußtas (Steppen) überschritten, in welchen sie noch heute die Einsamkeit des fleißigen Landmanns oder Schäfers erheitern. Die ungarischen Gesänge, wie sie auf unseren Steppen gesungen oder vermittelst dieser dürftigen Instrumente vorgetragen werden, können auf die Ehre allgemeiner Anerkennung keinen Anspruch erheben und nicht mit kunstpoetischen Erzeugnissen auf gleiche Höhe gestellt werden, während die von den Zigeunerorchestern ausgeübte und verbreitete Instrumentalmusik durch Größe und Kühnheit des Gefühls, wie durch Ausarbeitung der Form, Feinheit der Gestaltung, wie wir es nennen möchten, es mit jeder Konkurrenz aufzunehmen vermag.

Die älteste ungarische Musik, welche wir besitzen, und welche offenbar von einem Ungarn komponiert ist, sind die Melodien von Tinódy Stephens, die derselbe 1554 zu Klausenburg herausgab. Diese Sammlung hat mit ihren farblosen Reproduktionen oder Kompositionen nur die Bedeutung einer historischen Seltenheit. Wäre die Begabung, der musikalische Sinn, wie ein Volk sie braucht, um eine so vollständig originelle Kunst zu schaffen

wie die, mit welcher wir uns beschäftigen, deren Gefühlsinhalt, deren Form nicht die mindeste Ähnlichkeit mit einer gleichzeitigen europäischen Kunst hat, eine Mitgift der ungarischen Nation gewesen, ließe sich da nicht voraussetzen, daß, wie bei den Zigeunern, sich auch unter den Ungarn vor unseren Zeiten befähigtere Künstler gefunden haben würden, welche die Musik zu immer größerem Glanz entwickelt hätten? Ganz gewiß würden wir mit Recht berühmte Virtuosen oder Komponisten unter den Ungarn aufzuweisen haben, wenn diese Kunst im ungarischen Blut Wurzel gefaßt hätte. So sehr auch in unseren Tagen die Ungarn als Dilettanten diesen Zweig der Kunst ausbeuten, zur Zeit seiner ersten Bildung finden wir kaum einen, der sich darin hervorgetan hätte. Erst seitdem diese Musik ihren Höhepunkt erreichte, haben Ungarn in ihrem Genre komponiert und dasselbe als Künstler mit Ehre und Erfolg getan. Im ganzen bleiben sie jedoch eine verhältnismäßig geringe und unbedeutende Schar der großen Anzahl von Zigeunervirtuosen gegenüber, die diese Musik seit Jahrhunderten pflegen. Der Stil (und wäre es nur der Stil des Vortrags) würde dieses besondere Gepräge nicht geltend machen können, wenn er nicht der unmittelbare Ausdruck der Seele des Künstlers wäre, und der Stil der Czigany eignet sich dem Zigeunerwesen in zu adäquater Weise an, um nicht auch seinem Ursprung und dem Glanz nach, welchen er einzig der Zigeunervirtuosität verdankte, eine Zigeunerkunst zu heißen.

In einer zu Wien 1775 mit obrigkeitlichem Privilegium erschienenen politischen und statistischen Zeitschrift findet sich in einer höchst sorgfältig gearbeiteten Notiz über die Czigany folgendes: „Wir können eine Menge Beispiele anführen und verschiedene besondere Fälle anzeigen, wo sich Zigeuner mit ihrer Musik besonders hervorgetan haben und noch bis heute ihre Geschicklichkeit darin erweisen, wenn wir nicht befürchten müßten, daß unsere geehrtesten Leser durch derlei Abschweifungen zu leicht ermüdet werden könnten. Wir werden uns begnügen, einige Beispiele von Personen, die sich durch ihre Kunst berühmt gemacht und Meister geworden sind, anzuführen, um damit zu erweisen, wie dieses Volk zu der Musik ganz besonders von der Natur geneigt und angelegt

ist." Dies möchte wohl als ein weiterer Beweis gelten, daß die Ungarn im vorigen Jahrhundert und namentlich im Jahre 1775 noch nicht daran dachten, die Zigeunermusik als die ihrige anzusehen; denn man hätte zu jener Zeit, wo sie von der Regierung in Wien so behutsam behandelt, man möchte sagen gehätschelt wurden, gewiß nicht daran gedacht, ihnen diese Ehre streitig machen zu wollen, um ein damals so gering geachtetes Volk damit zu belehnen. Ebensowenig können wir uns erinnern, daß ältere Schriftsteller der Naturgabe erwähnten, welche den Zigeunern eigen ist, und dabei zugleich die magyarische Nationalität und ihre Volkslieder genannt hätten, somit die Zigeuner zu bloßen Ausführern ungarischer Melodien stempelnd. Der gelehrte und berühmte Pester Bibliothekar Herr Gabriel Matray, welcher diesem Zweig der musikalischen Literatur durch seine Forschungen nnd Herausgaben wesentliche Dienste leistete, und der sich zu der jetzt herrschenden Annahme hinzuneigen scheint, schrieb uns darüber gelegentlich folgendes: „Die gebildeten Ungarn geben sich überhaupt mit der ungarischen Nationalmusik nicht ab, wenigstens nicht mit der Komposition selbst, daher konnte die ungarische Musik nur durch Zigeuner aufrecht erhalten und verbreitet werden." Und weiter: „ Es wäre eine Seltenheit in Ungarn, wenn eine gut bevölkerte Ortschaft nicht ihre eigene Zigeuner-Musikbande besitzen würde." Das Zeugnis unseres geehrten Landsmannes, den man in dieser Beziehung wenigstens nicht im Verdacht der Parteilichkeit für die Zigeuner haben kann, bestätigt mindestens unsere Meinung von dem beträchtlichen Anteil, der ihnen an der Erfindung dieser Kunst zukommt.

Demnach haben zwei Tatsachen für uns gleiche Beweiskraft, um die Meinung derjenigen zu unterstützen, welche die von den Zigeunern ausgeübte Musik für ein Produkt halten, dessen Verdienst ihnen allein unbestritten zukommt. Erstens hört man seit den ältesten Zeiten, deren Angedenken in ungarischen Chroniken aufbewahrt ist, schon von Zigeuner-Musikern sprechen, niemals von anderen; zweitens ist es anerkannt, daß die Zigeunerrasse überall musikalisch begabt erschien, daß die Musik immer einen Teil ihrer höchsten Vergnügungen gebildet und nie bei ihren Festen gefehlt

hat, woraus augenscheinlich hervorgeht, daß ihre Begabung nach dieser Seite sich nicht allein auf eine reproduktive Fähigkeit beschränkt.

Hätten die Zigeuner auch nur einen viel geringeren Grad von Virtuosität, als ihn ihre Musik verlangt, in welcher Stickerei und Kolorit einen so beträchtlichen Anteil am Werte des Gewebes haben, wären sie nur textuell Ausführende, wie unsere Virtuosen, gefeiert, berühmt und zum Enthusiasmus hinreißend, wie sie sind, wird man ihnen den Namen Künstler und die Hälfte des Ruhmes an der von ihnen verherrlichten Kunst nicht streitig machen dürfen. Wer dies aber dennoch möchte, den fragen wir: Was ist denn der Virtuose? Ist er wirklich nur eine geistlose Maschine? Verrichten seine beiden Hände nur das Amt einer doppelten Kurbel am Leierkasten? Braucht er zum vorgeschriebenen Ausführen seiner mechaschen Aufgabe nicht zu denken, nicht zu fühlen? Hat er dem Ohr nur eine Photographie der betrachteten Gegenstände zu liefern? Wir wissen nur zu gut, wie viele unter ihren Gefeiertsten, unfähig, das vor ihnen auf dem Pult liegende Original auch nur dem Buchstaben nach zu übersetzen, seinen Sinn verstümmeln und, die Kunst nur als Handwerk betreibend, selbst das Handwerk nicht verstehen. So siegreich aber immerhin der Tat nach eine Usurpation sein mag, sie zerstört die Rechte der Erben nicht, und die des Dichter-Virtuosen, des berufenen, sind von einer Ausdehnung, von welcher ein unter illegitimen, unwissenden Herrschern entartetes Publikum keine Ahnung hat.

Das Wort Virtuosität und virtus stammt von dem lateinischen vir ab; die Ausübung beider ist ein Akt männlicher Kraft.

Der Virtuose ist kein Maurer, welcher mit der Kelle in der Hand die Zeichnung des Architekten treu und gewissenhaft in Stein ausführt. Er ist nicht das passive Werkzeug, welches Gefühl und Gedanken anderer, ohne ein Eigenes hinzuzufügen, reproduziert. Er ist nicht der mehr oder minder geschickte und erfahrene Leser von Werken, die keinen Rand für seine Glossen haben, keine Paragraphen zwischen den Zeilen nötig machen. Die von Begeisterung diktierten musikalischen Werke sind im Grunde nur die tragische oder rührende Interpretation eines Gefühls, welches der Virtuose

berufen ist sprechen, weinen, singen, seufzen zu lassen, zum Bewußtwerden seiner selbst zu bringen. Er schafft somit ebensogut als der Komponist selber; denn er muß die Leidenschaft in sich tragen, welche er im ganzen Glanz ihrer Phosphoreszenz zur Geltung bringen soll. Er haucht dem in Lethargie befangenen Körper den Atem ein, verleiht ihm den Glanz des Blickes, durchströmt ihn mit Feuer, belebt ihn mit dem Pulsschlag der Anmut. Er macht aus der Lehmform ein lebendiges Wesen, indem er es mit dem Funken durchdringt, welchen Prometheus dem Blitzstrahl des Jupiter entriß. Von allen Künstlern offenbart vielleicht der Virtuose am unmittelbarsten die überwältigenden Kräfte des pythischen Gottes, er, der in glühenden Umarmungen der stolzen Muse ihre verborgensten Geheimnisse entlockt.

Die Zigeunervirtuosen haben die Melodie mit jenem blühenden Schmuck umgeben, der wie ein Regenbogen um jeden Gedanken seinen vielfarbigen Schein wirft. Die Zigeunervirtuosen haben die Liedrhythmen durch kräftiges Auftragen oder weiches Kadenzieren leicht beflügelt oder träumerisch einwiegend gestaltet. Nur sie haben die Kunst als Künstler interpretiert, mochten auch Schäfer und Hirten dieselben Melodien auf ihren Schalmeien spielen oder sie pfeifen und singen, nur die Zigeunervirtuosen haben ihnen Kunstwert, Geltung und Ruhm verschafft. Was wäre aber aus dem Zigeunerkünstler ohne die Ungarn geworden? Sind nicht sie die einzigen, welche den Zigeunern Ruhe gönnten, sie nach ihrer Weise leben ließen, ihr Gehen und Kommen ohne Mißtrauen und Feindseligkeit ansahen, ihnen Aufnahme an ihrem Herd boten, ohne sie gleich wilden Tieren zu scheuen oder sie gleich Lasttieren zu unterjochen? Die mit ihnen tranken und in derselben Scheune mit ihnen schliefen, ohne ihren Hang zu den Freuden der Natur zu verdammen, ihre zügellose Freiheitsliebe zu hemmen, ohne sie mit Schmähungen zu überhäufen? Weil sie die Intuition des Zigeunergenies hatten, achteten sie den Typus, liebten sie die Kunst des Zigeuners. Sie schlugen in die Hände, bewunderten und hegten die Träger dieser Kunst, gaben keinem Neid in ihrem Herzen Raum, verboten ihnen nicht, ihre Lieblingsgesänge zu verschönern, ihre Tanzlieder zu veredeln, ihren Festen Reiz zu ver-

leihen, ihre Seele zu rühren, und verjagten sie dann nicht wie abgerichtete Hunde oder elende Possenreißer, wenn man sich über ihre Sprünge und Kunststücke müde gelacht hat. So gehört die Zigeunerkunst den Ungarn wie ein Kind seiner Mutter; denn ohne sie existierte sie nicht. Sie gaben ihr Luft, Raum und Helle, freundliches Lächeln, sympathische Tränen, alles, was eine Kunst zum Aufblühen und Gedeihen bedarf.

Wozu endlich sich darüber beunruhigen, ob der erste Grundstein zu diesem gemeinschaftlichen Denkmal, ob der erste Liebeskuß dieser Verbindung von diesem oder von jenem gegeben worden ist? Die Kunst besteht, und sie hätte weder ohne den einen noch ohne den anderen wachsen, sich ausdehnen und leben können. Es wäre in der Tat ein müßiges Beginnen, das Halbdunkel, welches durch eine Art Gerechtigkeit des Geschicks um die Fortpflanzung dieser Kunst gehüllt ist, zerstreuen, die obschwebende Ungewißheit aufheben zu wollen, besonders da man in Ermangelung unwiderleglicher Beweise, konstatierter historischer Tatsachen, die Frage nicht erschöpfend zu behandeln vermag.

XVII.

Schon seit Andreas II. Rückkehr von Jerusalem im Jahre 1219 sprechen die Schriftsteller, welche die näheren Umstände erzählen, von den im Lande befindlichen Czigany. Unter Ladislaus' Regierung (1272—90) bemerkt man eine beträchtliche Vermehrung ihrer Anzahl. Die ersten Schriftsteller, welche sich mit ihnen beschäftigen, schildern sie in einem Nomadenleben begriffen, sprechen von ihrer zeitweiligen Beschäftigung mit dem Schmiedehandwerk, vor allem aber von ihrem Ruf als ausgezeichnete Musiker. Dies könnte die Vermutung begründen, daß sie damals schon herbeigezogen wurden, um die zu Feierlichkeiten und Festen gewünschten Orchester zu bilden. Selbst das Stillschweigen der Chroniken, welche ja nicht alle Virtuosenfahrten erwähnen, könnte durch die erwiesene Allgemeinheit dieser Tatsachen erklärt werden, weil sie später, ohne das geringste Erstaunen zu verraten, von der ungeteilten Bewunderung erzählen, welche die Zigeuner auf den von

Emmerich Thurzo im fünfzehnten Jahrhundert gegebenen Festen erregten, die in Tokay drei Tage dauerten und in Biken auf einen ganzen Monat ausgedehnt wurden, sowie später auf den Reichstagen zu Rákos und Hatvan im Jahre 1525. Tinödy erwähnt einen Zigeuner von Lippa, namens Demetrius Karman, als einen Virtuosen von erstaunlichem Talent, den sein Gönner und Beschützer Beg Uluman (1550) aus Bewunderung seines Genies mit Reichtümern überhäufte, und fügt hinzu, daß, obgleich zu dieser Zeit vortreffliche Geigenspieler unter den Zigeunern häufig gewesen wären, keiner von ihnen sich mit diesem Karman hätte messen können. Es wäre gewiß von großem Interesse, zu untersuchen, wann und wie die Violine bei den Zigeunern zuerst Eingang fand.

Als im Jahre 1559 der Woywode der Walachei, Michel, mit einem von den Historiographen umständlich beschriebenen und lange in der Erinnerung bewahrten asiatischen Pomp und Luxus seinen Einzug zu Karlstadt in Siebenbürgen hielt, gingen den festlichen Reihen zehn Zigeuner voran und spielten einen Triumphmarsch, dessen Berühmtheit dem übrigen bei dieser Gelegenheit entwickelten Prachtaufwand entsprach. Es scheint auch, daß um diese Zeit und später noch die Zigeunervirtuosen, gleich den Skalden des Nordens, ungarische Anführer in den Kampf begleiteten.

Das achtzehnte Jahrhundert war die große Ära der Zigeunermusik, und ihre bedeutendsten Repräsentanten wurden damals mit Schmeicheleien überhäuft, die hinter den enthusiastischen Beifallsbeweisen, die einem Paganini oder Rubini in unseren Tagen widerfuhren, wenig zurückstehen. Einer der berühmtesten Koryphäen im Anfang dieser Epoche war Michel Barnu, der sich als Virtuose im Gefolge des Kardinal Csaky befand, welcher von ihm ein schönes, lebensgroßes Porträt mit der Inschrift: „der ungarische Orpheus“ anfertigen ließ. Es geschah dies infolge eines dem Wartburgfest ähnlichen Wettkampfes, zu dem man zwölf der besten Violinisten jener Zeit ausgesucht hatte, um Barnu die Palme zu entreißen oder streitig zu machen. Sie waren alle in Diensten großer Herren, die den Ehrgeiz hatten, in dieser Hinsicht nicht schlechter als der Kardinal bestellt zu sein. Barnu ließ sich

aber nicht überwinden, im Gegenteil vermehrte sich sein Ruhm beträchtlich. Der Kardinal hieß den besten Maler des Landes kommen, um die Züge des Wettsiegers der Nachwelt aufzubewahren, und bestand darauf, daß dieser in seinem Hofkostüm, in den Farben seines Hauses gemalt werde, weil er es sich zur Ehre schätzte, ihn in seinen Diensten gehabt zu haben, sein Mäzen gewesen zu sein. Das Bild wurde in einem Residenzsaal (auf der Burg Radkau, Komitat Zips) aufgehängt, wo es sich heute noch befindet. Das Faktum eines solchen Sängerkrieges, wie sie in früheren Jahrhunderten öfter stattfanden, spricht hinlänglich für die Wichtigkeit, welche der Zigeunerkunst damals beigelegt wurde, und wie ausschließlich die Zigeuner selbst diese Kunst ausübten, da man sie allein berief, um sich bei einem solchen Wettstreit zu messen. Wenn hohe Personen mit Wohlgefallen das Richteramt bei solchen Kämpfen übernahmen, mußte man diese für dessen würdig halten, und die Talente mußten zahlreich sein, wenn man ihrer zwölf auffand, die es wagen durften, mit diesem Hochbegünstigten es aufzunehmen, dessen Vermögen durch die reichen Gaben seiner verschiedenen Gönner in der Tat ein bedeutendes geworden zu sein scheint.

Gegen das Jahr 1772 finden wir eine Frau im Ruf großer Virtuosität auf der Violine: Csinka Panna. Sie spielte seit früher Jugend mit glänzender Fertigkeit dies Instrument und heiratete mit vierzehn Jahren einen Zigeuner, der wie seine beiden Brüder gleichfalls Musiker war und ein kleines Familienorchester gründete, welches alsbald großen Ruf erwarb. Csinka Panna hatte eine kleine Unebenheit des Wuchses, aber ein sehr hübsches Gesicht und zeichnete sich ebensosehr durch liebenswürdige Rechtschaffenheit, Sittlichkeit und Vornehmheit ihrer Manieren als Nettigkeit und Anmut persönlicher Erscheinung aus, und nicht weniger durch größeren Hang zur Niederlassung, als man bei ihren Stammesgenossen gewöhnlich findet. Sie war aus Gömör, und der Ortsherr, Langi, der ihr frühzeitiges Talent bemerkte, ließ ihr sehr frühe Unterricht erteilen, in welchem sie schnelle Fortschritte machte. Nach ihrer Verheiratung baute er ihr ein bequemes, wohleingerichtetes Haus an den Ufern des Sájo; sie bewohnte es und hielt

es in guter Ordnung, obwohl sie nur die härtesten Wintermonate darin zubrachte und den Sommer mit den Ihrigen in Zelten zu verleben vorzog, die sie unfern dem Hause, aber mehr in der Nähe des Flusses aufschlug. Ihr Tod erregte allgemeine Trauer. Es wurden unzählige lateinische und ungarische Verse verfaßt, welche diesen Verlust beklagten und die hohen Vorzüge der Hingeschiedenen als Frau und Künstlerin rühmten. Man legte sogar Wert genug auf den dichterischen Ausdruck dieses von allen empfundenen Leids, um einen großen Teil dieser Gedichte, welche nach der ersten Kunde des vielbeklagten Ereignisses das Land förmlich überfluteten, bis auf unsere Zeit zu erhalten.

Die verschiedensten Untersuchungen stimmen darin überein, daß zu jener Zeit alle Virtuosen Komponisten waren, weil eben schon der zum Stil ihres Vortrags so notwendige Erfindungsreichtum an improvisierter Ornamentik diese Doppelbegabung bedingte und weckte. Leider verhinderte ihre Unwissenheit in der Notation das Aufschreiben und Erhalten ihrer Werke, so daß wir keine authentischen Dokumente dieser, nach dem durch sie erweckten Enthusiasmus zu schließen kostbaren Erzeugnisse besitzen. Hiripi, Sugar, Galantear, Baczar und zahlreiche andere sind als berühmte Nachfolger dieser Linie zu nennen, welche noch heute in den berühmtesten Bandenführern Ungarns, einem Boka Paticarius, Sarközy, Kecskeméty usw., ihre Repräsentanten findet.

Der bekannteste, gefeierteste und populärste Held des Zigeunervirtuosentums war der im Raaber Komitat geborene und 1827 im achtundfünfzigsten Jahr seines Lebens gestorbene Bihary. Wir erinnern uns noch, diesen Virtuosen gesehen und gehört zu haben, dessen männlich schönes Äußere alle Unterscheidungszüge der Rasse an sich trug. Wir vermögen noch, uns den gebieterischen Zauber zurückzurufen, den er ausübte, wenn er mit zerstreuter und zugleich melancholischer Fahrlässigkeit, die mit der anscheinenden Lustigkeit seines Temperaments, mit dem lebhaften Blick, den er gleichsam sondierend in die Seele des Zuhörers warf, kontrastierte, seine Geige zur Hand nahm und ihr nun stundenlang, als vergäße er, daß die Zeit verfließt, Tonkaskaden entlockte, welche bald wie

in wildem Fall hinstürmten, bald wie über sammetweiches Moos hinrieselten. Wir waren nicht mehr so ganz Kind, als wir 1822 diesen großen Zigeunervirtuosen hörten, um nicht die bestimmteste, deutlichste Erinnerung an die Eindrücke seines Spiels zu bewahren. In Erinnerung an das damals Vernommene dachten wir in der Folge manchmal daran, daß die Wirkung jener geheimen Elixiere, welche die Alchimisten des Mittelalters in ihren verborgenen Laboratorien brauten, und deren heilkräftiges Naß neue Lebensfähigkeit in die Adern gießen, mit Kraft, Männlichkeit, Tapferkeit begaben sollte, dem sie Genießenden eine ähnliche Sensation erweckt haben mögen, wie wir sie in jener Stunde empfanden. Wie Tropfen einer geistfeurigen Essenz schlugen die Töne der bezaubernden Geige an das Ohr. Wäre unser Gedächtnis aus weichem Ton und jede seiner Noten ein Demantnagel gewesen, sie würden nicht fester darin haften. Wäre unsere Seele ein von dem in sein Bett wieder zurückgekehrten Flußgott erweichtes Erdreich gewesen und jeder Ton des Künstlers ein befruchtendes Samenkorn, er hätte nicht tiefer in uns wurzeln können.

Bihary brachte den Ruf der Zigeunerkunst auf den höchsten Gipfel. Schon seit geraumer Zeit war sie von der ungarischen Aristokratie hoch gepriesen worden, nun aber bildete sie gleichsam einen integrierenden Teil der Nationalrepräsentation und ward gewissermaßen unzertrennlich von dem Zeremoniell des Preßburger Reichstages, figurierte als nationale Kunst bei den Krönungsbällen, wurde mit einem Wort als ein Kleinod des Reichsschatzes, als ein patriotischer Stolz betrachtet. Zwischen den Jahren 1820—30 gelangte sie durch Bihary zu solchem Glanz, daß selbst Wien sich für sie enthusiasmierte. Das von ihm dirigierte Orchester wurde mehrmals an den Hof berufen; es spielte dort bei mehreren Festen, sowie bei solchen, welche von fremden Gesandten, unter anderen vom englischen, gegeben wurden. Seine Aufführungen in den verschiedenen Theatern waren sehr Mode und zogen fortwährend das Publikum an. Man erzählt sogar, daß der Kaiser im Sinn hatte, Bihary, der die Aufmerksamkeit einiger der hochgestellten Glieder des Hofes besonders auf sich gezogen hatte, ganz ausnahmsweise Gunstbezeugungen angedeihen zu lassen,

daß aber eines Abends, als er ihn fragte, was er sich etwa von seiner kaiserlichen Gnade erbitten würde, Bihary die wohlgeneigten Absichten Sr. Majestät verscherzte, indem er Adelsbriefe für sein ganzes Orchester forderte. Mochte es nun aus edlem Wohlwollen für die Seinigen oder aus zähem Pariastolz geschehen, der Bedingungen an das Aufgeben seiner bürgerlichen Nichtigkeit knüpft, oder war es ein schlauer Kniff, um einer Wohltat zu entgehen, die seine Unabhängigkeit beschränkt hätte, es war ein echter Zigeunerzug.

Die Persönlichkeit Biharys war eine in seiner Epoche zu berühmte, und die Erscheinung, einen Künstler dieser Rasse in der vornehmen Welt unseres Jahrhunderts, in welcher die ursprünglich bestandenen Sympathien zwischen Ungarn und Zigeunern, bei der vorherrschenden, ganz von denen des übrigen aristokratischen Europa durchdrungenen Anschauungsweise nur noch sehr schwach sein konnten, populär werden zu sehen, ist eine zu merkwürdige, als daß seine Biographie nicht von besonderem Interesse sein müßte. Wir können ihre Hauptzüge nicht besser wiedergeben, als indem wir eine kürzlich über ihn von Herrn Matray, den wir schon oben anführten, veröffentlichte Notiz zur Grundlage nehmen.

„Johann Bihary, einer der berühmtesten Violinisten Ungarns, geborener Zigeuner, kam 1769 zu Nagy Abony (im Preßburger Komitat) zur Welt, als Sohn eines in seiner Heimat wohlbekannten, tüchtigen Violinspielers. Er brachte seine Kindheit und erste Jugend bei Verwandten väterlicherseits in Böngö (Raaber Komitat) zu, wo er mit achtzehn Jahren Eva Banyak heiratete, welche fünfzehn Jahre zählte und Tochter eines sehr berühmten Zymbalisten in Szerdahely war.

„Er hatte damals schon hinreichende Studien gemacht, um sich als erster Geiger an die Spitze eines Orchesters zu stellen, in welchem sein Schwiegervater beschäftigt war. Nach dessen Tode, 1802, begab er sich nach Pest als Chef der Bande von Franz Bakos und erlangte hier in kurzer Zeit großen Ruf. Er warb mehrere sehr geschickte Instrumentalisten an, unter ihnen Bakos Laczi (Sohn des Franz), der, obwohl nur zweiter Geiger, mit ihm zu rivalisieren versuchte. Ficsur (auch unter dem Namen Ujvari

bekannt), ein guter Violoncellist, wurde von Bihary nach Pest berufen, der hier seine Studien noch leitete und ihn in sein Orchester aufnahm, sowie die gleichberühmten Joseph Bakos und Emmerich Mungyi. Alle diese Künstler starben noch zu Biharys Lebzeiten in Pest. Nur der von ihm 1815 angestellte Johann Sarközy überlebte ihn und fristete später in Pest ein ärmliches Dasein. Seine Bande war meistens nur aus vier Bogenvirtuosen und einem Zymbalisten zusammengesetzt.

„Bihary fand in Pest bald die zur Vervollkommnung und Entwickelung seines seltenen Talentes notwendigen Verhältnisse. Er versäumte nicht, sie zu benutzen, und wurde für die Anstrengungen seines Fleißes durch die ungeteilte und zunehmende Bewunderung aller ungarischen Künstler und Mäzene belohnt. Man achtete ihn als König aller nationalen Musiker, und bald wagte man kaum mehr eine Hochzeit oder irgend ein öffentliches oder privates Fest vorübergehen zu lassen, ohne ihn einzuladen. In Ofen spielte er häufig bei Erzherzog Palatin, dem Statthalter des Königreichs, und man darf versichern, daß der durch seine Virtuosität erregte Enthusiasmus den Glanz der Krönungsfeste erhöhte. In seiner Blütezeit ging er wenigstens einmal des Jahres nach Wien, wohin man öfters seine Truppe zu Hof-Zeremonien berief. Im Oktober 1814 war er dort, als man die Ehrenkreuze nach der Schlacht bei Leipzig verteilte. Während des Wiener Kongresses hielt er sich fast ein Jahr daselbst auf und hatte die Ehre, vor allen gekrönten Häuptern Europas zu spielen und von ihnen applaudiert zu werden.

„Als Marie Louise ihn zu einem am 23. Dezember 1814 stattfindenden Hofkonzert geladen hatte, bemerkte sie die Beharrlichkeit, mit welcher seine Blicke eine Prinzessin von Geblüt verfolgten, die ihm ganz absonderlich zu gefallen schien. Einer seiner Freunde versicherte, daß es die Königin von Neapel gewesen sei, deren Schönheit ihn so angezogen, da aber die Königin Karoline zu jener Zeit nicht mehr lebte, konnte es nur eine Czarewna von Rußland oder Maria Ludovica von Parma sein, wenn nicht die Kaiserin selbst es war, die ihn bezauberte. Die letztere näherte sich bald und frug ihn, ob er verheiratet sei. Ohne sich aus der

Fassung bringen zu lassen, antwortete Bihary bejahend und sagte, daß seine Frau ihn nach Wien begleitet habe. Ihre Majestät verlangte, daß sie ihr sogleich vorgestellt würde. Bihary ging sie zu holen und erschien bald in Begleitung seiner Eva wieder, die glänzend in ihrem pittoresken Nationalkostüm gekleidet war. Sie war noch jung, von hohem Wuchs, ziemlich kräftig, von braunem Teint und imposant in Haltung und Gebärden. Die Kaiserin empfing sie mit vieler Güte und lobte sie sehr, daß sie sich nicht von ihrem Gemahl getrennt habe. Dann wandte sie sich zu Bihary und sagte ihm, da ihm der Himmel eine so schöne Frau gegeben habe, müsse er sich nicht so empfänglich für die Augen der Prinzessinnen zeigen, und empfahl ihm in dieser Hinsicht größere Gleichgültigkeit, als er diesen Abend bewiesen hätte. Nach dieser Unterhaltung ließ sie seiner Frau ein Geschenk von fünfzig Dukaten zustellen und beide in ihrer Hofkarosse nach Hause bringen.

„Aber die hohe, mächtige Dame, die Bihary so angestarrt hatte, wollte ihn wieder sehen und bei sich nochmals hören. In dem Konzert, welches sie ihm zu Ehren veranstaltete, übertraf er sich selbst und setzte alle Zuhörer in Erstaunen. Auch sein Schüler, der Violoncellist Ficsur, zeichnete sich hier aus, und als er, um ein neues Stück zu beginnen, einen Stuhl erwartete, trat ihm die Prinzessin den ihrigen ab. Ehe sie beide verabschiedete, überreichte sie selbst in der anmutigsten Weise jedem eine goldene Medaille.

„Bihary war die Seele des zwischen Pest und Ofen auf der Margareten-Insel von Alexandra Paulowna, der ersten Gemahlin des Palatin Joseph, ihrer Schwester, der Herzogin von Oldenburg, Katharina Paulowna gegebenen Empfangs. Dies herrliche Fest fand im Freien statt. Junge ungarische Aristokraten führten Nationaltänze auf, zu denen die Militärmusik des Regiments Esterhazy mit dem sehr undisziplinierten, aber mit um so hinreißenderem Feuer spielenden Orchester Biharys abwechselte.

„Ein Vierteljahrhundert lang feierte dieser einen Erfolg nach dem anderen und besuchte die bedeutendsten Städte von Ungarn, Transylvanien, Kroatien, Slavonien und Galizien. Vom 29. November bis 4. Dezember 1824 war er in Erlau, und indem er diese Stadt verließ, stürzte zwischen Gyöngyös und Hatvan sein Wagen

um, und er verrenkte sich im Fallen den linken Arm. Mit diesem Zufall begann eine Reihe von Unglücksfällen, eine neue und traurige Ära für ihn. Trotz der sorgfältigsten Behandlung des berühmtesten Arztes von Pest, Georg Stahlys, blieben die Muskeln dieses Armes immer geschwollen, und Bihary sah sich plötzlich seiner Subsistenzmittel beraubt, die ihn bis jetzt an behagliches Leben, selbst an Luxus gewöhnt hatten. Da er nur noch Nebenpartien im Orchester ausführen konnte, übergab er Johann Sarközy die Leitung und erschien nach der Ovation, die ihm 1825 beim Preßburger Landtag zuteil geworden war, nicht mehr in der Öffentlichkeit. Er verfiel in eine tiefe Traurigkeit über dieses Unglück, das, ihn zur Unmacht zwingend, den Künstler in ihm tötete, und der früher Heitere, Joviale wurde nun mürrisch, melancholisch. Da die besten Kräfte seiner Bande ihn nach und nach verließen, kam es bald so weit mit ihm, daß er mit den Überbleibenden nur noch kärglich sein tägliches Brot verdiente.

„In dieser Zeit der Not trifft er zufällig eines Tages in einem Hotel einige reiche Edle, die seine Veränderung und die Mühe, mit der er einige Stücke langsam hervorbrachte, die er sonst wie mit einem Bajonettsturm angriff, aufs tiefste rührte. Einer von ihnen, dem Trieb jenes tief nationalen, poetisch liberalen Zuges folgend, der dem ungarischen Blut eigen ist, und mit jenem Zartgefühl des Herzens, welches den Beschenkten auf die Wohltat stolz macht, statt zum Vergessen derselben zu treiben, umwickelte den kranken Arm reichlich mit Banknoten. La Rochefoucauld sagt mit Recht, daß die Undankbarkeit öfter die Schuld des Gebers als des Empfängers ist, weil der zweite nie vergißt, sich das Empfangene als eine Ehre anzurechnen, wenn der erste sich eine Ehre aus dem Geben macht. Bihary kam mit Tränen in den Augen zu seiner Frau zurück, und in ihrer großen Armut erschien diese unverhoffte Unterstützung ihnen wie ein unerschöpflicher Schatz. Aber sein Stern war im Sinken, und er hörte keine Anspielung auf seine glänzende Jugend mehr ohne nasse Augen an.

„Wie alle echten Künstler, war er in den Zeiten seiner Triumphe zu unbedacht, zu freigebig gewesen, um ans Sparen zu denken. Als nun Alter und Krankheit zugleich sich meldeten, mußte er

seine Gold- und Diamantringe, seine wertvollen Dosen, seine herrlichen Pfeifen eine nach der anderen veräußern. Nur seine Geige wollte er nie von sich lassen, selbst als er kaum mehr auf ihr spielen konnte. Jedesmal, wenn er sich von einer seiner Kostbarkeiten trennen mußte, die ihm wegen der Ruhmeserinnerungen teuer waren, die sich an sie knüpften, war er sehr schmerzlich ergriffen. Endlich machte der Tod diesen Leiden, die täglich unerträglicher wurden, ein Ende. Nachdem er in seinen letzten Tagen furchtbar an Gicht und Wassersucht gelitten, starb er am 26. April 1827 in dem Hause eines gewissen Sanogyi. Er wurde den folgenden Tag auf dem Kirchhof der Vorstadt des heiligen Franziskus bestattet auf Kosten einiger ungarischer Edlen. Die Journale zeigten seinen Tod an.

„Sein einziger Sohn, 1791 in Böngyi geboren, war ein talentvoller Geiger und wirkte in der Bande seines Vaters mit. Leider starb er schon mit dreißig Jahren, am 12. Mai 1821, eines plötzlichen Todes, den er sich durch unmäßiges Trinken zugezogen. Er hinterließ eine junge Witwe, Therese Lakatos von Komorn, und einen Sohn, Franz, 1816 in Baja geboren. Dies Kind erzog der Großvater, der es im Alter von fünf Jahren leichte Melodien lehrte, um durch mitleidige Spenden dessen Unterhalt zu erwerben.

„Die Witwe Bihary brachte den Rest ihrer Tage bei ihrer Tochter Helene, der Frau des Farkas Joseph von Raab zu. Sie starb 1850 im Alter von siebenzig Jahren; die Kosten ihrer Beerdigung, zwanzig Gulden, hatte sie zu diesem Zweck mühsam zusammengespart.

„Bihary war von großer, starker Natur, seine immer groß geöffneten Augen gaben seiner Physiognomie etwas Eigentümliches, seine Züge waren sehr markiert, sein Charakter freimütig, sorglos und lustig. Das zarte Geschlecht war ihm sehr gefährlich, und besonders die Schönheit vornehmer Damen zog ihn an. Da sein geschmeidiger Geist ihm gute Aufnahme in den Salons verschaffte und sein ganzes Wesen den feinsten Takt verriet, war er durchaus nicht linkisch, wenn er den Hof machte. Seine Galanterie spielte ihm in der Jugend einige Streiche, ohne daß sie zu schlimme Folgen gehabt hätten. Für den Ehrenpunkt war er

empfindlich und leicht verletzlich. Starke Spirituosen liebte er wenig, trank nur aus Kameraderie und hielt selbst in dieser und anderen Beziehungen die Mitglieder seiner Bande sehr streng. Er trug gleich ihnen ein ihm zuerst vom Oberst Karl Kubinyi gegebenes Kostüm, dessen immer offene Börse Bihary manchen Dienst geleistet hatte. Dies Kostüm bestand aus dunkelblauen Hosen von ungarischem Schnitt, mit Tressen und schwarzen Fransen, aus rotem, mit Schwarz und Dunkelblau verbrämtem Dolman mit lammpelzbesetzten Ärmeln. Die Kopfbedeckung war ein Kalpak von Seeotter mit einer weißen Feder. Sie bestritten später diese Kleidung, die stereotyp blieb, aus eigenen Kosten. Nur Bihary trug goldene Tressen. Jetzt tragen die Zigeunervirtuosen dies Kostüm nur bei außerordentlichen Gelegenheiten und gehen gewöhnlich im eleganten schwarzen Attila.

„Bihary war besonders durch den virtuosen Vortrag nationaler Musik ausgezeichnet, die er frei interpretierte, und sie jedesmal neu zu improvisieren schien. Wiewohl sein Spiel voll von jenem Ungestüm war, ohne welches man kein ungarisches Auditorium mitreißt, überlud er es nicht mit schwülstigen Verzierungen und spielte gewisse Melodien ganz einfach, aber mit einem Ausdruck, der jedes Herz ergriff. Die Frischkas trug er mit gewaltigem, berauschendem Feuer, die Lassans mit einer tiefen, elegischen Melancholie vor, die selbst auf Fachmusiker, die sie nur vom Standpunkte der Faktur beurteilten, einen tiefen Eindruck machte. Damals pflegte man sowohl Frischkas wie Lassans zu wiederholen; jetzt scheint man die ganze nationale Musik in den Czardas konzentriert zu haben.

„Bihary besaß im hohen Grade eine den Zigeunern angeborene Gabe des schnellen Aneignens und Umbildens von scheinbar fremden und unverträglichen Elementen. Jedem Thema, das er vortrug, gab er eine Betonung, die dessen Natur seinem Gefühl nach veränderte, und prosodierte es in neuer und ganz eigentümlicher Weise. Er lernte nie in seinem Leben die Noten, aber einmaliges Anhören eines Motivs genügte ihm, um es augenblicklich und zwar in der eben bezeichneten eigentümlichen Weise zu reproduzieren. Wenn ein mit dem seinigen alternierendes Orchester

auf einem Balle Kontretänze und Allemanden spielte, nahm er, sobald es geendigt hatte, dieselben mit neuer Kraft wieder auf. Auf den regelmäßigen Bällen, die in den sieben Kurfürsten, einem damals den Vereinigungspunkt der Pester schönen Welt bildenden, jetzt zum Privathaus umgestalteten Hotel stattfanden, begann er gewöhnlich um Mitternacht zu spielen. Er richtete von Anfang eine Art Konzert ein, welches meist Stücke von ernstem, traurigem Charakter enthielt, während welcher niemand tanzte. In dem zweiten, lebhafteren Teil begannen einige Paare sich auf dem Parkett zu versuchen, worauf er dann die Kalamayka, später Quadrillen, Ecossaisen, Menuette anstimmte, die mit ganz besonderem Feuer getanzt wurden. Nach zwei Uhr zog er sich zurück.

„Biharys Bedeutung als Komponist ist unserem Urteil entzogen. Zum Nachdenken und Aufschreiben seiner Eingebungen hatte er weder Zeit noch Geduld. Um sie der Nachwelt aufzubewahren, hätte man sie ohne sein Wissen stenographieren müssen; denn viele Talente verlieren durch den bloßen Gedanken, ihre augenblicklichen Einfälle zu Protokoll genommen zu sehen, alle Anmut und Ungezwungenheit des Unmittelbaren. Es ist sehr zu bezweifeln, ob er mehrere unter seinem Namen gedruckte und verbreitete Stücke wirklich komponiert hat. Die Werke von Lavotta und Csermak trug er in einer bewundernswerten Weise vor.“

XVIII.

Lavotta[1] und Csermak sind die berühmtesten der Ungarn, welche sich bemüht haben, den eigentümlichen Zug der Zigeunervirtuosität nachzuahmen. Wie sollten wir nicht von Csermak, ruhmvollen und unglücklichen Andenkens, sprechen? Von allen

[1] Wir begnügen uns damit, Lavotta, dessen Lebenslauf wenig Besonderes darbietet, einfach als einen bedeutenden Meister dieser Kunst anzuführen, den man aus seinen Werken kennen lernen muß. Sein Ende war, wenn nicht so tragisch, doch nicht minder beklagenswert als das Csermaks. Das Zigeunertum führte ihn nicht zum Wahnsinn, leider aber zur Trunksucht und durch sie zum Stumpfsinn, was im übrigen ein höchst seltener Fall unter den alten Zigeunern ist, die trotz aller Ausschweifungen meist frisch und rüstig bleiben.

denen, die nicht unter dem zerrissenen Linnen eines Zeltes geboren sind, hat er allein die Goldader, die reine Ader dieser Inspiration aufgefunden. Es ist schwer jetzt begreiflich zu machen, welche Höhe die Bewunderung bei denen erreicht hat, die ihn gekannt und gehört haben, und welcher Hyperbeln sie sich bedienen, um den Eindruck zu schildern, den sein Talent hervorbrachte. Man versteht und teilt aber diesen Enthusiasmus, wenn man seine Werke durchgeht, welche die hervorragendsten Eigentümlichkeiten der Zigeunermusik so unverkennbar an sich tragen, daß wir uns manchmal die Frage aufgeworfen haben, ob nicht infolge unbekannter Verzweigungen wirkliches Rommyblut in seinen Adern flösse, weil nur solchem der größte Komponist in diesem Genre scheinbar entstammen konnte. Es ist wohl anzunehmen, daß jemand durch völlige Aneignung dahin gelangt, diese Melodien nach dem ihnen innewohnenden Gefühl zu deklamieren, zu verbinden, vorzutragen; um sie aber gleich einem unserer Natur angeborenen Arom auszuhauchen, dazu muß die Natur, welcher dies Arom eigen ist, die unsere sein.

Von einem unserer Freunde, dem Grafen Stephan Fay, der als leidenschaftlicher Verehrer der Zigeunermusik in Ungarn bekannt ist, mehrmals Kapellen von Zigeunern in seinen Diensten hatte und zu ihrer Erhaltung sowie zu Sammlungen ihrer besten Stücke keine Kosten scheute, erhielten wir eines Tages einige Zeilen über den armen Csermak, welche seine Hauptlebensumstände enthalten und einen Begriff von der Art Kultus geben können, den man seinem Andenken widmet, sowie von dem pathetischen, vollbrüstigen Ton, den man in Ungarn immer anstimmt, wenn von ihm die Rede ist.

„Csermak! mit diesem Namen wird Ungarns größter, genialster und unsterblicher Nationalkomponist benannt. Ungarn und Nichtungarn, gelehrte Musiker und Profane, alle bewundern den tiefen Sinn, das eigene Originelle, womit er kunstmäßig Musikalisches und wahrhaft echt national Ungarisches gepaart hat. Welche erstaunenswerte Fülle der Empfindung, welch blendenden Reichtum wußte sein Bogen jeder unserer Melodien zu verleihen! Seine wehmütigen Lassans, seine feuersprühenden, sporenklingenden

Frischkas, seine eleganten Csardas, der klare, reine Musiksatz seiner Kompositionen bei dem ahnungsreichen, schmerzvollen Mystizismus ihres Inhaltes haben ihn für alle Zeiten zum Abgott der ungarischen Nation gemacht.

„Ungelichtetes Dunkel ruht über seiner Geburt. Er selbst behauptete, in Böhmen geboren zu sein, und pflegte sich Anton von Csermak, Nobilis et Luidi et Rohans zu zeichnen und nahm alle Privilegien des Adels in Anspruch. Andere versichern, daß er ein natürlicher Sohn des Grafen Stephan Illeshazy, Erbobergespan des Trencsiner und Liptauer Komitats, wäre. Herr von Roby, bei welchem Csermak vier Jahre lang zu Iszif im Zempliner Komitat wohnte, sagte mir eines Tages, daß seine Mutter eine böhmische Dame von Stande sei. Soviel ist gewiß, daß Csermak gegen den Grafen Illeshazy immer eine kindliche Ehrfurcht bewahrte, und daß man ihn dann und wann erröten sah, wenn der Name des Grafen genannt wurde. Wie es auch sei, soviel ist gewiß, daß nur der echteste Ungar so fühlen konnte wie er. Das Jahr ist nicht bekannt, wann er zuerst in Ungarn erschien. Er gab anfangs in Wien, dann in einigen ungarischen Komitaten, die nicht fern von der Hauptstadt liegen, Violinunterricht. Später kam er nach Pest, woselbst er einige Monate als Orchesterdirigent fungierte. Hier war es, wo er den berühmten Lavotta zum erstenmal hörte. Obgleich schon damals für ungarische Musik entflammt, spielte er doch nur die schwierigsten Violinkonzerte und Quartette zur allgemeinen Bewunderung der Kenner. Eines Tages lud ihn Fürst Grasalkowich zu sich nach Gödöllö ein, um als Zuhörer einem Konzert des damals noch jugendlichen Bihary beizuwohnen. Csermak bricht während des Spieles in Tränen aus, stürzt dem jungen Zigeuner an die Brust und widmet sich von diesem Augenblick an ausschließlich der Nationalmusik. Seitdem wurde er auf allen Landsitzen und Schlössern der ungarischen Aristokratie bewundert, spielte öfters in Wien bei Hofe und machte selbst eine Kunstreise nach Rußland. Ganz Ungarn staunt ihn an, man reißt sich mit Wut um seine Kompositionen. Er geht von Wald zu Wald, von Dorf zu Dorf, besucht die Pußten, Zigeunerhütten, die Heideschenken, die Szállásen, Kanászen, verschmäht selbst die

Gesellschaft der Räuber nicht, um überall zu lauschen, die Volksmelodien zu sammeln. So gerüstet, tritt er nach Jahren der Forschung und Übung wieder in die Öffentlichkeit und blendet alles durch den Glanz seines im Kulminationspunkt strahlenden Genius. Noch hatte Ungarn keinen Komponisten-Virtuosen besessen, den man ihm auch nur entfernt vergleichen durfte, und verwegen wäre es, von der Zukunft einen Nachfolger seiner Begabung zu erwarten, der seinen Kranz zu tragen würdig wäre. Sein Strich war kräftig und majestätisch wie bei Spohr, kühn und herausfordernd wie bei Lipinsky, leicht und zierlich wie bei Rhode; selbst auf der schlechtesten Zigeunervioline entzückte er jeden Hörer. Es ist unglaublich, wie er den ungarischen Nationalcharakter aufzufassen und wiederzugeben wußte. Die Jugend des Landes ließ ihn viele Meilen weit auf ihre Bälle holen, nur um in den Ruhestunden einige seiner köstlichen Ungarischen zu hören. So strahlte dies Meteor in seinem vollen Glanze, und Ungarn war stolz darauf, ihn zu besitzen.

„Bald aber gab ein unerwartetes Ereignis seinem Lebenslauf eine unheilvolle Wendung und machte sein Geschick für immer unglücklich. Während eines flüchtigen Aufenthaltes in Erlau machte er die zufällige Bekanntschaft des Herrn von Roby aus Iszif im Zempliner Komitat und nahm dessen Einladung an, bei ihm zu wohnen. Er verweilte vier Jahre bei demselben und verliebte sich in dieser Zeit in ein bildschönes ungarisches Mädchen, die nach einigen von hohem Stande, nach anderen eine Bäuerin gewesen sein soll. Leider vermochte der Zauber seines Genies und die Heftigkeit seiner Leidenschaft nicht ihr Herz zu rühren, er fand keine Gegenliebe. Dies Leid wurde für seine reizbare Seele ein tödliches. Heftiger Kummer bemächtigte sich seiner, und eine verzehrende Melancholie lag täglich schwerer und drückender auf seinem Gemüt. Er sucht Zerstreuung, Betäubung im glühenden Ungarwein, und sein zarter Geist vermag nicht den Streit dieser beiden zerstörenden Gewalten zu ertragen — er wird wahnsinnig. Bei alledem fuhr er fort, erhabene Tongebilde zu schaffen, und man kann sagen, daß er in dem wundervollen Ungarischen aus A-moll, den er Szerencsétlen szerelem (Unglückliche Liebe)

betitelte, dem bewußten Leben und Weben seines liebenden Herzens einen tönenden Leichenstein gesetzt hat. Herr von Roby gab ihm die rührendsten Beweise von Liebe und Freundschaft, aber umsonst; Csermak entsprang ihm und irrte wahnwitzig, in Bettlerlumpen, barfuß und mit zerrauften Haaren im Lande umher. Allen menschlichen Regungen und Gefühlen abgestorben, lebte nichtsdestoweniger sein Talent in wunderbarer Weise fort. Furchtbar drangen die schmerzlichen Akzente ins Herz, die sich den Saiten seiner Geige entrangen, und nur wenn das Instrument seinen zitternden Händen entfiel, nahm man mit Schauder wahr, daß man im Innersten ergriffen den Tönen eines sinnlosen Unglücklichen gelauscht hatte, der nur noch das innigste Mitleid einflößen konnte.

„Es sind ungefähr dreißig Jahre, daß ich mit mehreren Musikern einer Messe unter Leitung des Grafen Franz Dezsöfy, der selbst vortrefflich die Orgel spielte, zu Edelin im Borsoder Komitat beiwohnte. Während der Feierlichkeit trat plötzlich ein in Lumpen gehüllter Mensch mit wildrollendem Blick und heftigen Gebärden ein, stürzte auf das Orchester zu, entriß dem ersten Geiger sein Instrument und spielte zu aller Erstaunen die ganze Partie vom Blatt, wie verzückt inneren Eingebungen lauschend. Nach Beendigung dieses sonderbaren Auftritts fragte man ihn, wer er sei, und als er den Namen Csermak nannte, drängte sich alles um ihn her; man kniete vor ihm nieder und benetzte seine Füße mit Tränen. Der Graf Dezsöfy ließ ihn alsbald in ein seines großen Namens würdigeres Gewand kleiden; nach einer halben Stunde erschien er wieder, in vornehmem Anzug, aber mit unverändertem Gesichtsausdruck, und sah mit stolzem Blick auf uns herab. Er weigerte sich, weiter zu spielen, und gab vor, die Mutter Gottes habe es ihm untersagt. Mit einigen Gläsern herrlichen Menéser Ausbruch und Tokayer gelang es jedoch, ihn diese Skrupel vergessen zu machen. Er ergreift die Geige und spielte — spielte mit einem Ton, einer Rührung, deren nur Paganini fähig war, Rhode an Kraft des Tons überwindend. Nie hat mich ein Spiel so ergriffen; mit der sogenannten Figura czifraság führte er Sachen in Doppelgriffen aus, die Lipinsky bewundert haben würde. Und dabei immer in höchster Wahrheit das echt national Ungarische! Es ist unglaublich, wie

er mit der höchsten Kunstausbildung das tiefschmerzlichste Gefühl der Zigeunermusik zu verbinden wußte.

„So irrte er bettelnd von Wohnung zu Wohnung umher, und wie oft hat man ihn nicht am Tor eines Schlosses ein Paar Stiefel oder ein Kleidungsstück fordern sehen, wo er dann empfangene Gastfreundschaft oder Almosen mit den göttlichsten Melodien vergalt. Leider ist auf diese Weise der größte Teil seiner herrlichen Kompositionen für uns verloren gegangen, ohne daß jemand daran dachte, diese kostbaren Fragmente aufzuzeichnen. Wenn er mit der Aufnahme zufrieden war, pflegte er wohl länger an einem Ort zu bleiben, höchstens aber auf die Dauer von zwei Tagen, und nichts auf der Welt hätte ihn vermocht, seinem Nomadenleben zu entsagen. Er starb in einer armseligen Schenke und schrieb noch wenige Stunden vor seinem Tode die unter dem Namen Csermák' halála (Csermaks Tod) so bekannte und allgemein verbreitete Melodie. Seine rasch erlöschenden Lebensgeister erlaubten ihm nicht, seinen Schwanengesang zu beenden, er fühlte den Tod herannahen und nahm die letzte Kraft zusammen, um auf den Rand des Blattes zu schreiben: Folytassa Bihary (Bihary soll's beenden). Einige Stunden darauf war er verschieden. Seine sterblichen Überreste sollen auf dem Veszprimer Friedhof ruhen."

Das Geschick dieser beiden Menschen bietet ein eigentümliches Bild. Ist nicht Bihary der vollkommene Repräsentant seiner Rasse? Zu den Arbeiten und mühsam zu erwerbenden Kenntnissen, welche aus Kunstwerken Denkmäler machen, ihre Dauer verlängern und den Ruhm ihrer Urheber verewigen, war er weder geschickt noch gelehrt genug, noch trug er Verlangen darnach. Er hatte keine andere Bildung, als die man durch fortwährende Berührung mit der zivilisierten Welt erlangt, wenn man mit feinem, subtilem Takt die Gefühlsweise erfaßt, welche das Schickliche bedingt. Mit lustigem, herzlichem, offenem Humor begabt, liebte er Abwechselung, Wandern, schöne Frauen, Enthusiasmus, Beifallklatschen, Feste, Aufregung, Rausch der Phantasie und der Sinne, ohne dabei das angeborene Gefühl tiefer, untröstlicher Traurigkeit aufzugeben. Er freute sich seiner Popularität

in einfacher, edler Weise. Ihm gefiel die mit Eitelkeit geschwängerte Atmosphäre, die er durch seine Melodien um sich verbreitete, die Augenblicke, in denen er, selbst ergriffen, seine Erregung auf andere übergehen sah. Er beschwor den König seiner Seele, den Schmerz, in den Zuhörern herauf und entlockte Tränen ihren Augen; dann hauchte er die trübe Vision fort und riß alles zu Tanz und Lust mit einer Leidenschaftlichkeit hin, wie nur der sie mitzuteilen vermag, der in die Tiefen des Abgrundes hinabgestiegen ist, welchen jener finstere Gott im menschlichen Herzen bewohnt. Und als dann die bösen Tage bei ihm einkehrten, hat er sie ebenso sorglos, wiewohl betrübter, verlebt. Er hatte die Not in seiner Jugend nicht gekannt und deswegen auch nicht gelernt, ihr mit unrechten Mitteln abzuhelfen, sodaß er ehrenhaft und vorwurfsfrei blieb. Als echter Zigeuner war er ohne Groll und Haß gegen die Gesellschaft, aber stolz, frei, seiner Abstammung, seinem Volke getreu, welches in glücklichen Umständen, wie die seinigen, wahrscheinlich denselben angeborenen Gefühlsadel, sowie dieselben Mängel der Sorglosigkeit, des Leichtsinns, der leidenschaftlichen Beweglichkeit beweisen würde, und auch dieselben künstlerischen Fähigkeiten, dieselbe Abneigung gegen jene Geistesrichtung, die uns zum Nachsinnen, zu spekulativen Betrachtungen hinzieht, denen sie samt den daraus erwachsenden Vorteilen gern entsagen. In beiden, in der Rasse wie in dem sie repräsentierenden Künstler, finden wir Scheu vor dem Wissen, vor der Analyse, dem Gedanken; Liebe zur Liebe, Bedürfnis der Leidenschaft, Behagen am Schmerz und maßloses Hingeben an die Freude. Beide verfolgen rastlos ein schimmerndes Ideal, dessen bald verlöschendes, bald wieder erstehendes Bild den Luftspiegelungen gleicht, welche die Karawanen in die Irre locken, sie veranlassen, ihre Schritte nach Oasen und Quellen, nach Städten und Seen zu richten, die sie niemals erreichen, ohne aber glauben zu können, daß die vor ihnen zurückweichenden, sich lösenden und wieder neu sich bildenden Fernsichten nur Täuschungen sind. Ausschließliches, vorherrschendes Gefühl — das ist der tiefste Zug des Zigeunercharakters und der Zigeunerkunst, und er ist auch das eigenste Merkmal in dem Geschick ihres glänzenden Typus, des großen Bihary.

Csermak ist das Opfer der harten Antithese, welche entstehen muß, wenn ein in zivilisiertem Medium gebildetes Gemüt sich in den primitiven Zustand zurückzuversetzen sucht, von dem die Zigeuner sich nicht lossagen wollen. Wer ihm nie untreu wird, unterliegt einer Überreizung, die in unseren Augen an Wahnsinn grenzt, die aber die edelste Fiber des menschlichen Wesens, das Herz, verschont. Wer jedoch, nachdem er anders gelebt und gefühlt hat, wieder Naturmensch werden will, läuft Gefahr, eine völlige Verwirrung aller Fähigkeiten in sich zu erleben, welche in Stumpfsinn ausartet. Es kann wohl geschehen, daß, während einige unserer virtuellen Kräfte ganz in Schlaf verfallen, andere zu einer außerordentlichen Entwickelung gelangen, ohne daß eine völlige Störung des moralischen Gleichgewichtes einträte. Will man aber alle zur überreizten Intensität anspannen, so ist jenes Unglück unvermeidlich. Es gibt Abgründe, an denen man nur mit geschlossenen Augen vorübergehen darf; wenn wir unseren Blick für geübt genug halten, ihre Tiefen zu messen, all ihr Grausen und Dunkel wahrzunehmen, bemächtigt sich Schwindel unserer Sinne, und es erlöscht der letzte Schimmer des Geistes, es versagt die letzte Kraft des Willens. Man kann nicht Zigeuner werden, wenn man nicht als solcher geboren ist. Wenn unser Sinn für gewisse Gesichtspunkte erloschen ist, wenn wir für gewisse Wünsche und Bestrebungen empfänglich geworden, die dem ursprünglichen Gipsy fremd bleiben, wenn wir gewissen Reizen und Leiden zugänglich wurden, die jener nicht kennt, würden wir vergeblich mit demselben Mut der Schmach und dem Mangel zu trotzen suchen, mit gleicher Leichtigkeit die Last des Bannes und den prickelnden Hunger, die Bürde der Ermüdung, die Erschöpfung des Elends tragen wollen. Wenn in die Liebe Befriedigung der Eigenliebe sich mischt, wenn mit der Heirat sich der Begriff der Haushaltung verbindet, wenn der Liebende in der Gemahlin schon eine Mutter seiner Kinder erblickt, wenn im Künstler mit der Idee des Ruhmes sich der Gedanke an ein erbliches Besitztum verknüpft, so wird das Zigeunerleben ein Gift, das man nicht zu ertragen vermag. Csermak war unter uns zivilisierten Menschen groß geworden, er hatte unsere Studien betrieben, unsere Freuden genossen, an unseren

Tafeln gespeist. Als er Zigeuner werden wollte, um wie ein echter Rommy zu singen, war der Wille größer als die Kraft, und er büßte seine Verwegenheit; als ob die Freiheit, der er nicht mehr dienen konnte, sich in eine Furie gegen ihn verkehrt hätte, bewahrte er nur noch ein verworrenes Bewußtsein der Anziehung jenes Nomadenlebens, dem er zu spät sich hingab, und dessen Schönheiten man nur dann zu genießen fähig ist, wenn man mit den verfeinerten Reizen unseres Lebens, unserer Gesellschaft unbekannt geblieben.

Es war nicht schwer vorauszusehen, daß die Zigeunermusik, sobald sie eine solche Höhe der Entwickelung erreicht haben würde, fanatische Bewunderer, zahlreiche Nachahmer finden und unfehlbar die vornehme Welt für sich einnehmen mußte. In der Tat kam eine Zeit, in welcher alle Musiker in Ungarn genötigt waren, sie zu kennen, sich mit ihr zu beschäftigen, weil die Dilettanten nach ihr verlangten, sie zu spielen begehrten. Alsbald bestrebte man sich, Vortrefflichkeitsbescheinigungen für diesen Zweig zu erbeuten, sich in dieser Richtung wetteifernd zu betätigen. Man begnügte sich nicht damit, diese Musik in ihren traditionellen Weisen anzuhören, man schrieb einige sorgsam auf und glaubte andere noch sorgsamer zu verbessern oder auszuglätten. Auch die Wissenschaft nahm, von lebhaftem und gemeinsamem Interesse gespornt, an dieser Bewegung teil. Man machte es sich zur Aufgabe, die Traditionen zu sammeln, auf ihren Anfang zurückzugehen, welches Unternehmen ein sehr schwieriges und, wie wir oben andeuteten, von wenig Erfolg gekröntes war. In Ermangelung von Quellen und Materialien griff die Archäologie nach den alten Instrumenten, suchte ihre historische Entstehung aufzufinden, Ursprung und Geschichte der volkstümlichsten Weisen zu erforschen.

Da es unmöglich ist, eine Kunst nach dem Hörensagen zu beurteilen, und wir uns in keiner Weise eine Vermutung bilden können, was die Zigeunerkunst vor unserer Zeit war, weil sie bloß für die Hörer bestand, nicht durch die Schrift, sondern nur durch Ausführung vermittelt wurde, können wir nicht entscheiden, ob auch hier die Theorie erscheint, wenn die Praxis verschwindet. Ausgezeichnete Künstler, wie Bihary und Csermak, können den Verfall einer Kunst nur bezeugen, wie ein Bergkamm das Ziel

eines aufsteigenden Weges. Doch möchte die Bemerkung vielleicht nicht ganz unrichtig sein, daß die großen Virtuosen in dem Maße seltener geworden sind, als der wissenschaftliche Eifer in diesem Zweige der Musik zunahm. Man möchte denken, daß das Seziermesser sie verscheucht. Die lebende Kunst ist wie ein Mädchen, das erst in liebender Umarmung zu glühender Hingebung belebt seine keusche Anmut entfaltet. Die Kunst will wie ein Mädchen mit Liebe und Leidenschaft umarmt sein, wenn sie ihre keusche Grazie, ihre glühende, aufreizende Hingebung entfalten soll. Die Anatomie kann nur den toten Körper zersetzen, nicht wieder neu beleben.

Die Zigeunermusik ist in unserem Jahrhundert mehr und mehr ein Gegenstand ungarischen Stolzes geworden, und man bezeichnete sie mit Recht oder Unrecht als nationales Eigentum, indem man für den Namen „Zigeunermusik" die Benennung „Ungarische Musik" annahm. Täglich gewöhnt man sich mehr daran, die Zigeuner bloß als Ausführende anzusehen. Geben sie vielleicht zu diesem Erlöschen ihres Namens durch das Erlöschen ihrer Eigenart Grund? . . . Man hat nicht ohne Ursache gesagt, daß unter zwei großen Prüfungen die des Glücks schwieriger zu überstehen sei als die des Unglücks. Der europäische Erfolg, welchen diese halbwilden Virtuosen auf dem Wiener Kongreß feierten, ist kein fördernder Sporn für sie geworden. Die beliebtesten Banden wurden nach und nach fade und banal, und wir hatten unsererseits Gelegenheit zu bemerken, wie günstig der Einfluß einer freien Natur, die Gegenwart ihrer Horden auf sie wirkte, wie sehr sie durch fortwährende Berührung mit anderen Kunstformen verloren. Eine unwillkürliche Achtung vor derselben Zivilisation, die ihre Sitten verschmähen, hindert sie, sich darüber klar zu werden, daß gerade in der Unkunde aller Regeln ihr Lebensprinzip wurzelt. Indem sie ihre Kunst durch Annäherung an die unsere zu verbessern, zu vervollkommnen glauben, entziehen sie derselben ihren originellen, seltsamen Charakter und machen sie zu einer verblaßten, individualitätslosen Erscheinung.

Früher hatte jeder Marktflecken in Ungarn seine Truppe Czigany-Musiker, die sich nicht aus einem gewissen Rayon verlor,

in welchem sie, wenn sie Wälder und Lagerstätten verließ, hinlängliche Befriedigung ihrer Bedürfnisse fand. Es gab mehr oder minder glänzende unter ihnen, und ganze Komitate waren wegen der Vortrefflichkeit ihrer Geiger oder Zymbalisten berühmt. Die meisten Magnaten hatten Orchester in ihren Diensten, deren Virtuosen sich ablösten; sie setzten einen Stolz darein, miteinander zu rivalisieren, sich die Ausgezeichnetsten streitig zu machen. Die Zigeunerkunst war wie eine Vegetation verschlungener blühender Lianen über den ungarischen Boden verbreitet. Das ganze Land war sozusagen von ihr bedeckt, und wohl war sie ein nationales Vergnügen, eine nationale Liebhaberei; denn reich und arm, groß und klein nahmen genießend an ihr teil. Die besten Banden begaben sich, wenn sie nicht von der Aristokratie in Anspruch genommen waren, in die beträchtlichsten Städte, blieben aber dort auf gleichem Fuß mit den anderen. Nur sehr ausnahmsweise traf es sich, daß ganz außerordentliche Banden oder Spieler von sehr weit herangezogen wurden.

Heutzutage sind die Zigeunervirtuosen aus Nomaden Reisende geworden. Statt mit ihren Stämmen weiter wandernd ihre Zelte abzubrechen und ihre Kessel in staubigem Wagen mit fortzuschleppen, haben sie es versucht, zu Gesellschaften assoziiert auf Eisenbahnen von einer Hauptstadt zur anderen zu fahren, um Geschäfte im europäischen Sinn zu machen. Seit sie eine neue musikalische Atmosphäre eingeschlürft, und die Kunst aufgehört hat, mehr eine Lust als ein Gewerbe für sie zu sein, seit man ihnen die den großen Handelsmittelpunkten eigene Gewinnsucht beigebracht hat, die in weit höherem Grade verderblich ist als der Diebstahl, solange er mit einer Art primitiver Naivität ausgeführt wird, haben sie sich gleich vielen anderen dem Moloch der Spekulation hingegeben, den Ruhm um des Goldes willen gesucht, und in diesem, wenn der Künstler sich ihm widmet, scheußlichen Kultus über der Habgier die Kunst vergessen.

Was konnten die blasierten Bevölkerungen der Weltstädte von einer Kunst verstehen, die, im Schoß der Natur erblüht, im Laufe von vier Jahrhunderten zum Baum erwachsen war, der ein großes Land mit seinen Zweigen beschattet? Anfangs versammelte

Neugier sie um die Neuigkeit, als sie aber bemerkten, daß die in diesem seltsamen Idiom gesungenen Empfindungen ihnen völlig fremd waren, verlangten sie nach ihren gleichmäßigen Rhythmen und banalen Melodien. Zur Strafe dafür, daß ihnen niedriges Interesse zum Zwecke geworden war, mußten die Zigeuner ihre Kunst opfern und ihre leidenschaftlichen Klänge und wundervollen Melodien mit Kavatinen, Ouvertüren, Potpourris, die gerade Mode waren, vermengen, um die Zuhörer anzulocken und zu fesseln. Ihre wahren Vorzüge gehen bei solchem Gewerbe verloren. Sie entwöhnen sich mehr und mehr ihrer Kunst und spielen an manchen Orten nur noch auf Verlangen und gegen eine besondere Vergütung Zigeunermusik.

Seitdem haben sie sich mit Meyerbeer, Donizetti, Strauß und Lanner vertraut gemacht. Werden sie nicht auch bald Mendelssohn und Schumann, Wagner und Berlioz in ihr Repertoire aufnehmen? Sie, die unmittelbarsten Interpreten der Phantasie, der freien Eingebung, stutzen sich gewaltsam zurecht, um die Erzeugnisse des denkenden Genius, des überlegt schaffenden, zu reproduzieren! Wir sehen sie in organisierten Truppen auf all den Linien, auf welchen der weiße, wallende Federbusch der rauchenden Lokomotive weht, ihre Reisen machen, in Paris, London, Brüssel und Berlin erscheinen und wieder verschwinden, und fürchten, daß die Zeit nur zu nahe ist, wo die ihren Ruhm rechtfertigende Poesie nur noch eine Erinnerung sein und die Zigeunerkunst nur noch der Geschichte angehören wird.

Bei diesem Stand der Dinge gereichte es uns zur größten Freude, einem jungen Ungarn zu begegnen, der, wenn auch mit der Bildung unserer Gesellschaft und der Zeit, in welcher er lebt, begabt, seine Unmittelbarkeit voll genug bewahrt hat, um zur Vermutung zu berechtigen, man werde dereinst von ihm sagen, was man bis jetzt nur Csermak nachrühmt: daß er, ohne Rommy zu sein, sich nichtsdestoweniger in Zigeunerkunst einzuleben verstand. Er besitzt einzig unter den lebenden Violinvirtuosen die authentische Tradition der wahrhaften Form wie des esoterischen Sinnes dieser Kunst. Wir konnten Reményi nie hören, ohne von einer Bewegung ergriffen zu sein, welche zum ersten Male in unserer Seele

die Erinnerung an Bihary wieder aufleben machte. Siebzehnjährig wurde er während des ungarischen Aufstandes Görgey als Leibvirtuose zugeteilt. Er spielte seine Geige vor und nach den Schlachten. Mit den Verbannten mußte er auswandern und beschloß, sich nun ausschließlich der Kunst zu widmen. Seit seinem ersten Auftreten in der Öffentlichkeit erwähnen ihn die Zeitungen mit großem Lob. Man bewunderte ihn zuerst in Hamburg, dann in London, später in Amerika, wo er aber ungeachtet der errungenen Erfolge nicht auf die Dauer verweilen mochte, weil er für seine Kunst zu wenig sympathische Elemente fand. Seit seiner Rückkehr nach Europa machten seine Konzerte noch größeres Aufsehen als die früheren. Trotz dem allseitig genossenen Beifall scheint er sich denen zuzugesellen, die einen höheren Zweck verfolgen, als behufs einer reichlichen Einnahme sich ein glänzendes Renommee zu verschaffen, die ihr Leben lang nicht aufhören, fortzuschreiten und ohne Wanken nach einem eigenen Ideal zu streben. Reményis Ideal ist das des Zigeuners mit seinem ganzen Stolz, seiner tiefen Bitterkeit, seiner vielfarbigen und vielgestaltigen Träumerei, seinem lebhaften, zierdereichen Schwung. Neben alledem treibt er eifrig klassische Studien. Eine zigeunerische Eitelkeit, wie wir es nennen möchten, scheint ihn dazu anzutreiben. Denn während er sich gern in der Chaconne und in den Fugen von Bach, den Konzerten von Spohr oder Mendelssohn bewundern läßt, nimmt er dann mit verdoppeltem Feuer seine Lassans und Frischkas wieder auf, als wollte er spielend seinem Auditorium einreden: Seht, wie viel schöner als das alles ist doch unsere Musik. Reményi ist mit einer jener glücklichen, gegen alle Monotonie sich auflehnenden Organisationen begabt, deren Originalität sich in allem und trotz allem an den Tag legt. Sie ist ein Pfand der Lebensfähigkeit seines Talentes und sichert ihm einen ausgezeichneten Platz in der Reihe von Erscheinungen, welche einen besonderen Zweig der Kunst verherrlicht haben.

XIX.

Wie unzureichend die zivilisierten Musiker sich mit dem Genius der Zigeunermusik vertraut zu machen gewußt haben, davon kann man sich überzeugen, wenn man Meister, wie Beethoven und Schubert, die dieser Form wesentlich eigenen Züge unsicher wiedergeben sieht. Beide versuchten, Fragmente der Zigeunermusik in die Sphäre ihrer Kunst zu übertragen, gleich zerstreuten Samenkörnern einer fremdartigen Blume. Beide lebten in Wien und mochten diese Musik hinlänglich kennen, um ihren Reiz zu schätzen. Schubert übertrug während seines Aufenthaltes auf dem Schlosse einer der vornehmsten ungarischen Familien mehrere dieser Themen auf das Klavier, und sie bilden unter dem Titel: Divertissements hongrois eines seiner entzückendsten Werke. Doch ist nicht zu verkennen, daß sowohl er wie Beethoven diese exotischen Gewächse mehr bewunderte als aufmerksam betrachtete. Beide durchdrangen sich nicht innig genug mit dem Geist und inneren Sinn dieser Klänge, um die abgebrochenen Modulationen, die absichtlichen Wiederholungen, die seltsamen Akkorde, die ungebräuchlichen Steigerungen und Abnahmen in Harmonie und Melodie, in denen das Besondere dieses Stils besteht, nicht für Barbarismen und Pleonasmen zu halten. Sie gaben nur die breiten und schönen Konturen der Melodie, ohne sich in die Eigentümlichkeiten des Rhythmus zu vertiefen, ohne die Wichtigkeit des Ornamentalen hervorzuheben. Aus der Art, wie sie die entlehnten Motive behandelten, geht augenscheinlich hervor, daß sie hier nicht mit dem Bewußtsein einer ganz anderen, auf verschiedenen Prinzipien und Grundlagen ruhenden Kunst zu Werke gingen. Sie hielten diese Melodien eben für Fragmente, die durch ungeschickte, unkünstlerische Hände entstellt waren, glaubten ihnen durch ein Restaurieren nach unseren tonalen Regeln ihren Wert wiederzugeben; sie nahmen diese Kunst mehr auf ihr Feld herüber, als daß sie versuchten, sich auf ihr eigenes Gebiet hinüber zu begeben, und durften es von diesem ihrem Standpunkte für eine genügende Ehre halten, die sie diesen Fragmenten antaten, wenn sie einige von ihnen der Vergessenheit entzogen und sie als glänzenden De-

mantstaub, als funkelnde Sandkörnchen in kostbarer Goldfassung aus ihren Händen hervorgehen ließen.

Ein Schriftsteller, welcher im Jahre 1853 mehrere Artikel über ungarische Musik in der Leipziger Neuen Musikalischen Zeitschrift veröffentlichte, bemerkt, und wir glauben mit Recht, daß wir die Ersten und Einzigen gewesen sind, die unter einer Unmasse von Phantasien und Transkriptionen über den Rakoczy-Marsch, von einer Menge verschiedener Autoren, die übermäßige Quarte in dieser bekannten Melodie beibehalten, welche den Hauch, von dem diese ganze Kunst ausgeht, so lebendig fühlbar macht. Und doch ist es unmöglich, der Molltonleiter der Zigeuner die übermäßige Quarte zu nehmen, ohne ihren Charakter zu verwischen, ohne ihr gleichsam ein Körperglied zu amputieren. Man kann das so wenig, als man der gotischen Kunst den Spitzbogen oder der maurischen die Hufeisenform zu entziehen vermöchte. Wenn man dieser Musik ihre eigentümlichen Intervalle nimmt, die allerdings in unseren Stil verpflanzt unser Ohr verletzen müßten, die aber hier von wunderbarer Wirkung sind, so bleibt eben ein Stumpf, eine Statue ohne Kopf, ein Blumenstiel ohne Blüte, ein Weib ohne Blick übrig. Es fehlt dann die Seele, die Krone der Idee, welche das Werk belebt. Wäre die Zigeunerkunst das Erzeugnis eines einzelnen, wie sie das eines ganzen Volkes ist, so sind wir der Überzeugung, der Autor würde völlige Vernichtung einer solchen Erhaltung vorziehen; denn jedes Kunstwerk ist nur das bergende Gefäß eines Gefühls, eines Gedankens, dessen Strahlen aus jenen Teilen, die sich durch originelle Wendung, besondere Form, typischen Charakter unterscheiden, am intensivsten und unmittelbarsten niedergleiten.

Eines Tages befanden wir uns bei einem Bilderliebhaber, bei welchem ein für ihn auf einer Ausstellung, wo es viel Aufsehen gemacht hatte, gekauftes Gemälde eben angekommen war. Er zeigte es uns, und als reicher Bankier legte er eine besondere Betonung auf die Summe, die er es sich hatte kosten lassen, während wir mit bewunderndem Schweigen die am Meer spielenden Fischerkinder betrachteten, welche eine Gruppe bildeten, die etwa ein Dritteil von der Höhe des Bildes einnahm. Der übrige Raum

war mit einem Himmel von durchsichtigem, mildem Blau ausgefüllt, über welchen wenige Flocken weißer Wolken hinstreiften, die gleich den reinsten morgenländischen Perlen erglänzten, in welchen jeder prismatische Strahl mit gleicher Kraft zurückgeworfen war, als tauchte jeder gleichtief in diese schäumende Milch hinab. Nie hatte ein niederländischer Maler das melancholisch Träumerische seines vaterländischen Bodens mit seinen Nebelschleiern und düsteren Tinten, mit dem unsäglich Elegischen ins Graue spielender Töne und dunkelglühender Schatten so trefflich wiedergegeben als dieser Meister einen schönen Tag im Norden ohne Feuer und Schwüle, aber mit seinen hellsten Reflexen, seinem zartesten Anhauch, seinem ruhigen, keuschen Glanz. Das war jene dünne Luft, wie sie dem Sommer unter diesen Breitegraden eigen ist, jene belebende, lauliche Wärme, jenes fast silberne Sonnenlicht, und besonders das nicht zu tiefe und nicht zu klare Blau jenes Äthers, welcher, von allen Dünsten befreit, ein das Auge liebkosendes echtes Himmelblau annimmt, wie wir es im Mai und Juni am Gewölbe hoch oben sehen, während das Licht wie feiner Goldsand aus dieser durchsichtigen Höhe herunterrieselt. Man fühlte hier dies sanfte Ausstrahlen der Sonne, ohne unzeitige Einmischung anderswo entliehener klimatischer Färbungen, ohne die Grellheit anderer Jahres- oder Tageszeiten, die manchmal kühne Maler mit dem Ocker ihrer Palette anbringen, um den Glanz des italienischen oder das Flammende des orientalischen Himmels wiederzugeben. Man hatte einen jener schönen Tage unter den nordischen Himmelsstrichen vor sich, wo die klare Luft, von dem kaum wahrnehmbaren Aushauch der Wassermoose durchdrungen, noch etwas Feuchte bewahrt hat, als ruhe noch darauf der Morgentau; einen Tag, der mehr leuchtend als warm, weil ein frischer Luftzug die Atmosphäre fortwährend reinigt und durchsichtiger macht. Das Bild brachte eine neue Darstellungsart gemäßigter Zonen; von der Farbenpracht großer Meister wesentlich verschieden. Es ruhte auf jener Natur der Anhauch träumerischer Trauer, selbst in friedlich klarer Morgenstunde.

Wir beneideten im stillen unseren Bankier um den Besitz eines so kostbaren Kunstwerkes, als er unsere Betrachtungen mit

den Worten unterbrach: „Es ist sehr mißlich, solche Ankäufe nicht selbst zu machen und sich auf die Lobreden der Journale zu verlassen. Ich habe dies Bild horrend teuer bezahlt, und, ich bitte Sie! habe ich nun eigentlich etwas für mein Geld? Die kleine Gruppe im Vordergrund ist doch wahrhaftig nicht von Bedeutung, und alles übrige ist eben blaue Leinwand. Ich habe auch schon an den Maler geschrieben, daß, wenn er mir die Hälfte meiner Summe wiedergeben will, ich ihm herzlich gern die zwei Drittel seines Bildes zurückschicken und das letzte Drittel, als den eigentlichen Gegenstand, für mich behalten werde. Was it not fair?“ Wir antworteten ihm nicht, daß der Künstler vermutlich zehnmal mehr Zeit zum Malen dieses Stückes blauer Leinwand gebraucht habe, um ihr diese dunstlose Frühhelle zu geben, als um die Kindergruppe auf einem Ufervorsprung zu skizzieren. „Glauben Sie“, fragte man, „daß der Maler auf Ihren Vorschlag eingehen wird?“ „O, wenn er nicht darauf eingeht, werde ich sein Bild sowieso zerschneiden; denn es nimmt mir zuviel Raum unnötig weg“, erwiderte der Kunstliebhaber. „In dem Falle schicken Sie mir die blaue Leinwand!“ antwortete man ihm. Da der diese Forderung Stellende die blaue Leinwand nie erhalten hat, so ist anzunehmen, daß der Eigentümer sich dennoch allmählich daran gewöhnte, sie unnützerweise einen großen Raum an der Wand einnehmen zu sehen, deren übrige Zierden ihm überhaupt nur zur Ehre gereichten und genugsam bewiesen, daß der Protz kein Ignorant war, den man grober Unkenntnis des Wertes von Kunstschätzen hätte zeihen können. Er wußte mehr von der Malerei als viele andere und besaß eine auserlesene Sammlung. Aber ein Bild, auf dem fast nur blaue Leinwand ist, was will das heißen!

Wie viele gibt es nicht, die an allen Arten Kunstwerke sich ähnlicher Vandalismen schuldig machen. Der Zigeunermusik zum Beispiel die übermäßige Quarte nehmen heißt ganz dasselbe, als vom Bilde des belgischen Malers die blaue Leinwand wegschneiden. Will man diese Kunst erhalten und sie auf nachfolgende Generationen übertragen, so muß man sie in ihrer Integrität bewahren und besonders sie keines ihrer Grundelemente berauben: ihrer Intervalle, Verzierungen, Rhythmen. Auf

diesen Dreien ruhend, gewinnt die Melodie ein ganz anderes Aussehen, als wenn man sie auf einen Sockel stellt, der nicht zu ihr gehört. Ihr von den drei Grundelementen nur eines oder das andere erhalten wollen würde so irrig sein, als wenn jemand ein gotisches Türmchen auf einen italienischen Palast stülpte oder einen dorischen Säulengang mit ägyptischen Sphinxen zierte. Man kann gewisse musikalische Abgeschmacktheiten nicht besser anschaulich machen, als wenn man sie mit analogem Verfahren in der Baukunst vergleicht, welche die Vorstellung der Massen lebhafter ergreift als unsere Kunst, die sich an einen subtileren Sinn wendet und spezielle Bildung weniger entbehrlich macht. Übrigens ermangeln beide Künste gleichmäßig eines Prototyps, sind an und für sich nicht nachahmende Künste und lassen die Nachahmung nur akzessorisch zu. Die Werke beider müssen behufs einer richtigen Beurteilung in bestimmte Gattungen, nach den Nationen und Epochen, denen sie angehören, eingeteilt werden. In beiden Künsten ist man übereingekommen, die großen Einteilungen mit dem Namen Schulen oder Stile zu belegen. Jeder Stil besitzt Monumente, welche seine Inspirationen am reinsten, seine Gedanken am genauesten wiedergeben, und mehrere solcher Stile sind durch Übergangswerke und Epochen aneinander geknüpft, welche als verbindende Kettenglieder dienen, anfangs den Einfluß des Stils, von dem sie ausgehen, sehr ausgeprägt an sich tragen und sich später allmählich in den kommenden Stil verwandeln. In der Musik wie in der Baukunst aber läßt sich behaupten, daß es Stile gibt, die gleichsam weit von der großen Heerstraße, welche die Kunst wandelt, sich entwickelten. Einen solchen weist die Zigeunerkunst auf, deren nebelhafte Entstehungszeit nur Hypothesen zuläßt, die nur von eigenen Kräften lebend sich von keinem fremden Stoffe genährt hat, von keinen äußeren Beziehungen beeinflußt ist, auf keine Annäherung an eine andere sich zurückführen läßt. Bleibe sie denn in der Zukunft wie in der Vergangenheit alleinstehend. Sie würde sich überhaupt an nichts anderes anknüpfen lassen. Wenn sie ihr Leben fortsetzen soll, muß sie alle ihre Besonderheiten bewahren; denn es hieße ihr Dasein vernichten, wollte man sie mit den Produkten europäischer Musik vermengen,

weil, sobald sich ihre Werke durch nichts Wesentliches mehr von anderen unterscheiden würden, es nur ein untergeordnetes Interesse haben könnte, die wirklich nationalen Melodien von später eingeschobenen zu unterscheiden. Nur unter der Bedingung kann die Zigeunerkunst eine Stellung, einen Namen in zukünftigen Zeiten behaupten, daß sie unversehrt in ihrem jetzigen Zustande, wie eine selten verzierte Monumentalsäule oder Aschenurne, erhalten wird.

Der Versuch, die Zigeunerkunst auf das gemeinsame Feld unserer Musik zu übertragen, würde mehr als einem Hindernis begegnen. Das größte liegt in der Wichtigkeit, welche hier die Virtuosität behauptet und an der Unmöglichkeit, unter unseren bürgerlich zivilisierten zigeunerisch beschaffene Virtuosen anzutreffen. Auch die Klangmassen unserer Orchester eignen sich nicht dazu, und diese müßten in ihren gewöhnlichen Instrumentations-Zusammensetzungen manche Änderungen erleiden, um den Charakter eines Zigeunerorchesters reproduzieren zu können. Wir besitzen zuviel Zwischenstimmen, zuviel vermittelnde Klänge, zuviel sanfte, schimmernde Farbengebung, um durch ihre unbehutsame Anwendung nicht zum Verwischen gewisser Härten verleitet zu werden, welche von der Czigany-Musik unzertrennlich sind. Die Königin unter den Zigeunerinstrumenten ist die Geige; den nächstwichtigsten Rang nimmt das Zymbal ein. Die isolierte Violine bleibt arm und reicht nicht aus, um eine größere Klangwirkung zu beherrschen als die, welche von den anderen Gliedern des kleinen Heeres, deren Haupt, deren Held und Imperator sie natürlich ist, gegeben wird. Das Klavier, obwohl es im Orchester die grelle Klangfarbe des Zymbals nicht ersetzen könnte, vereinigt immerhin mehrere Bedingungen in sich, kraft deren es mehr als andere Instrumente befähigt wird, ein Orchester solcher Nomadenvirtuosen zu simulieren. Es eignet sich zu den reichsten Verzierungen, während es zugleich den Rhythmus durch eine vollständige Harmonie und durch eine Klangfülle hervorheben kann, die hinreicht, um an den nötigen Stellen tiefe Schatten neben glänzenden Lichteffekten zu geben. Die Melodie bringt es um so eindringlicher zur Geltung, als die eigentümlichen zigeunerischen Intervalle sich in seinen Klangwirkungen sehr gut anwenden lassen.

XX.

Der Zauber, den die Musik der Zigeuner seit unserer Kindheit auf uns ausgeübt hatte, die Vertrautheit mit ihrer eigenen, keiner anderen zu vergleichenden Art und Weise, dies allmähliche Eindringen in das Geheimnis ihres Lebensnervs, die immer tiefer geschöpfte Einsicht in das Wesen ihrer Form und in die Notwendigkeit ihres Beharrens auf einer Exzentrizität, deren Milderung ein Verleugnen ihres Charakters, ein Entäußern ihrer Individualität wäre, führte uns natürlich schon sehr frühe dazu, manche von ihren Bruchstücken dem Klavier anzueignen. Hatten wir aber in guten Stunden bald eine beträchtliche Anzahl solcher Aneignungen gewonnen: es war damit nirgends ein Ziel erreicht. Weit entfernt, unserem Trieb genuggetan zu haben, unser Interesse sich mindern zu sehen, gerieten wir immer tiefer in die Arbeit, fühlten die Lust nur wachsen, die beredten Mahnrufe, die düsteren Ergüsse, die Träumereien, Schwelgereien und Überschwänglichkeiten dieser scheuen Muse auf unser Instrument zu übertragen. Aber jeder Fortschritt war nur ein maßloses Anwachsen der Aufgabe; es war zuletzt kein Halt, keine Grenze mehr zu finden. Eine Wucht von Material lastete auf uns. Da hieß es vergleichen, wählen, feilen, ans Licht heben! Und mitten in diesen Bestrebungen erwuchs die Überzeugung in uns, daß diese zerstückten, zerstreuten Melodien die irrenden, flatternden, schweifenden Teile eines großen Ganzen seien, daß sie den Bedingungen zur Herstellung einer harmonischen Gesamtheit völlig entsprächen, welche alle ihre wesentlichen Eigenschaften, ihre eigensten Schönheiten in sich einschlösse, und welche, kraft der von uns im Beginnen dieser Blätter versuchten innerlichen Begründung als eine Art Volksepos anzusehen sei, wie es dieses Volk, das in all seinem Tun einer ungewohnten, ungebräuchlichen Weise folgt, in einer ungewohnten, ungebräuchlichen Form und Sprache gesungen hat.

Von diesem neuen Gesichtspunkt aus mußten wir bald wahrnehmen, daß die fast unzähligen einzelnen Stücke der Zigeunermusik sich, wie Oden, Dithyramben, Elegien, Balladen, Idyllen, Ghaselen, Distichen, Kriegshymnen, Grabgesänge, Liebeslieder

und Trinkreime, zu einem homogenen Körper, zu einem vollständigen Werke vereinigen ließen, welches derartig eingeteilt wäre, daß jeder Gesang zugleich ein Ganzes und einen Teil bildete, den man lostrennen und an und für sich, ohne Rücksicht auf das Ganze, betrachten und genießen könnte, der aber dennoch durch die enge Verwandtschaft des Stoffes, die Gleichheit seines inneren Wesens, die Einheit der Gestaltung zum Ganzen gehören würde. Die von uns schon einzeln veröffentlichten Fragmente der Zigeunermusik wurden einer neuen Prüfung unterzogen, sie wurden modifiziert, verschmolzen, zusammengestellt, je nachdem es unserer Absicht auf ein Ganzes entsprach, das in dieser Weise seines Aufbaues ein Werk böte, welches unsere Idee eines Zigeunerepos, wie sie uns vorgeschwebt hatte, annähernd verwirklichen möchte. Unter der Vollendung dieser Arbeit verhehlten wir uns nicht, daß ein solches Epos in der gebildeten Welt, der wir es vorlegen wollten, wenig Aussicht auf Entgegenkommen und Beifall haben dürfte, so sehr wir uns bemüht hatten, dem Sammelwerke die Lebensfähigkeit zu verleihen, ohne welche keine Kunsterscheinung auf dieser Tummelbahn aller erdenklichen Formen einige Dauer zu beanspruchen vermag, ohne jedoch in etwas den Hauch von Wildheit, der diese Musik beseelt, zu schwächen. Wir mußten besorgen, dieses auf heimatlichem Boden so liebgehegte, geschmeichelte Kind an fremdem Herde mit kalten, verlegenen Blicken messen zu sehen, und hielten es für geraten, ihm einen guten Paß und Empfehlungsbrief mitzugeben. Wir gedachten unser Epos mit einer Vorrede zu versehen. Doch wie bald wuchs diese weit über den möglichen Rahmen hinaus! Und darüber kam es vor sechs Jahren zu einer ganz ungeharnischten, ohne Sattel reitenden Ausgabe unserer „Ungarischen Rhapsodien“. Aber siehe da! unsere Befürchtungen zerstreuend und vielleicht dank einem „je ne sais quoi“, das sich oft genug launenhaft in solche Dinge mischt, schien das Publikum Geschmack an diesen bizzaren Dichtungen zu finden und ihren verschiedenen Weisen mit einer gewissen Hingebung zu lauschen. Es stellte sich heraus, daß die ungarischen Rhapsodien Beifall fanden. Und während dies Gelingen aus der Sache selbst heraus sich geltend machte, kam endlich auch die begonnene

Vorrede zustande. Sie bietet sich heute den sympathischen Hörern des Zigeunerepos in diesen Blättern dar. Möchten denn unsere Leser verstehen, daß, wenn wir sie so lange von den Zigeunern und ihrer Musik in Ungarn unterhielten, es in der Hoffnung geschah, diese unserem Vaterland so teure Musik in jener Sphäre der Kunst einheimisch zu machen, welche Gemeingut der ganzen Menschheit ist, in der alle Völker sich an den lebendigen Quellen jeder hohen Poesie tränken, und welcher Goethe prophetisch mit dem Namen „Weltliteratur“ die weihende Taufe gab.

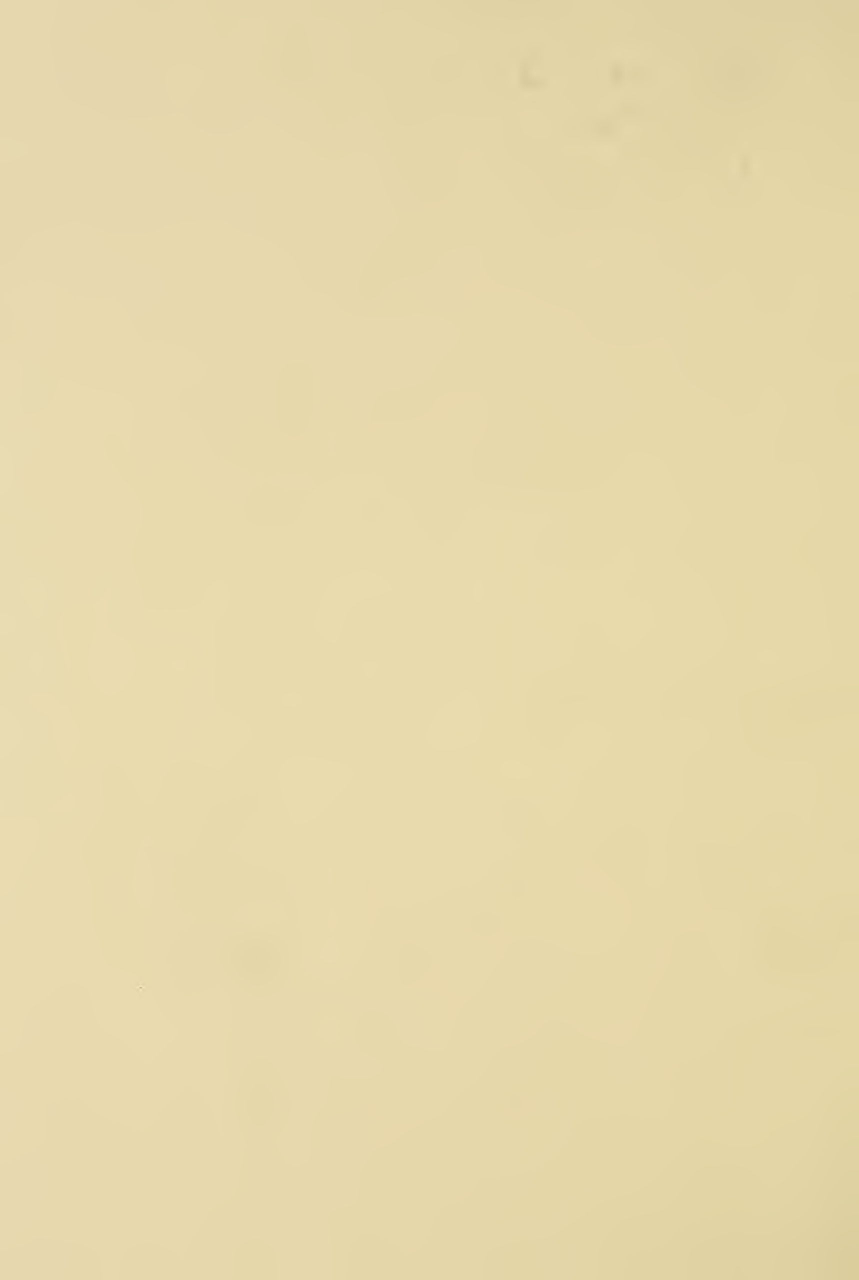
Als wir einen Teil der zahlreichen Materiale, die sich uns in andauernden Beziehungen zu ungarischen Zigeunern und den Sammlern ihrer Lieblingsmelodien zu ziemlichen Massen anhäuften, für das Klavier, als das Instrument, welches Gefühl und Form der Zigeunerkunst in ihrer Ganzheit am besten wiederzugeben vermag, bearbeiteten und herausgaben, benannten wir unsere Stücke Ungarische Rhapsodien. Durch das Wort Rhapsodie wollten wir das phantastisch epische Element bezeichnen, welches wir in ihnen erkannten. Wir hielten sie immer für Teile eines poetischen Zyklus, der sich durch die Einheit einer scharf ausgesprochenen nationalen Begeisterung auszeichnet, insofern sie nur dieser Nation angehört, deren Seele sie vollkommen wiedergibt, während dieselbe in keiner anderen diesem Volk eigenen und von ihm gehandhabten künstlerischen Form ausgeprägt ist. Diese Fragmente erzählen allerdings keine Tatsachen, aber Ohren, die zu hören verstehen, werden den Ausdruck eines gewissen Sehnens aus ihnen erlauschen, nach dem Ideal eines ganzen Volkes. Was fragt die Kunst darnach, ob dieses Volk aus Parias besteht? Sobald sie Gefühle empfunden, die einer Idealisierung fähig sind, und diese Gefühle in einer Form von bezwingender Schönheit und Eigentümlichkeit ausgesprochen, haben sie Bürgerrecht in der Kunst erworben, sollte es ihnen sonst allenthalben verweigert werden. Ein ideales Recht in idealem Staat, das nichts beansprucht als — Ruhm!

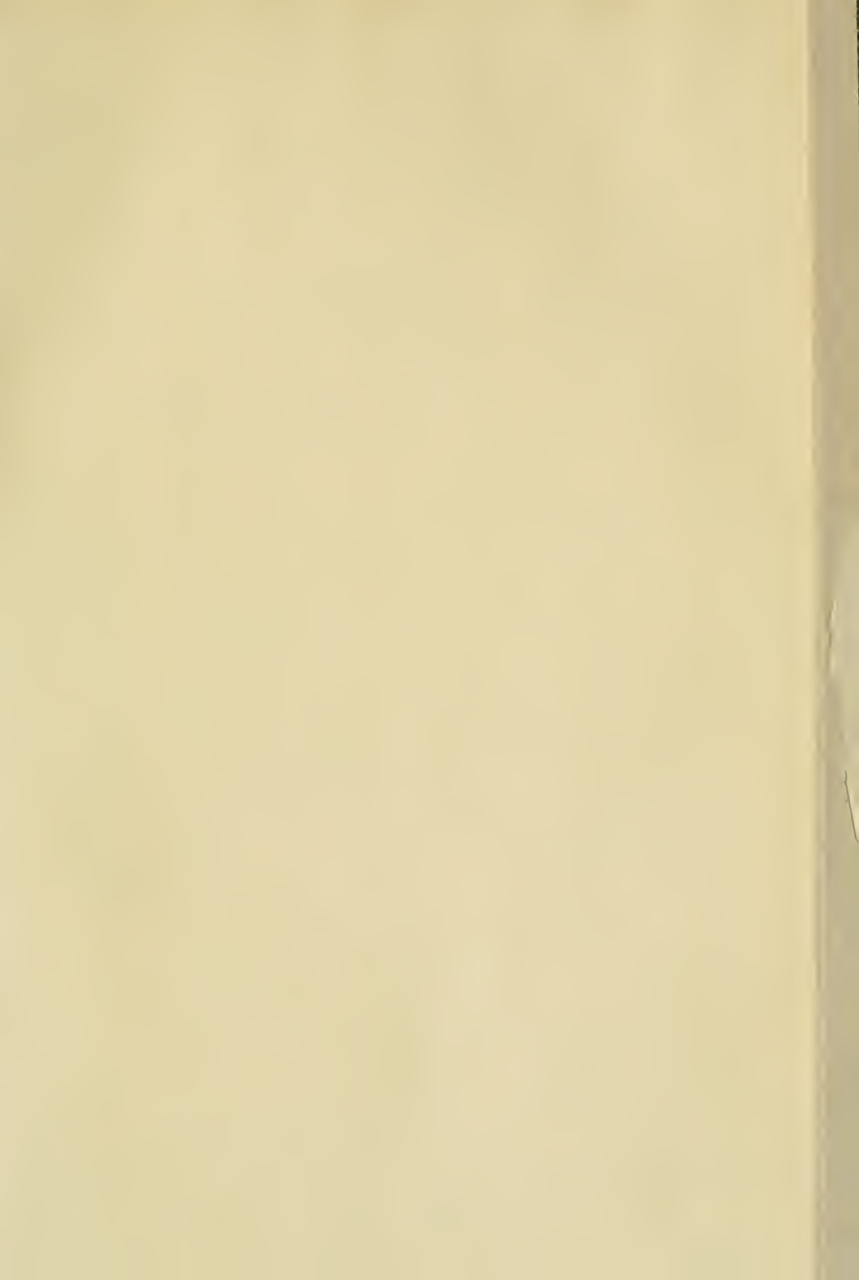
Wir haben diese Rhapsodien außerdem Ungarische genannt, weil es ungerecht wäre, für die Zukunft trennen zu wollen, was in der Vergangenheit vereint war. Die Magyaren adoptierten die

Zigeuner als nationale Musiker. Sie identifizierten sich vollständig mit dem stolzen, kriegerischen Enthusiasmus, mit dem tiefen Schmerz, der so voll aus diesen Klängen ihnen entgegentrat. Sie haben sie nicht allein ihren Freuden und Festen gesellt; als gerührte Zuhörer ihrer Lassans haben sie ihnen teilnehmende Tränen geweiht. Das Nomadenvolk der Czigany, weithin durch manche Länder zerstreut und überall der Musik pflegend, hat diese Kunst nirgends zu einer solchen Ausbildung zu steigern gewußt wie auf ungarischem Boden, weil sie nur hier die zu ihrer Entwickelung, ihrem Gedeihen nötige sympathische Popularität fand. Die freigebige Gastfreundschaft der Ungarn gegen die Zigeuner war zu ihrem Bestehen so unentbehrlich, daß die Kunst beiden mit gleichem Recht angehört, weil sie weder ohne die einen noch ohne die anderen ins Leben treten konnte. Wenn jene Spieler brauchten, konnten diese der Zuhörer nicht entraten. Ungarn hat also sein gutes Recht, eine Kunst die seinige zu nennen, die von seinem Korn, seinen Reben genährt, von seiner Bewunderung gehegt, in seinem Schatten gewachsen ist, die durch seine Liebe großgezogen und mit seinen Sitten so innig sich verwebt hat, daß sie sich mit den zartesten und teuersten Erinnerungen jedes Ungarn verbindet. Möge sie fortan wie eine glorreiche Eroberung unter den schönsten Rechtstiteln unseres Landes glänzen, möge sie wie ein kostbarer Edelstein haften an den Kleinodien seiner alten, ruhmreichen Krone!

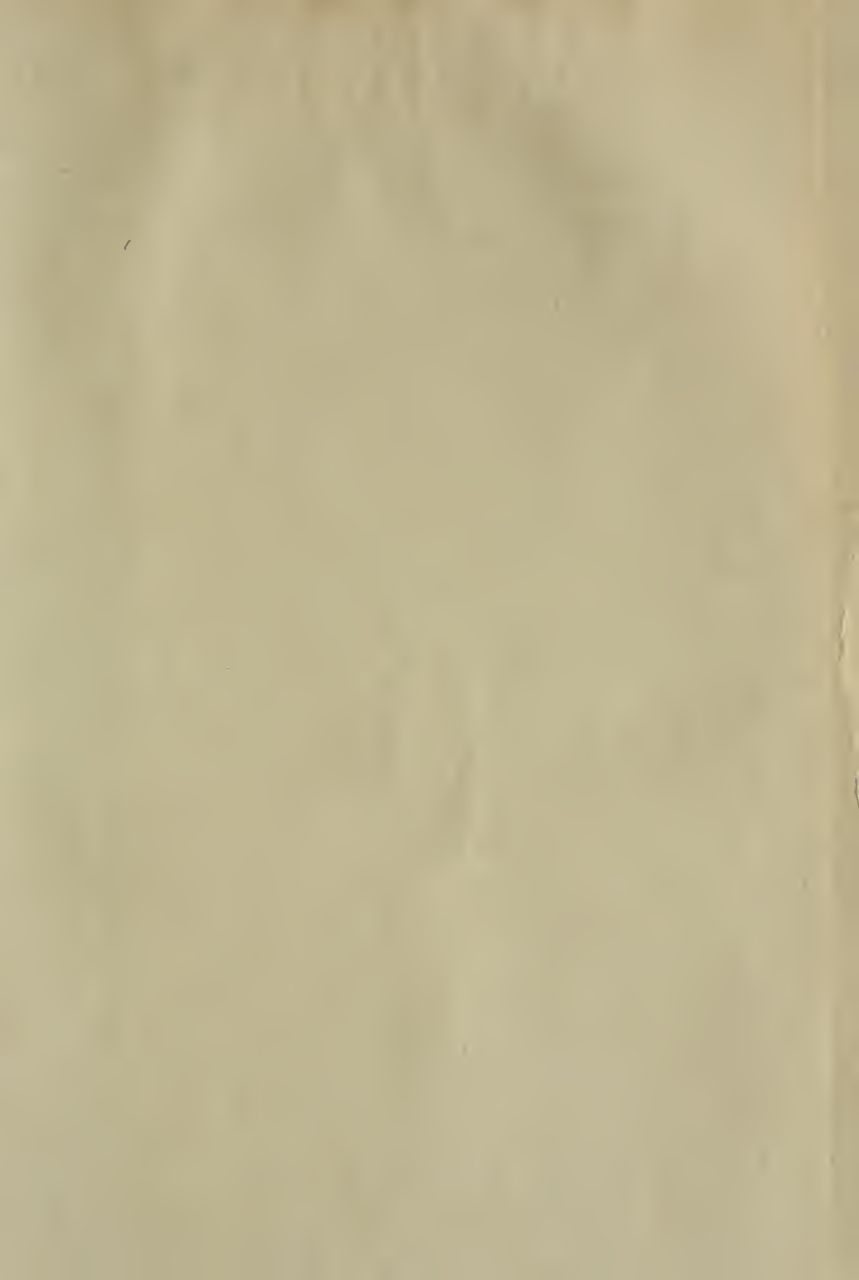












Date Due

APR 0 , 1994			
MAY 1 1994			
9649589			

